Energielandschaft Baar mit neuen Akzenten auf den Amtenhauser Bergen

Der absehbare Ausstieg aus Kernkraft und Kohle, erzwungen durch den menschengemachten Klimawandel, bedeutet nicht nur eine energiewirtschaftliche Kehrtwende, er hinterlässt auch in der Landschaft seine Spuren, im Landschaftsbild wie in der Ökologie. Ob Windkraftanlagen den Horizont verstellen, ob „Vermaisung" zur Biogasproduktion um sich greift oder ob plötzlich Wiesen zu Solarfeldern werden: Der Landschaftsfreund, der sich traditionell dem Natur- und Landschaftsschutz verbunden fühlt, sieht sich unweigerlich in Zwiespälte gestürzt, gar ins Abseits manövriert und vor die Fragen gestellt: Was gilt es noch zu bewahren, was ist unveräußerbar an landschaftlichen Werten? Fragen, denen sich auch der Verein für Geschichte und Naturgeschichte der Baar stellen sollte – dazu ein Beitrag von Wolf Hockenjos.

ISSN 0340-4765

25.– Euro

63. Band 2020

SCHRIFTEN DER BAAR

SCHRIFTEN DER BAAR

Band 63 · 2020

Schriften des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar und der angrenzenden Landes in Donaueschingen. 1. Jahrgang. 1870.

150 Jahre Schriften der Baar

Opernstar aus Überauchen

Johann Baptist Krebs

Natur oder Kultur?

Landschaft und Wald seit 5000 Jahren

BAAR VEREIN

Verein für Geschichte und Naturgeschichte der Baar

Schriften
des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar

63. Band 2020

Schriften
des
Vereins für Geschichte
und Naturgeschichte der Baar

63. Band 2020

150 Jahre
Schriften
der Baar

Verein für Geschichte
und Naturgeschichte der Baar
gegründet 1805

Schriftleitung Michael Tocha, unter Mitarbeit von Dr. Helmut Gehring

Die Schriften des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar (kurz „Schriften der Baar“) erscheinen jährlich im April. Redaktionsschluss ist der 15. September des Vorjahres.

Der Schriftenband kostet 25 Euro und kann über die Geschäftsstelle bezogen werden. Für Mitglieder des Vereins ist der Band im Jahresbeitrag von 30 Euro enthalten.

Geschäftsstelle des Vereins für Geschichte
und Naturgeschichte der Baar
78159 Donaueschingen, Postfach 1954, Schulstraße 6
Telefon: (0771) 92 94 205

Öffnungszeiten: Mo 18–20 Uhr (Änderungen vorbehalten)
www.baarverein.de, info@baarverein.de, Facebook: Baarverein

Bankverbindung:
Sparkasse Schwarzwald-Baar
IBAN: DE43 6945 0065 0242 2060 10

Titelabbildung Umschlag des ersten Bandes der Schriften der Baar

Lektorat Rolf Baiker

Grafik/Satz Holger von Briel

Druck Druckerei Uhl GmbH & Co. KG, Radolfzell

ISSN 0340-4765

Dieses Jahrbuch wird gefördert
durch das Regierungspräsidium Freiburg,
das Landratsamt Schwarzwald-Baar-Kreis,
die Stadt Donaueschingen,
die Sparkasse Schwarzwald-Baar
und die Firma Karl Storz (Tuttlingen).

Vorwort . . . . . Seite 7

Michael Tocha
150 Jahre „Schriften der Baar“ – Themen, Trends und Perspektiven 9

Landschaft, Pflanzen und Tiere der Baar

Hannah Miriam Jaag und Hans Joachim Blech
Das Alpenveilchen als uralte Kulturpflanze –
zum Vorkommen im südlichen Mitteleuropa 21

Hartmut Ebenhöh
Zum Auftreten rastender Limikolen (Watvögel)
im Schwarzwald-Baar-Kreis – Beobachtungen von 2000 bis 2018 29

Helmut Gehring
Brutnachweise des Gänsesägers (*Mergus merganser*)
an der Breg bei Wolterdingen 45

Josef Kammerer und Thomas Schalk
Ergebnisse einer Schmetterlingserhebung bei Bad Dürrheim im
Gewann Hinter Bulz – Tagfalter, Nachtfalter und Kleinschmetterlinge 49

Helmut Volk
Landschaft und Wald auf der Baar
und im Schwarzwald seit 5000 Jahren 57

Energie und Verkehr

Wolf Hockenjos
Energie(wende)landschaft Baar. 79

Harald Ketterer
Strom für Mundelfingen.
Die Elektrifizierung eines Dorfes auf der Baar 93

Dietrich Reimer
Die Randenbahn – geplant, aber nie gebaut 119

Persönlichkeiten des 19. Jahrhunderts

Josef Vogt
Johann Baptist Krebs, ein Musiker und Freimaurer aus Überauchen 129

Frank Zeiler
Johann Georg Schultheiß –
ein Schwarzwälder Majestätsbeleidiger im Vormärz 149

Adelheid Klaiber
Max Schneckenburger, der Dichter der „Wacht am Rhein“ 165

Architektur

Folkhard Cremer
Kommunalisierung einer sakralen Bauaufgabe in den 1960er Jahren.
Zu den Aussegnungshallen in Dauchingen und Obereschach 173

Aus der Bibliothek des Baarvereins – Buchbesprechungen 181

Neuzugänge der Bibliothek 182

Buchbesprechungen 185

Vereinschronik 207

Jahresprogramm 2019 – Rückschau 208

Protokoll der Mitgliederversammlung 2019 210

Zu unseren Mitgliedern 213

Nachruf Wolfgang Martin 214

Verzeichnis der Partner im Schriftentausch 215

Hans Keusen
Ulm und Höhlen der Schwäbischen Alb (Jahresexkursion 2019)..... 218

Horst Fischer
Adel im Wandel – Fahrt nach Weitra, Böhmen und Regensburg 224

Jahresprogramm 2020 234

Hinweise für Autoren / In eigener Sache..... 240

Vorwort

150 Jahre Schriften der Baar

Dieser Band ist zugleich eine Festschrift: Der Baarverein und seine Zeitschrift begehen 2020 ihr 150-jähriges Jubiläum. Das ist Anlass, sich zu erinnern und Bilanz zu ziehen – wie schon 1970 beim 100-jährigen Jubiläum der Schriften und 2005 beim Rückblick auf die Gründung der „Gesellschaft der Freunde der Geschichte und Naturgeschichte an den Quellen der Donau“ 200 Jahre zuvor. Bei diesen Gelegenheiten ist vor allem die Geschichte des Vereins umfassend dargestellt worden. So bot es sich jetzt an, einmal die „Schriften der Baar“ eigens in den Mittelpunkt zu stellen. Die Fragestellung dabei war eine zweifache: Welche Schwerpunkte und Linien werden in der großen Bandbreite und der bunten Fülle der behandelten Themen sichtbar, und in welchem Maß spiegeln sich die bewegte, ja dramatische Zeitgeschichte und der Zeitgeist jener 150 Jahre in den Texten wider?

Auch im Jubiläumsjahr erfüllt der vorliegende Band die Kernaufgabe unserer Zeitschrift, Geschichte und Natur der Baar zu erforschen und darzustellen (das war 1970 ebenso). Im Bereich der Naturkunde behandeln Hartmut Ebenhöh und Helmut Gehring einmal mehr die außergewöhnliche heimische Vogelwelt. Josef Kammerer und Thomas Schalk zeigen exemplarisch, wie es um die Schmetterlinge auf der Baar steht. Der Ausbreitung des Alpenveilchens in unserer Region gehen Hannah Jaag und Hans Joachim Blech vor allem unter historischen Gesichtspunkten nach. Helmut Volk führt die These aus, dass es in Europa seit Jahrtausenden keine vollkommen natürlichen Wälder mehr gebe, vielmehr sei der Wald schon sehr lange vom Menschen beeinflusst. Wolf Hockenjos gibt zu bedenken, ob die Energiewende für das Landschaftsbild der Baar nicht auch abträglich ist, und dürfte damit Diskussionen auslösen.

Im Bereich der Geschichte wird das Thema Energie wieder aufgegriffen: Harald Ketterer beschreibt, wie zu Beginn des 20. Jahrhundert die Elektrizität nach Mundelfingen kam. Dietrich Reimer berichtet von einem Eisenbahnprojekt, das keine Chance hatte, aber die enorme Bedeutung ahnen lässt, die

diesem Verkehrsmittel einmal zugeschrieben wurde. Ein besonderer Schwerpunkt dieses Bandes liegt auf Persönlichkeiten des 19. Jahrhunderts, die von hier stammten und in der Ferne Wirkungen entfalteten: Josef Vogt stellt den Überauchener Sänger und Freimaurer Johann Baptist Krebs vor, Frank Zeiler schildert, wie sich Johann Georg Schultheiß aus St. Georgen in der Zeit des Vormärz mit den Mächtigen anlegte, und Adelheid Klaiber erinnert an Max Schneckenburger aus Talheim, den Dichter der „Wacht am Rhein". Im Blick auf die Architekturgeschichte des 20. Jahrhunderts zeigt Folkhard Cremer, dass Säkularisierung und Pluralisierung auch auf der Baar die Bestattungskultur verändert haben.

Unsere Buchbesprechungen laufen ab jetzt unter der Überschrift „Aus der Bibliothek des Baarvereins". Damit soll in Erinnerung gerufen werden, dass die besprochenen Bücher zur Verfügung stehen und genutzt werden können. Bei den Buchanzeigen wird unterschieden zwischen kurzen Hinweisen und längeren Rezensionen. Im zurückliegenden Jahr sind neben Büchern zu Baaremer Themen wieder eine Reihe von Neuerscheinungen bei uns eingegangen, die südwestdeutsche oder auch allgemeine Fragestellungen mit Bezügen zum Vereinsgebiet behandeln, z.B. Zähringer, Burgen, moderne Kirchen, die Rückkehr von Raubtieren in unsere Wälder oder den Begriff Heimat. Darunter sind auch Bücher, die den Blick die Donau hinab bis nach Ulm öffnen.

Diese Ausgabe der „Schriften der Baar" ist die erste mit festem Einband. Das hebt den Jubiläumsband auch äußerlich heraus und darf in Bezug auf künftige Bände gern als Sinnbild genommen werden: Die handfeste äußere Aufmachung macht das Streben nach inhaltlicher Solidität im wörtlichen Sinne begreifbar. Im Kern ist das fast schon das Programm der „Schriften" für kommende Jahre.

Michael Tocha, Helmut Gehring

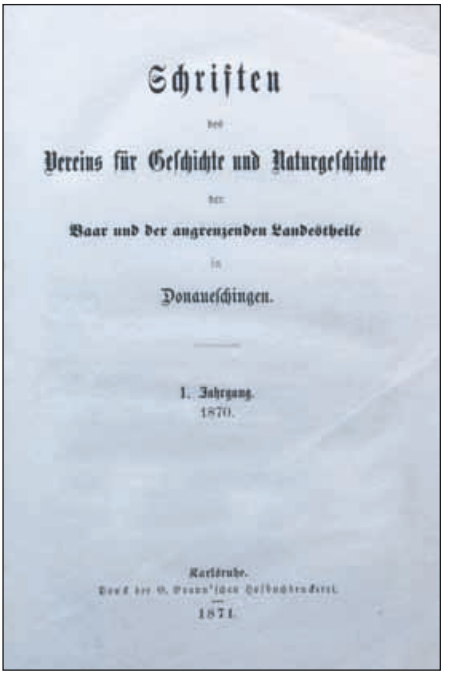
Band 63 · Seite 9 – 20
März 2020

150 Jahre „Schriften der Baar" – Themen, Trends und Perspektiven

von Michael Tocha

Der Baarverein begeht 2020 ein doppeltes Jubiläum: Er wurde 1870 als Nachfolger der 1805 ins Leben gerufenen „Gesellschaft der Freunde der Geschichte und Naturgeschichte an den Quellen der Donau" neu begründet, und mit Jahresnennung 1870 erschien im Folgejahr der erste Band der „Schriften des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar und der angrenzenden Landestheile in Donaueschingen". Er enthielt je einen Beitrag zu den beiden Forschungsfeldern des Vereins und begründete damit eine Tradition, die bis heute fortlebt und zum Markenzeichen geworden ist. Die folgenden Bände kamen in „zwanglosen Heften" heraus, wie die Satzung von 1870 in § 4 festlegt, in der Regel im Abstand von zwei bis acht Jahren. Seit 1995 erscheinen die „Schriften" regelmäßig jedes Jahr. Seither sind einschließlich der hier vorliegenden Ausgabe 63 Bände vorgelegt worden.

Die „Schriften" umspannen somit bewegte und schwierige Jahre der deutschen Geschichte: den 1870-er Krieg und das Kaiserreich, Ersten Weltkrieg und Weimarer Republik, Nationalsozialismus und Zweiten Weltkrieg, Besatzung und Bundesrepublik. Im Bereich der Naturkunde lässt sich in diesem Zeitraum ein Wandel von positivistischer Beschreibung des Ist-Zustandes über den neuromantischen Rückzug der Jugendbewegung in die Natur zu einer ökologisch und bioethisch begründeten Sorge um ihren Fortbestand beobachten. Es liegt nahe, einmal zu fragen, inwieweit jene Ereignisse und der jeweilige Geist der Zeit einen Widerhall in den „Schriften" finden – weniger durch direkte Bezugnahme, was bei einer historisch und naturwissenschaftlich angelegten Zeitschrift gar nicht zu erwarten ist, als vielmehr durch Themen- und Wortwahl und die redaktionellen Begleittexte. Freilich ergibt sich dabei ein methodisches Problem: Indem die „Schriften" keine Themenhefte kennen, entfällt eine zentrale redaktionelle Steuerung, die Beiträge ergeben sich eher aus den zufälligen Forschungs-


Schriften
des
Vereins für Geschichte und Naturgeschichte
der
Baar und der angrenzenden Landestheile
in
Donaueschingen.

1. Jahrgang.
1870.

Karlsruhe.
Druck der G. Braun'schen Hofbuchdruckerei.
1871.

interessen der jeweiligen Autoren. Sie sind es, die den Charakter der Zeitschrift bestimmen. Daraus folgt eine große thematische Breite, ein Knäuel bunter Fäden, bei dem Trends und Schwerpunkte nicht leicht auszumachen sind. Umso mehr ist bei der Suche nach dem roten Faden auf verhaltene Signale, etwa in den Vorworten, zu achten, und die statistische Häufung gewisser Themen ist festzustellen, aber mit Zurückhaltung zu interpretieren.

Die Gründung der „Schriften“ war Teil einer allgemeinen Entwicklung in Deutschland. Im Verlauf des 19. Jahrhunderts, des Zeitalters des Historismus, wurden überall regionale Geschichtsvereine und in Verbindung mit ihnen fast immer auch regionalgeschichtliche Zeitschriften gegründet. Im Südwesten entstanden vor den „Schriften der Baar“ schon 1850 die „Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins“ (ZGO), 1865 das Freiburger Diözesan-Archiv (FDA), 1868 die „Mittheilungen des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde in Hohenzollern“, die jetzige „Zeitschrift für Hohenzollerische Geschichte“ (ZHG), und 1869 die „Schriften des Vereins für die Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung“, danach 1873/74 der „Schau-ins-Land“ des Breisgau-Vereins. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts antworteten solche Gründungen auf das Bedürfnis, nach Mediatisierung und Säkularisierung die Erinnerung an untergegangene historische Territorien und Institutionen wach zu halten. Regionalgeschichte stellte anfänglich den Versuch dar, den rheinbündischen Einzelstaaten, hier Baden und Württemberg, eine eigene Geschichtstradition gegenüberzustellen und sie zu bewahren; die regionale Identität überdauerte die staatliche Existenz und wurde beharrlich am Leben gehalten. Sie war oft dynastisch und konfessionell gegründet, wurde aber zunehmend von landschaftlichen Raumerfahrungen – Baar, Hegau, Ortenau – überformt. Im Zuge der Reichsgründung verschoben sich dann die Gewichte. Der Einzelstaat verlor an Bedeutung, Bezugsrahmen wurde jetzt das Reich. In ihm konnten sich die Regionen spannungsfreier wiederfinden, war es doch zu deuten als die große Gemeinschaft aller deutschen Geschichtslandschaften. Den nationalen Hochgefühlen waren damit auch aus regionalem Blickwinkel keine Grenzen gesetzt. Ein Rückblick des Vereins für Thüringische Geschichte und Altertumskunde 25 Jahre nach der Reichsgründung macht das deutlich: „Ein Strom heiliger, vaterländischer Gefühle geht durch die deutschen Lande, der auch uns auf seinen Wogen trägt. Die deutsche Geschichtsforschung hat ihre kräftigste Wurzel in der Liebe zum Vaterlande, dessen Erhebung, dessen Großthaten ihr Schwingen verleihen.“ Die regionalen Geschichtsvereine sind Mitschöpfer beim „Auferstehn (sic) des Deutschen Reiches“, Heimatforschung wird zur nationalpolitischen Tat, Regional- und Nationalbewusstsein laufen seit 1871 bruchlos ineinander.[1] Der Basler Historiker Jacob Burckhardt hatte solche Tendenzen durchaus pessimistisch schon bei der Reichsgründung vorausgesehen. Im Epochenjahr 1871 schrieb er an einen badischen Freund, es lohne sich nicht mehr, neue Geschichtswerke anzuschaffen, denn nun werde innerhalb weniger Jahre die gesamte Weltgeschichte „von Adam an siegesdeutsch angestrichen und auf 1870/71 orientiert sein“.[2]

Baarverein und „Schriften“ entstanden zwar in diesem politischen und geistigen Klima, aber siegesdeutsch angestrichen waren sie nicht. Den entscheidenden Anstoß gab die Fertigstellung des Karlsbaus, des großen Sammlungsgebäudes für das Studium der Schönen Künste und Natur in Donaueschingen, im Jahr 1868.[3] Damit ist die Gründung einzuordnen in die neue Kulturpolitik und das Mäzenatentum der Fürstenberger, es ging um die historische Rolle und das Ansehen des Fürstenhauses und um regionale Identität, ein Bezug zu der heraufziehenden Reichseinigung ist nicht zu erkennen. Entsprechend findet der deutsch-französische Krieg wenig Widerhall in den „Schriften“. In der Chronik von 1870 heißt es immerhin noch, die Vereinstätigkeit habe im zweiten Halbjahr geruht, weil die „großartigen Ereignisse, die sich in der Gegenwart vollzogen“, es nicht wagen ließen, zur Beschäftigung mit der Vergangenheit einzuladen.[4] Die Chronik 1872 bemerkt dazu dann nur noch lapidar, dass nach siebenmonatiger Unterbrechung durch den Krieg die Vereinstätigkeit wieder aufgenommen werden konnte[5] – keine Fanfaren, kein „Heil dir im Siegerkranz“. Statt dessen wird während des Kaiserreichs vorwiegend die ältere Geschichte der fürstenbergischen Lande in vielen Facetten aufgearbeitet, und selbst die ausführliche Dokumentation der Kriege Ludwigs XIV. und der Französischen Revolution (Bde. 4, 1882–10, 1900) dürfte eher den Forschungsinteressen einzelner Autoren und dem 100-jährigen Gedenken jener „Kriegsvorfallenheiten“ als einer geschichtspolitischen Verknüpfung mit 1870 entspringen.

Der Erste Weltkrieg habe zwar „alle Kräfte des deutschen Volkes zur Abwehr seiner beutegierigen Feinde zur Sammlung“ gerufen[6] – so viel nationalistische Rhetorik musste 1920 im Vorwort sein – wird aber doch vor allem wieder als Unterbrechung der Vereinstätigkeit wahrgenommen. Die Weimarer Republik findet in den Bänden der 20-er Jahre nicht statt, von einem schwarz-rot-goldenen Anstrich kann keine Rede sein. Man könnte sich durchaus „republikanische“ Themen vorstellen, die nun Interesse gefunden hätten: bürgerliche Mitbestimmung, etwa in Städten im Mittelalter, soziale Fragen, Freiheitsbewegungen, Bauernkrieg. Nichts dergleichen, und es war angesichts der verbreiteten Skepsis gegenüber Novemberrevolution und Massendemokratie auch nicht zu erwarten. Stattdessen findet ein Rückzug in traditionelle Themen statt, bei denen man von den Fragestellungen der eigenen Zeit unbehelligt bleibt.

Die gewohnte Distanz zu Zeitgeschichte und Zeitgeist bekommt im „Dritten Reich“ eine besondere Bedeutung, denn so waren die „Schriften“ weniger anfällig für ideologische Zumutungen. In diesen Jahren erschienen drei Bände, 1933, 1937 und 1940, alle drei, wie gefordert, ohne Vereinschronik. Von brauner Farbe gibt es dank der Persönlichkeit und den Überzeugungen des neuen Vereinsvorsitzenden Karl Siegfried Bader nur ein paar Spritzer, die verordnete Weltanschauung wird nur oberflächlich in einigen sprachlichen Anklängen greifbar. So verspricht 1937 die Einleitung zu einer Zusammenstellung Baaremer Familiennamen, dass dadurch „das ganze, reiche, intime, bluthafte und bodenverwurzelte Leben unserer Vorfahren in buntester Farbenpracht und Vielgestal-

Schriften
des
Vereins für Geschichte und
Naturgeschichte
der Baar
und der
angrenzenden Landesteile
in
Donaueschingen
XXI. Heft · 1940
Otto Mory's Hofbuchhandlung, Donaueschingen

tigkeit wieder vor unseren Augen erstehen“ werde.[7] Der umfangreiche und sehr systematische Beitrag geht darauf jedoch nicht weiter ein. Im Band von 1940 (erschienen 1942) wird dem Leser einleitend der 1941 verstorbene Fürst Max Egon II. in der Uniform eines Generals der Wehrmacht präsentiert, und Bader kommt in seiner Würdigung nicht umhin zu bemerken, dass der aus Böhmen stammende Fürst aufgrund seiner großdeutschen Prägungen „den Geist der neuen Bewegung und die Größe ihres Führers“ schon früh und begeistert erkannt habe.[8] Im Übrigen aber werden unverfängliche Themen behandelt: Glasmacher, Landkarten und Bergwerke, die Predigten Abraham a Santa Claras, die Nöte der Koalitionskriege 1796 und 1799 oder ein Lebensbild Johann Anton Sautiers aus Geisingen, eines Abkömmlings savoyischer Einwanderer, der die Kraft für sein reiches Wirken „aus der Tiefe einer edlen gottergebenen Seele“ geschöpft habe.[9] Beiträge, die die nationalsozialistische Ideologie bedienen wollen, klingen anders. So überlebten der Verein und die „Schriften“ durch beharrliches Festhalten an bewährten wissenschaftlichen Standards und bildungsbürgerlichen und auch christlichen Traditionen die Jahre der Barbarei, ohne das Gesicht zu verlieren.[10] Ein Blick hinter die Kulissen zeigt allerdings auch Zugeständnisse an die Machthaber, aber auch an den Prinzen Maximilian Egon, den Chef der fürstenbergischen Verwaltung. So wurde 1942 ein kleinerer Aufsatz über die Donaueschinger Kirchenmusik aus der Feder des inhaftierten Stadtpfarrers Heinrich Feurstein zurückgehalten, eines hochverdienten und hochgeachteten Autors, der als Experte für die Kulturgeschichte der Baar seit 1913 zahlreiche Beiträge für die „Schriften“ verfasst hatte. Feurstein lag nicht nur im Konflikt mit der Partei, sondern hatte nach dem Tod Fürst Max Egons II. auch den Rückhalt des Fürstenhauses verloren.[11] Was wäre wohl geschehen, wenn sich Vorstand und Schriftleitung entschlossener zu ihrem verfolgten Kollegen bekannt hätten?

Durch den Zweiten Weltkrieg hatten Millionen von Deutschen, von denen viele auch auf der Baar Zuflucht fanden, ihre Heimat verloren, überall suchten Menschen nach neuer Orientierung ebenso wie nach Kontinuität. In dieser Situation nahm Karl Siegfried Bader beim Neubeginn der „Schriften“ 1950 nach 10-jähriger Unterbrechung eine neue Sinngebung des Begriffs Heimat vor:

> *So schwer die Schäden auch sind, ist uns im deutschen Westen doch die Heimat erhalten geblieben. Wir sehen sie nach den Jahren des Zusammenbruchs mit neuen Augen, wie viele sie neu sehen, die als Flüchtlinge zu uns gekommen sind. Das Alte hat seinen tiefen Sinn bewahrt; wir müssen ihn aber zu neuem Leben gestalten. Nicht im bloßen Bewahren, sondern im Neubeleben und Neuerleben liegt dieser Sinn heimatlicher Geschichte. Brücken schlagen zu helfen zwischen einst und jetzt, zwischen alt und neu, soll auch die Aufgabe des neuen Heftes unserer alten Zeitschrift sein.*[12]

Das ist mehr als die Restauration des Bewährten. Der Idee der Heimat wohnt immer auch die Gefahr inne, auszugrenzen und abzuschließen, sie gehört dann nur den Einheimischen. Hier aber wird sie zum Angebot, zum Raum, in dem Alteingesessene und Zugewanderte zueinander finden, indem beide gemeinsam sich die heimatliche Geschichte aneignen. Dadurch, dass sie mit anderen geteilt wird, verliert Heimat ihren exklusiven Charakter und wird zur Möglichkeit von Inklusion und Integration. Das Programm, das hier formuliert ist, weist in die Zukunft und ist gerade heute, wo Menschen unterschiedlicher Herkunft zusammenleben, bedenkenswert. So erhält die klassische Aufgabe einer regionalen Zeitschrift, darzustellen, was Heimat ausmacht, im Zeichen der Migration eine zusätzliche wichtige Begründung.

Die Themen, die in 150 Jahren behandelt worden sind, sind kaum auf einen Nenner zu bringen. Auch wenn der beschriebene Raum begrenzt ist, bieten seine Natur und Geschichte der Forschung eine Fülle verschiedenster Gegenstände. In der Vielfalt zeichnen sich dennoch einige Schwerpunkte ab. Schon die Gründung von Verein und Zeitschrift sowie das jahrzehntelange Protektorat der Fürsten legen nahe, dass die Beschäftigung mit Haus, Staat und Kultur der Fürstenberger zu den wichtigsten gehört. Zwar beziehen sich die „Schriften" in ihrer Bezeichnung nicht ausdrücklich auf Fürstenberg, sondern auf die Baar, also eine naturräumlich definierte Landschaft zwischen Alb, Randen und Schwarzwald. Wenn es aber um deren Geschichte geht, treten eben doch die fürstenbergische Landgrafschaft Baar immer wieder in den Blick, auch die Herrschaften Stühlingen, Hewen, Meßkirch und Heiligenberg,[13] und bei den „angrenzenden Landestheilen" besonders die vorderösterreichischen Städte Villingen und Bräunlingen. Dabei bleibt Raum für Themen, die mit der Dynastie und dem Territorium der Fürstenberger kaum oder gar nicht in Zusammenhang stehen. Die Beschäftigung mit fürstenbergischen Themen hat auch die Entfremdung zwischen Baarverein und Fürstenhaus 1999 überlebt und setzt sich bis in die neuesten Bände fort[14] – ein Beleg, dass sie nicht Hofberichterstattung war und ist, sondern ausgewogen und sachlich die Verhältnisse beschreibt, die einmal in unserer Gegend bestanden haben.

Die Geschichtsschreibung der Baar wird in den „Schriften" auf vielen wichtigen, aber nicht auf allen Sachbereichen der Geschichtswissenschaft geleistet. Als Politikgeschichte behandelt sie Persönlichkeiten und Verwaltungsstrukturen,

Schriften

des

Vereins für Geschichte

und Naturgeschichte der Baar

in Donaueschingen

Festschrift
zum hundertjährigen Bestehen der Schriften des Vereins
und zu seiner Wiederbegründung im Jahre 1870

XXVIII. Heft · 1970

ebenso Kriege, insbesondere die der Neuzeit, vom Dreißigjährigen Krieg bis zu den Koalitionskriegen, aber auch das Wartenbergfest der Freiburger Studenten 1818 und die Revolution von 1848.[15] Als Kirchengeschichte dokumentiert sie die Entwicklung von Klöstern, etwa St. Georgen in Villingen, Amtenhausen und Friedenweiler, Pfarreien, Kapellen, Altären und Wallfahrten. Die Wirtschaftsgeschichte und die damit verzahnte Technikgeschichte spielen schon früh eine Rolle, auch wiederum in diesem Band; erforscht worden sind der Erzabbau bei Blumberg, Eisenbahnstrecken oder die Energieversorgung. Von besonderem Gewicht ist die Kulturgeschichte im Sinne einer organisierten Hochkultur, deren Bandbreite von mittelalterlichen Bildwerken über die Bibliotheken fürstenbergischer Beamter bis zur zeitgenössischen Musik in Donaueschingen reicht.[16]

Kaum vertreten hingegen ist die Alltagsgeschichte. Die Darstellung der Lebenswelten von Menschen – Arbeit, Wohnen, Regeln des Umgangs usw. – ist an sich der Lokalgeschichte in besonderer Weise angemessen, setzt aber auch entsprechende Quellen voraus und bereitet methodische Probleme bei ihrer Interpretation, die so manchen Heimatforscher an seine Grenzen bringen können. Aus dieser Sackgasse ist schon früh ein Ausweg gesucht worden. 1872 schreibt der F.F. Kabinettsrat Gutmann in der Einleitung zu einer Untersuchung der „Häuserinschriften aus der Baar“ mit programmatischem Anspruch:

> *Aus dem umfangreichen Gebiete, dessen Erforschung sich unser Verein zur Aufgabe macht, hat das Studium des Volkscharakters unserer Heimath mein besonderes Interesse in Anspruch genommen. Es ist dieses Studium um deßwillen für unseren Verein gerade jetzt von erhöhter Wichtigkeit, weil die großartigen Umwälzungen auf allen geistigen und wirthschaftlichen Gebieten auch unserem Volksstamme das Gepräge der Eigenthümlichkeit mehr und mehr zu rauben und dasselbe in die Flachheit des Durchschnittscharakters unserer Zeit herabzuziehen droht, in die materielle Selbstsucht, deren Verehrung im geistigen Leben der großen Masse mehr und mehr an Boden gewinnt. Für mich persönlich ist dieses Studium von umso größerem Reize, als meine Wiege in diesem Volksstamme stand und mein Herz ihm heute noch angehört.*[17]

Es sei einmal dahingestellt, ob es einen Baaremer Volksstamm oder Volkscharakter überhaupt gibt. Das hier formulierte Programm ist bemerkenswert, weil es zum einen eine kulturkritische, ja kulturpessimistische Richtung hat. Die Moderne, vielleicht auch die Reichsgründung, so großartig sie auch sein mögen, ebnen die Vielgestalt der landsmannschaftlichen Prägungen zunehmend ein, am Schluss bleibt nur noch der Materialismus der Massen. Das Problem, das hier skizziert wird, ist ähnlich auch in der globalisierten Welt von heute bekannt. Als Gegenmittel wird die Erweiterung und Modernisierung der Geschichtswissenschaft angesehen; sie soll sich zur Volkskunde hin öffnen und so die traditionelle Fixierung auf Staat und Dynastie durch einen Zugriff „von unten" ergänzen. Auf diese Weise wird ein Identifizierungsangebot bereitgestellt, in dem sich der Einheimische wiederfinden und verorten und als Angehöriger seiner Heimat gegen übermächtige Entwicklungen behaupten kann. Anders als dann 1950 bei Bader ist Heimat in dieser Tradition also ein Begriff der Abgrenzung. In den folgenden Bänden der „Schriften" finden sich immer wieder auch volkskundliche Beiträge, etwa über Haus-, Flur- und Familiennamen, Trachten oder die Fastnacht. Die „erhöhte Wichtigkeit", die Gutmann 1872 diesem Zugriff beimaß, wurde jedoch nicht erreicht, die Orientierung an einer auf schriftlichen Quellen beruhenden Geschichtswissenschaft mit ihren fachspezifischen Erkenntnisinteressen blieb maßgebend.

Es wurde schon darauf hingewiesen, dass ältere Geschichtsepochen in den „Schriften" ausführlich behandelt werden. Beiträge zur Ur- und Frühgeschichte sowie zur provinzialrömischen und frühmittelalterlichen Archäologie finden sich in zahlreichen Bänden. Mittelalter und Frühe Neuzeit einschließlich des 19. Jahrhunderts sind dann der Zeitraum, in dem die oben skizzierten Themen und Sachfelder in der Breite entfaltet werden. Danach: nichts, für lange Zeit – über 100 Jahre lang folgen die „Schriften" dem Grundsatz, dass sie „satzungsgemäß in historischer Hinsicht rein retrospektiv sind, also die Gegenwart und jüngste Vergangenheit nicht berücksichtigen,"[18] und bringen keinen einzigen Aufsatz zur Zeitgeschichte, wenn man von den Nachrufen auf verdiente Persönlichkeiten einmal absieht. Das ändert sich erst 1976 mit einem geografisch und statistisch angelegten Beitrag zum Bildungswesen im Schwarzwald-Baar-Kreis.[19] Wie überall bedurfte es auch hier eines Generationenwechsels bei den Autoren, bis die Beschäftigung mit der von den Zeitgenossen erlebten Vergangenheit in der Orts- und Regionalgeschichte ankam.

Vor diesem Hintergrund überrascht es kaum, dass auch die Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus recht spät einsetzte. In der deutschen akademischen Landesgeschichtsforschung kam sie auf breiter Front mit der Wiedervereinigung in Gang,[20] und man kann annehmen, dass die regionalgeschichtlichen Zeitschriften diesen Impuls aufnahmen. In den „Schriften der Baar" war schon 1974 ein Aufsatz über den „Eisenerz-Bergbau in Blumberg 1934–1942" erschienen; er ist jedoch so technisch angelegt, dass er eigentlich keinen Beitrag zur Geschichte des NS in der Region darstellt; die politischen und sozialen

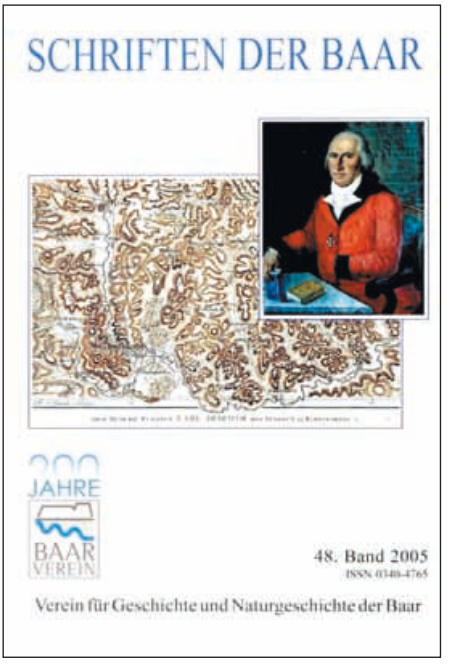
Verhältnisse kommen nur zwischen den Zeilen und in den Statistiken vor.[21] Dieser wirtschaftsgeschichtliche Faden wurde dann 1997 aufgenommen und in das Überthema der NS-Autarkiepolitik eingewoben.[22] Ein Jahr später wurden dann erstmals auch Opfer des Regimes gewürdigt[23] und schließlich das für eine regionale Zeitschrift heikle Thema der Täter angegangen.[24] Zugleich kamen auch kulturpolitische Aspekte der NS-Zeit in den Blick.[25] Dazu gehört auch eine Darstellung der Vereinsgeschichte 1932–1945.[26] Seit 2010 ist es gelungen, in jedem Band mindestens einen Beitrag oder eine Rezension zur Geschichte der Baar während des Nationalsozialismus vorzulegen. Damit sind die „Schriften“ inzwischen eine Publikation, die die historiografische Aufgabe erfüllt hat und weiter erfüllt, jene Phase der deutschen Geschichte umfassend und differenziert aufzuarbeiten. In diesem Zusammenhang ist auch der Sonderband „Erinnern und Vergessen“ des Baarvereins zu nennen, in dem sich über die Hälfte der Beiträge auf das „Dritte Reich“ bezieht.[27]

Die Naturkunde hat seit jeher ihren festen Platz im Programm der „Schriften“, auch wenn sie die Vorrangstellung, die sie in der „Gesellschaft der Freunde“ hatte, an die Geschichte abgetreten hat. Die leitende Idee schon der Aufklärung und des 19. Jahrhunderts war, dass durch Klassifizierung und Dokumentation von Flora und Fauna, Gesteinen und Gewässern eine gründliche Kenntnis des „Vaterlands“, also der Heimat, aufgebaut wird. Sie führt zu ihrer vertieften Wertschätzung, kann aber auch Hinweise auf die Nutzung der natürlichen Ressourcen durch den Menschen geben. Der ursprüngliche Ansatz, durch Kenntnis ihrer Natur die Wertschätzung der Heimat zu befördern, wird seit 40 Jahren im ökologischen Sinn fortgeschrieben: Was man kennt und schätzt, ist man bereit zu erhalten und zu schützen. Dieser Ansatz prägt seit den 1980-er Jahren die Strategie im Naturschutz. Noch in den 1970-er Jahren wurde so mancher Orchideenstandort von Naturschützern geheim gehalten, bis er dann zu einer Erddeponie wurde, weil die Bevölkerung und die politischen Entscheidungsträger nicht davon wussten. Die „Schriften“ bieten aufgrund ihrer allgemeinen Anerkennung und ihres Ansehens eine geeignete Plattform, regionale Schätze der Natur zu dokumentieren und der Öffentlichkeit darzustellen. Dass diese Strategie erfolgreich ist, wird durch eine Reihe herausragender Bei-

spiele belegt, so das Riedbaarprojekt[28], die Ausweisung des Naturschutzgebiets Birken-Mittelmess und des Vogelschutzgebiets Baar[29] sowie die Realisierung des Naturschutzgroßprojekts Baar[30], aber auch die Einrichtung so manchen kleineren Biotops. Hier liefern die „Schriften der Baar", obgleich selber prinzipiell unpolitisch, Anstöße und wichtiges Grundlagenwissen für politische Entscheidungen auf dem Gebiet des Natur- und Landschaftsschutzes. Auch in überregional bedeutenden wissenschaftlichen Arbeiten werden Veröffentlichungen in den „Schriften" zitiert; z.B. allein sechs im aktuell erschienenen Band „Die Vögel Baden-Württembergs"[31]. So sind diese Beiträge Argumentationshilfen bei den Bemühungen, die biologische Vielfalt unserer Heimat zu erhalten und zu fördern.

Die Erforschung der natürlichen Verhältnisse der Baar vollzog sich von Anfang an und bis heute auf allen Gebieten der Naturwissenschaft – Botanik, Geologie, Hydrologie, Meteorologie, Mineralogie, Ornithologie, Zoologie. Zu den Merkmalen der Schwarzwald-Baar-Landschaft zählen zum einen die Größe und Vielgestalt ihrer Wälder, zum anderen der Artenreichtum ihrer Vogelwelt, insbesondere auf der Riedbaar. Folglich haben beide Bereiche von Anfang an immer wieder zu Beiträgen in den „Schriften" angeregt. Sie bilden in Bänden der letzten zwei oder drei Jahrzehnte einen Schwerpunkt.[32] Geologische Arbeiten sind in den ersten Jahrzehnten der „Schriften" zahlreich, bleiben aber auch in späteren Jahrgängen vertreten. Sie liefern Erklärungen zum Erscheinungsbild der heutigen Landschaft und erklären auch die landwirtschaftlichen Nutzungsmöglichkeiten durch den Menschen: Wälder auf Buntsandstein, Magerrasen auf Jurakalk, Feuchtwiesen auf Moorböden. Der Granit im Groppertal, der Jurakalk bei Geisingen, der Kies im Donauried sind bedeutende Rohstoffe unserer Region und werden wirtschaftlich genutzt. Die Beiträge in den „Schriften der Baar" befassen sich mit deren Herkunft und Entstehung und legen eine Nutzung mit Respekt und Augenmaß nahe. Das Klima und seine Veränderungen schließlich ist ein Thema, das heute auf der ganzen Welt die Gemüter bewegt. Das besondere Klima der Baar wurde in den „Schriften" bisher in insgesamt elf Untersuchungen behandelt. Die erste erschien schon 1871, die Mehrzahl in den letzten 25 Jahren.[33] Darin beschreiben und analysieren die Autoren nachweisbare Veränderungen z.B. der Temperaturen, der Niederschläge oder der Vegetation und diskutieren denkbare Folgen. Mit diesen Beiträgen werden somit schon seit Jahrzehnten auch Denkanstöße zur Bewältigung der Probleme des Klimawandels gegeben. Ob Greta die „Schriften der Baar" liest?

Zu den gesellschaftlichen Problemen der letzten 150 Jahre zählt auch die Frauenfrage. Ihre Entwicklung und ihr gegenwärtiger Stand sind auch an den „Schriften der Baar" ablesbar. Jahrzehntelang waren Frauen als Autorinnen nicht vertreten. Die beiden ersten waren 1956 Ellen Lore Noack-Heuck und Erna Huber. In den 70-er Jahren nahm die Zahl der Verfasserinnen von Beiträgen zu, ein Rekord wurde 1974 mit fünf erreicht. Nach wie vor aber stellen Frauen unter den Autoren nur eine Minderheit dar.



In den 150 Jahren ihres Bestehens haben sich die „Schriften der Baar“ äußerlich stark verändert. Am Anfang waren sie kartonierte graue Hefte in altdeutscher Schrift. Formal gingen sie mit der Zeit und wurden moderner und bunter. Der vorliegende Band ist der erste mit festem Einband, ein wirkliches Buch. Weniger stark verändert haben sich die Inhalte. Dem Zeitgeist haben sich die Autoren auch dann nicht unterworfen, wenn es schwierig war, sie sind ihm eher ausgewichen. Die geschichtswissenschaftlichen Beiträge waren und sind einem aufgeklärten Historismus verpflichtet, der seine Fragestellungen aus vielfältigen Interessen ableitet und auf Themen der Vergangenheit anwendet, der Gegenwart aber keine Lehren erteilt. Die naturwissenschaftlichen Aufsätze schaffen ein Bewusstsein dafür, dass Landschaft, Tiere und Pflanzen der Baar ein kostbares Gut sind, und zielen dabei auf umfassende Information ab, nicht auf Interventionen in die Politik. Beiden Fachgebieten ist gemeinsam, dass sie wissenschaftsförmig auftreten. Mag vielleicht auch der eine oder andere Leser keinen so ausgeprägten Bedarf an Fachbegriffen und Anmerkungen haben, so sind sie doch erforderlich, um im wissenschaftlichen Diskurs und über die Region hinaus wahrgenommen zu werden. In dieser Hinsicht haben die „Schriften der Baar“ seit jeher eine geachtete Stellung. All dies ist die Tradition, die sich in einer 150-jährigen Geschichte herausgebildet hat. Tradition heißt: Der Spielraum ist eingeschränkt, es heute so und morgen anders zu machen, Orientierung gibt vielmehr ein Erbe, das zu würdigen und in die Zukunft fortzuschreiben ist.

Autor

Michael Tocha

bis 2012 Lehrer am Gymnasium am Hoptbühl in Villingen und Fachberater des Regierungspräsidiums Freiburg für Geschichte, Verfasser orts- und landesgeschichtlicher Aufsätze, Schulbuchautor. Seit 2018 Schriftleiter der „Schriften der Baar“.

tocha.vs@gmx.de

Anmerkungen

1 Zit. n. Dieter Langewiesche: Unser Land gehört zu vielen Vereinen. Georg Kunz schildert, wie jede deutsche Region sich im neunzehnten Jahrhundert ein Stück aus dem nationalen Kuchen schnitt. Rezension von Georg Kunz: Verortete Geschichte. Regionales Geschichtsbewußtsein in den deutschen Historischen Vereinen des 19. Jahrhunderts. Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, Bd. 138, Göttingen 2000, in: FAZ Net, 23.08.2000, *https://www.faz.net/aktuell/feuilleton/buecher/rezension-sachbuch-unser-land-gehoert-zu-vielen-vereinen-an-11298181.html* (Aufruf 08.10.2019).

2 Jacob Burckhardt: Briefe. Vollständige und kritische Ausgabe. Mit Benützung des handschriftlichen Nachlasses, bearbeitet von Max Burckhardt, Band V, Basel 1963, S. 184.

3 Vgl. Georg Tumbült: Zur Vorgeschichte und zur Gründung des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte. Wissenschaftliches Leben und Streben in Donaueschingen (1808–1870), in: Schriften des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar und der angrenzenden Landesteile in Donaueschingen (= SchrrVGBaar) 18, 1931, S. 9; Wolfgang Hilpert: Der moderne Verein. Neukonstituierung und dauerhafte Etablierung, in: SchrrVGBaar 48, 2005, S. 69 f.

4 SchrrVGBaar 1, 1870, S. XX.

5 Vgl. SchrrVGBaar 2, 1872, S. V. Vgl. auch Hilpert: Der moderne Verein (wie Anm. 3), S. 81.

6 SchrrVGBaar 14, 1920, S. V.

7 Edmund Nied: Familiennamen der Baar und Umgebung, in: SchrrVGBaar 20, 1937, S. 1.

8 SchrrVGBaar 21, 1940, o. Pag.

9 Vgl. Karl Jäck: Josef Anton Sautier. Ein Lebens- und Zeitbild aus der Baar. 1779–1833, in: ebd., S. 63.

10 Vgl. Wolfgang Hilpert: In memoriam Professor Dr. Karl Siegfried Bader, in: SchrrVGBaar 42, 1999, S. 166.

11 Vgl. Stadtarchiv Singen, NL Bader Nr. 24 u. 50; Vereinsarchiv Baarverein, K 55 (frdl. Hinweis von Kreisarchivar Clemens Joos).

12 Vorwort der Schriftleitung, in: SchrrVGBaar 22, 1950, o. Pag.

13 Die revidierte Satzung von 1889 grenzte das Vereinsgebiet ausdrücklich so ab, vgl. Hilpert: Der moderne Verein (wie Anm. 3), S. 72.

14 Zuletzt Andreas Wilts: Zwischen höfischer Tradition und Biedermeier – das kulturelle Leben der Residenzstadt Donaueschingen im 19. Jahrhundert unter Fürst Karl Egon II. (1817 bis 1854), in: SchrrVGBaar 61, 2018, S. 19–50.

15 Vgl. Paul Revellio: Ein Wartburgfest der Studenten der Universität Freiburg auf dem Wartenberg bei Geisingen am 18. Oktober 1818, in: SchrrVGBaar 22, 1950, S. 268; ders.: Die Revolution der Jahre 1848 und 1849, vornehmlich in den Amtsstädten Villingen, Donaueschingen und Hüfingen, in: ebd., S. 131–226.

16 Vgl. Alfred Lederle: Bibliotheken fürstenbergischer Beamter aus dem 17. und 18. Jahrhundert, in: SchrrVGBaar 22, 1950, S. 69–95; Hugo Siefert: Im Zeichen eines mutigen Aufbruchsgeistes – Donaueschinger Musik Mitte des 20. Jahrhunderts, in: SchrrVGBaar 61, 2018, S. 99–114.

17 C. F. Gutmann: Häuserinschriften aus der Baar, in: SchrrVGBaar 2, 1872, S. 197.

18 Zit. n. Günther Reichelt: Anpassung und Widerstand – Der Baarverein zwischen 1932 und 1945, in: SchrrVGBaar 48, 2005, S. 94.

19 Vgl. Martin Schmiedeberg: Die Struktur des Bildungswesens im Schwarzwald-Baar-Kreis in statistischer und infrastruktureller Sicht, in: SchrrVGBaar 31, 1976, S. 116–124.

20 Vgl. Lina Schröder: Ein Hoch auf eine historische Disziplin mit epochenübergreifender Perspektive, Interdisziplinarität und thematischer Vielfalt! Das Handbuch für die Landesgeschichte – ein Meilenstein. Rezension in *https://literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=25939* (Aufruf 27.08.2019).

21 Vgl. Gustav Albiez: Eisenerz-Bergbau in Blumberg 1934–1942, in: SchrrVGBaar 30, 1974, S. 170–200.

22 Vgl. Wolf-Ingo Seidelmann: Die Eisenerze der Baar im Frühstadium der NS-Autarkiepolitik (Schlattmann-Plan), in: SchrrVGBaar 40, 1997, S. 61–88.

23 Vgl. Michael J. H. Zimmermann: „Fest und entschlossen in dieser bösen Zeit“. Glaubenstreu im Dritten Reich. Schwenningens ernste Bibelforscher in Bedrängnis und Bewährung, in: SchrrVGBaar 41, 1998, S. 185–191.

24 Vgl. Wolfgang Heitner: Nutznießer und Täter – Villingen in der Zeit des Nationalsozialismus, in: SchrrVGBaar 60, 2017, S. 69–88.

25 Vgl. Hugo Siefert: Donaueschinger Musik unterm Hakenkreuz bis Mitte der fünfziger Jahre, in: ebd., S. 89–96.

26 Vgl. Reichelt: Anpassung und Widerstand (wie Anm. 18), S. 91–106.

27 Vgl. Friedemann Kawohl (Hrsg.): Erinnern und Vergessen. Geschichten von Gedenkorten in der Region Schwarzwald-Baar-Heuberg. Beiträge zur Region Schwarzwald-Baar-Heuberg, Band 1, Donaueschingen 2015.

28 Vgl. Felix Zinke, Günther Reichelt: Die Riedbaar. Ihre Biotope und ihr Bestand bedrohter Vögel, in: SchrrVGBaar 31, 1976, S. 14–52; Günther Reichelt: Wird das Riedbaar-Projekt den Erwartungen gerecht? – Bestandsaufnahme nach 10 Jahren, in: SchrrVGBaar 46, 2003, S. 92–124.

29 Vgl. Helmut Gehring, Felix Zinke: Die Brutvögel im Schwarzwald-Baar-Kreis – Bestand und Entwicklung, in: SchrrVGBaar 52, 2009, S. 95–114.

30 Vgl. Alexandra Günter, Thomas Kring: Das Naturschutzgroßprojekt Baar, in: SchrrVGBaar 62, 2019, S. 161–174.

31 Vgl. Hans-Günther Bauer, Jochen Hölzinger, Nils Anthes: Die Vögel Baden-Württembergs 1, 2, *Dendrocygnidae* (Pfeifgänse) – *Anatidae* (Entenvögel), Stuttgart 2018, S. 629.

32 Zuletzt Wolf Hockenjos: Vom Zankapfel zum Vorzeigeprojekt – eine forstgeschichtliche Fährtenlese (Teil 3), in: SchrrVGBaar 61, 2018, S. 137–164; Hartmut u. Gabi Ebenhöh, Helmut Gehring: Die Kornweihe als Durchzügler und Wintergast auf der Baar – Beobachtungen zu einem langjährigen Schlafplatz, in: ebd., S. 165–180.

33 Vgl. A. Hopfgartner: Resultate der meteorologischen Beobachtungen, angestellt im Kalenderjahre 1871 in Donaueschingen, in: SchrrVGBaar 2, 1872, S. 185–194. Zuletzt Tobias Lenhart u. Alexander Siegmund: Entwicklung der Erdbodentemperaturen auf der Baar – Trendanalysen an der Klimastation Fürstenberg, in: SchrrVGBaar 60, 2017, S. 107–122.

Dank an Helmut Gehring, Peter Graßmann, Clemens Joos und Friedemann Kawohl für Hinweise und hilfreichen Rat.

Schriften des Vereins für Geschichte
und Naturgeschichte der Baar

Band 63 · Seite 21 – 28
März 2020

Das Alpenveilchen als uralte Kulturpflanze

Zum Vorkommen im südlichen Mitteleuropa

von Hannah Miriam Jaag und Hans Joachim Blech

Im Sommer 2018 veranstaltete der Baarverein eine Exkursion in das Naturschutzgebiet Kraftstein bei Tuttlingen. Was keiner der Teilnehmer wusste: Gleich um die Ecke am Rande eines Wäldchens befindet sich ein Alpenveilchen (*Cyclamen purpurascens*). Unseren Vereinsmitgliedern mag auch in Erinnerung sein, dass wir 2017 in den Schriften der Baar von einem Vorkommen von Alpenveilchen im Brigachtal berichtet hatten.

Das Alpenveilchen ist eine Art aus der Gattung *Cyclamen* der Familie *Myrsinaceae*, ehemals *Primulaceae*, und ist in Mitteleuropa von Ostfrankreich über die Alpen bis zur Slowakei und im Süden bis nach Kroatien beheimatet. Nördlich der Alpen gibt es einige Vorkommen vom Alpenveilchen wie in Südwestdeutschland (Mühlheim, Kisslegg, Salem, Brigachtal) und der Schweiz (Keller 1998). Welten und Sutter (1982) nahmen als nächste Umgebung den

Alpenveilchen, fotografiert bei Schleitheim. Foto: Thomas Kring.

Jura nach Oensingen (Mümliswil), den Vierwaldstätter See und den Oberen Zürichsee auf. Seit Jahrzehnten wird diskutiert, ob das Vorkommen von *C. purpurascens* nördlich der Alpen heimisch ist oder ob es eingeführt wurde.

Molekulargenetische Untersuchungen zur Herkunft

Da Chloroplasten-DNA-Sequenzen nicht genügend Daten für eine phylogenetische Analyse von *C. purpurascens* liefern, haben wir verschiedene Regionen der ribosomalen DNA (rDNA) aus dem Zellkern untersucht und die Ergebnisse in den Schriften der Baar 2017 veröffentlicht (Jaag/Kring 2017).

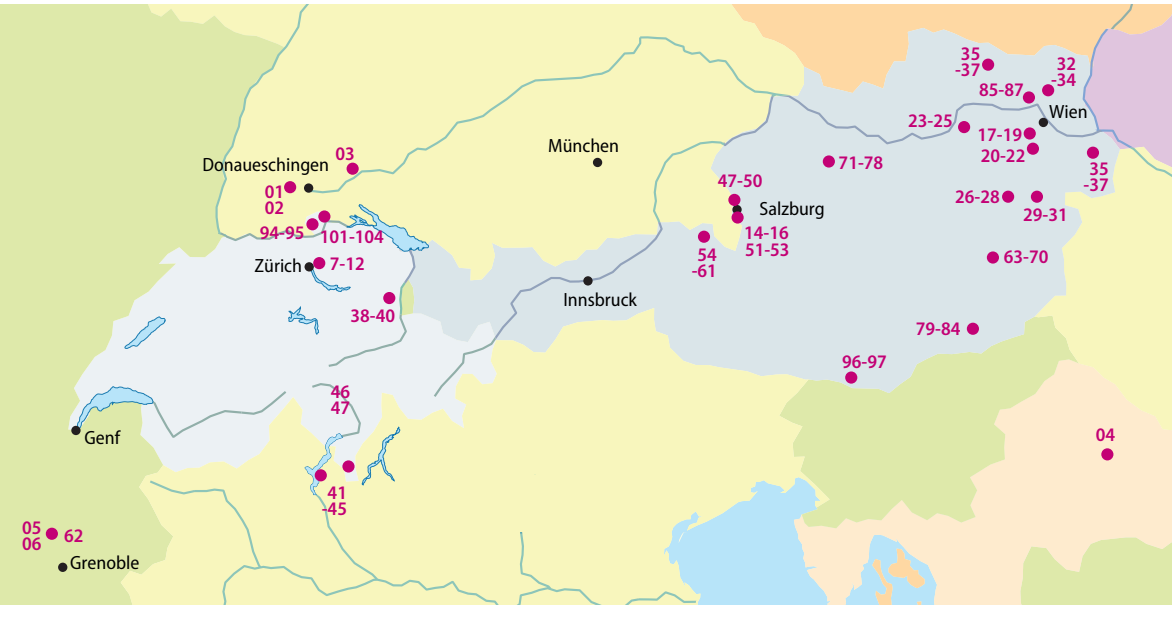
Bei den genetischen Untersuchungen konnten mehrere genetische Marker in vier Bereichen der ribosomalen DNA gefunden werden.

Wir wollen hier nicht auf Einzelheiten der molekulargenetischen Untersuchungen eingehen. Alle wissenschaftlichen Informationen befinden sich auf der Webpage: *https://hmjaag.de/cyclamen* als wissenschaftliche Veröffentlichung und *https://hmjaag.de/alpenveilchen-5/* hier in deutscher Sprache.

Das Ziel dieser Studie war es, die DNA-Sequenz dieser Bereiche zu untersuchen, um eine geographische Kartierung von *C. purpurascens* durchführen zu können. Dafür haben wir 104 Blätter von Alpenveilchen unterschiedlicher geografischer Herkunft gesammelt und deren ribosomale DNA sequenziert.

Niederösterreich	85-87	Horn, Waldviertel
	20-22	Kaltenleutgeben
	17-18	Breitenfurt
	26-28	Rax, Kesselgraben
	23-24	Gerolding, Dunkelsteinerwald
	32-33	Kreuttal
	35-37	Leithagebirge
	29-30	Bucklige Welt
Oberösterreich	71-76	Roitham, Viecht, Fallholz
Salzburg	14-16	Burglstein
	48	Kapuzinerberg
	51-52	Mönchsberg
	54-60	Unken, Pinzgau
Steiermark	63-69	Mixnitz
	79-84	Saggau
Kärnten	96-97	Karawanks, Bielschitza
Schweiz	7-12	Botanischer Garten Zürich
	13	Schaffhausen, Allerheiligen
	38-40	Walensee, St. Gallen
	46-47	Monte Caslano, Lake Lugano
	94-95	Schleitheim, Schaffhausen
	101-104	Merishausen, Schaffhausen

Kroatien	4	Orljavac, Benedictine Abbey of Saint Michael
Italien	41-43	Cittiglio, Lake Maggiore, Varese
	44	Arcumeggia, Varese
	45	Monte Nudo, Varese
Frankreich	5-6, 62	Saint-Vincent-de-Mercuze, Isère
Deutschland	1-2	Brigachtal, Baden-Württemberg
	3	Mühlheim an der Donau, Baden-Württemberg



Karte mit Herkunft der analysierten Proben und deren Belegnummern.

Ergebnisse

Ein Sequenz-Abgleich wurde mit den ribosomalen DNA-Bereichen durchgeführt und mit einem Statistik-Programm über *www.genome.jp* (Multiple Sequence Alignment by CLUSTALW, Phylogenetic analysis by ETE3) ein polygenetischer Baum erstellt. Zur besseren Übersicht wurden einige Sequenzen weggelassen.

Pflanzen aus der Schweiz (Walensee, St. Gallen und Monte Caslano, Luganer See, Schaffhausen) sind eng verwandt mit denen aus Italien (Region Lago Maggiore). Ein weiteres Cluster konnte mit drei Pflanzen aus Frankreich gefunden werden (St. Vincent de Mercuse, Isère, nördlich von Grenoble). In Österreich werden Pflanzen in der untersuchten Region vielfältiger, je weiter entfernt wir Proben aus Niederösterreich untersuchen. So sind Pflanzen aus der Steiermark (Mixnitz) und auch aus dem Pinzgau (Unken) mehr divers. Überraschender-

weise sind in Nieder- und Oberösterreich gesammelte Blätter im untersuchten Bereich sehr konserviert. Diese konservierte Sequenz konnte auch in einigen Salzburger Gebieten, bei zwei Standorten aus Schaffhausen, Mühlheim an der Donau (Tuttlingen) und auch aus Orljavac (Kroatien) gefunden werden. Pflanzen im Brigachtal, aus Schleitheim und Merishausen (Kanton Schaffhausen) sind anders.

Polygenetischer Baum von *C. purpurascens* unterschiedlicher geografischer Herkunft.

Das Alpenveilchen in der Geschichte

Alpenveilchen gehören zu den am ältesten dokumentierten Pflanzen. Erstmalig erscheint die Erwähnung in den Hippokratischen Schriften um 460 vor Christus. Aus der altgriechischen Sprache stammt auch der botanische Name *Cyclamen* von griechisch *kyklos*: Kreis, Scheibe, wegen der Gestalt der Wurzelknolle.

Diese Pflanze gehört sozusagen zum Inventar aller Kräuterbücher aus griechisch-römischer Zeit, bis ins Mittelalter, der Renaissance und ins 17. Jahrhundert.

Bereits in der Antike wurde der medizinische Wert des Alpenveilchens erkannt und in verschiedenen Schriften festgehalten. So beschreibt der Philosoph und Naturforscher Eresius Theophrastus bereits 350 v. Chr. das Alpenveilchen als „Mittel" für Frauen. Plinius der Jüngere (91–115 n. Chr.) spricht in der „Naturalis Historia" von *Tuber terrae*, der Erdknolle. 512 n. Chr. erscheint der Wiener „Dioscurides" in Konstantinopel. Der „Dioscurides" blieb bis in das 17. Jahrhundert die Grundlage fast aller medizinischer Kräuterbücher.

Im ältesten erhaltenen medizinischen Buch Deutschlands dem „Lorscher Arzneimittelbuch" von 785 wird die heilende Wirkung von *C. purpurascens* ebenfalls erwähnt. Das Heidelberger Artzneybuch von 1568 des Christoph Wirsung zählt sogar 34 Indikationen auf.

Die volkstümlichen Namen des Alpenveilchens richten sich nach Aussehen und Nutzung: Scheibkraut, Erdscheibe, Erdapfel, Erdöpfel, Saubrot, Schweinbrot, *Umbilicus terrae*, *Panis porcinus* (lateinisch), *Cyclaminus* (griechisch). Genutzt wurde es schon im Alten Ägypten zur Schweinemast, aber auch gegen Zauberei. Die Knollen enthalten giftige Saponine und dienten zum Schleimlösen, als „Frauenmittel", zur Verdauung, zur „Entgiftung", gegen Blähungen, gegen Würmer, gegen Geschwüre und bei Hauterkrankungen. Wegen der gesundheitlichen Nebenwirkungen der Saponine werden die Knollen heute nicht mehr genutzt.

Diskussion

Durch Sequenzierung mehrerer Bereiche in der ribosomalen DNA von *C. purpurascens* können wir die geografische Region des Ursprungs der Pflanzen eindeutig unterscheiden. So haben Pflanzen aus Österreich, der Schweiz, Italien und Frankreich einzigartige genetische Marker (Signale) in den untersuchten Abschnitten.

Die ribosomale DNA von Pflanzen aus Österreich wird umso vielfältiger, je weiter wir Proben von Wien entfernt entnehmen. So haben Pflanzen aus der Steiermark und auch aus dem Pinzgau mehrere Substitutionen im untersuchten Bereich. In Nieder- und Oberösterreich gesammelte Blätter sind in der Sequenz sehr konserviert. Diese konservierte Sequenz konnte auch bei einigen Salzburger Pflanzen, in zwei Proben aus Schaffhausen, Mühlheim an der Donau und auch aus Orljavac (Kroatien) gefunden werden.

Die Pflanzen mit der konservierten Sequenz, die der Region Wien ähnlich sind, wachsen alle in der Nähe von Klostergärten der Benediktiner. So wurde ein

Wiener Dioscurides (512).

Abbildung aus „Glanzlichter der Buchkunst 8", ADEVA – Akademische Druck- u. Verlagsanstalt Graz 1998.

Blatt aus Schaffhausen im Klostergarten von Allerheiligen gesammelt, Mühlheim an der Donau liegt in der Nähe der Erzabtei St. Martin zu Beuron, und in der Nähe von Orljavac befand sich eine Benediktinerabtei von Saint Michael.

Die Benediktiner hatten schon im 6. Jahrhundert Heilkräutergärten und verteilten viele Pflanzen über die Alpen. Salzburg war und ist das Zentrum der Benediktiner mit der Abtei St. Peter. Das Alpenveilchen wurde von den Einheimischen „Wolfgang Erdäpferl" genannt und hatte eine besondere Wirkung bei Schlangenbissen, Migräne und als Zaubertrank. Die Wurzeln wurden an Pilger als Heils- und Fruchtbarkeitssymbol verkauft (Sungler 2017).

Daher schlagen wir vor, dass *C. purpurascens* irgendwann in der Salzburger Region neu angepflanzt werden musste. Wir gehen davon aus, dass zu dieser Wiedereinführung Pflanzen aus Klostergärten der Benediktiner verwendet wurden. Die Pflanzen aus den Klostergärten stammen ursprünglich aus den Wäldern Wiens.

Im Wald von Schleitheim im Kanton Schaffhausen befindet sich ein weiteres Vorkommen von *C. purpurascens*, das 1989 von Keller beschrieben wurde. Die Pflanzen, die 1971 gefunden wurden, ähneln in der untersuchten ribosomalen DNA sehr stark Pflanzen aus der Westschweiz und aus Italien. Leider hat jemand unweit neben diesen Pflanzen Knollen aus dem Klostergarten gepflanzt. Ebenso gibt es bei Merishausen, ebenfalls im Kanton Schaffhausen, ein größeres Vorkommen von Alpenveilchen, die alle eindeutig „Schweizer" sind. So konnten hier mehrere genetische Marker für *Cyclamen purpurascens* aus der Ostschweiz etabliert werden.

Interessanterweise sind die Ostschweizer Pflanzen nicht sehr eng mit dem *C. purpurascens* aus dem nur 30 km entfernten Brigachtal verwandt. Die Pflanzen aus dem Brigachtal scheinen eher mit Pflanzen aus Österreich zu korrelieren, sind aber in der untersuchten Region nicht identisch. Es ist jedoch möglich, dass das Alpenveilchen im südlichen Schwarzwald ebenso wie im Kanton Schaffhausen heimisch war.

Danksagung

Die Blätter aus Österreich wurden von Mitgliedern des Vereins zur Erforschung der Flora Österreichs gesammelt und an uns per Post verschickt. Vielen Dank an Hermann Falkner, Stefan Lefnaer, Georg Pflugbeil, Markus Sabor, Michael Strudl und Maria Zacherl. Ohne ihre wertvolle Hilfe wäre diese Arbeit nicht möglich gewesen. Vielen Dank auch an Petra Bachmann und Peter Braig vom Kanton Schaffhausen sowie an Peter Enz, Gartenmanager vom Botanischen Garten Zürich, und vielen Dank an Duca Jaag für die Blätter aus Orljavac.

Autoren

Dr. Hannah Miriam Jaag

ist promovierte Biologin. Den Schwerpunkt ihrer Arbeiten bildet die molekulare Genetik. Nach ihrer Promotion am Max-Planck-Institut in Köln hat sie mehrere Jahre an einem Forschungsinstitut in den USA gearbeitet. Seit 2013 arbeitet sie als freie Wissenschaftlerin in Hüfingen und veröffentlicht ihre Arbeiten auf der Webpage *https://hmjaag.de*. Aktuell ist sie die ehrenamtlich arbeitende Geschäftsführerin des Baarvereins.

Dr. Hannah Miriam Jaag
Hauptstraße 52
78183 Hüfingen
info@hmjaag.de

Dr. Hans-Joachim Blech

gilt in der Region Schwarzwald-Baar als der Orchideenexperte. Er ist als Kenner der heimischen Orchideenwelt ein vielfach gefragter und geschätzter Ansprechpartner, der sich engagiert für den Schutz unserer heimischen Pflanzenwelt einsetzt. Die Historie der Pflanzenkunde fasziniert ihn. Was wussten unsere Vorfahren schon? Was können wir von ihnen lernen? Dieses Motto begleitet seine Arbeit kontinuierlich.

Dr. Hans-Joachim Blech
Unterscheibenrain
78166 Donaueschingen-Aasen
hjoblech@t-online.de

Literatur

Jaag, H. M./Kring, Th. (2017): Vorkommen des Alpenveilchens im Brigachtal – eine molekulargenetische Analyse. Schriften der Baar Bd. 60, S. 123–128.

Keller, W. (1998): Ist das Gemeine Alpenveilchen, Cyclamen purpurascens, im Kanton Schaffhausen ursprünglich? Mitteilungen der Naturforschenden Gesellschaft Schaffhausen Bd. 43, S. 25–33.

Sungler A. (2017): Wildes Alpenveilchen. Salzburg Wiki. 2017. *https://www.sn.at/wiki/Wildes_Alpenveilchen*. Accessed 26 August 2018.

Welten, M./Sutter, R. (1982): Verbreitungsatlas der Farn- und Blütenpflanzen der Schweiz. 2 Bde., Basel, Boston, Stuttgart, Birkhäuser, pp 716: 698.

Wiener Dioscurides auch Anicia-Codex (512), spätantike, illustrierte Sammelhandschrift in griechischer Sprache, vor allem Texte des Arztes Pedanios Dioskurides (De Materia medica). Glanzlichter der Buchkunst 8: Der Wiener Dioskurides, ADEVA – Akademische Druck- u. Verlagsanstalt Graz 1998.

Wirsung, Ch. (1568): Das Heidelberger Artzney Buch 1568.

Schriften des Vereins für Geschichte
und Naturgeschichte der Baar

Band 63 · Seite 29 – 44
März 2020

Zum Auftreten rastender Limikolen (Watvögel) im Schwarzwald-Baar-Kreis – Beobachtungen von 2000 bis 2018

von Hartmut Ebenhöh

Limikolen können extrem weite Strecken zwischen ihren Brut- und Überwinterungsgebieten zurücklegen. Die Brutgebiete der bei uns während der Zugzeiten auftretenden Arten liegen meistens im nördlichen Europa, die Überwinterungsgebiete oft in Afrika, nicht selten südlich der Sahara. Sie sind Wanderer zwischen den Welten und brauchen auf ihren Zugwegen geeignete Rastplätze. H. Gehring veröffentlichte 1999 in dieser Schriftenreihe einen Beitrag zur Bedeutung der Baar als „Trittstein" für diese Zugvögel. Lebensweise, Lebensräume und die Rastbiotope auf der Baar dieser interessanten Vogelgruppe sind dort beschrieben. Hier sollen nun die vorliegenden Beobachtungsergebnisse der Jahre 2000 bis 2018 dargestellt werden. Der Schwerpunkt liegt dabei auf dem jahreszeitlichen Auftreten der einzelnen Arten.

Material und Methode

Für die vorliegende Arbeit wurde eine umfangreiche Sammlung von Beobachtungsdaten ausgewertet, die im Wesentlichen von der ornithologischen Arbeitsgruppe der NABU-Gruppe Schwarzwald-Baar stammen. Es sind in der Regel keine systematischen Zählungen, sondern „Zufallsbeobachtungen".

Dargestellt werden Diagramme mit Pentadensummen aller Jahre (Summe der innerhalb eines Fünftagesabschnitts gezählten Vögel; dabei blieben Doppelzählungen unberücksichtigt).

Bei mehrtägigem Aufenthalt kann die Anzahl der Beobachtungen höher sein als die Anzahl der Vögel.

Für Arten mit ausreichender Datenmenge wird der Median des Auftretens angegeben. Das ist der Tag, an dem die Hälfte der beobachteten Vögel durchgezogen ist.

Das jährliche Auftreten der Limikolen hängt stark von der Großwetterlage und den vorherrschenden Rastbedingungen ab, das heißt insbesondere vom Vorhandensein geeigneter Flachwasserbereiche. Im Frühjahr sind dies vor allem überstaute Wiesen und Äcker, im Spätsommer und Herbst trockengefallene Uferbereiche an der Donau oder an Teichen und Weihern.

Ein einzelnes Jahr mit besonders starkem Auftreten einer Art, zum Beispiel aufgrund eines Zugstaus infolge einer ungünstigen Großwetterlage, kann das Gesamtbild des Vorkommens deutlich beeinflussen. In mehreren Diagrammen ist daher das Jahr mit dem stärksten Auftreten hervorgehoben.

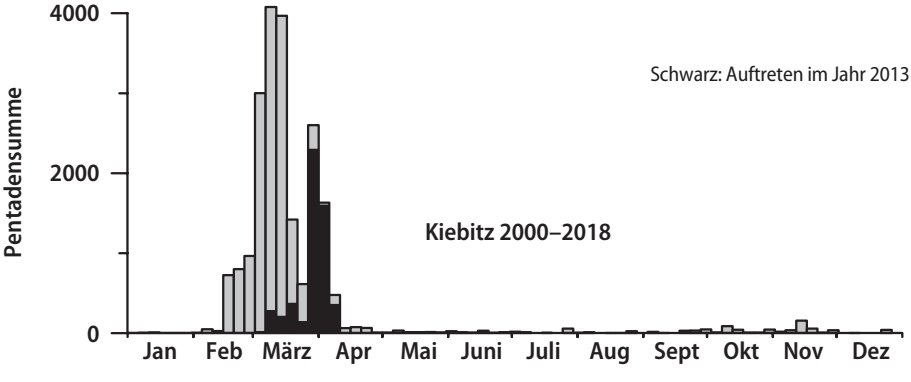
Alljährlich auftretende Limikolenarten

Kiebitz

Zahlenmäßig häufigste Limikolenart, im Frühjahr oft mehrere Hundert Exemplare.

Der Frühjahrsdurchzug fällt von Jahr zu Jahr sehr unterschiedlich aus. Die Wetterbedingungen spielen dabei eine wesentliche Rolle. Die Jahre 2004, 2013 und 2014 hatten im Frühjahr Tagesmaxima von über 1000 Kiebitzen. 2013 erlebte Deutschland von Norden her einen extremen Wintereinbruch, was zu einer massiven Rückwanderung nach der eigentlichen Zugzeit führte (s. Abb.).

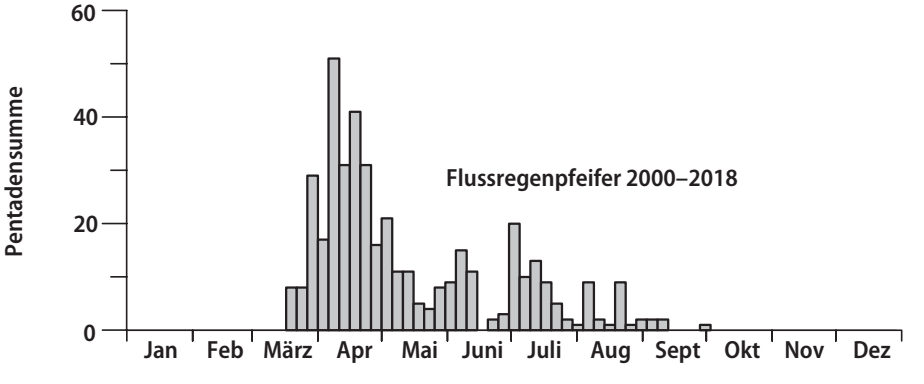
Sämtliche Fotos: Helmut Gehring.



Flussregenpfeifer

Durchzügler in geringer Zahl und Brutvogel, 194 Daten von 248 Exemplaren.

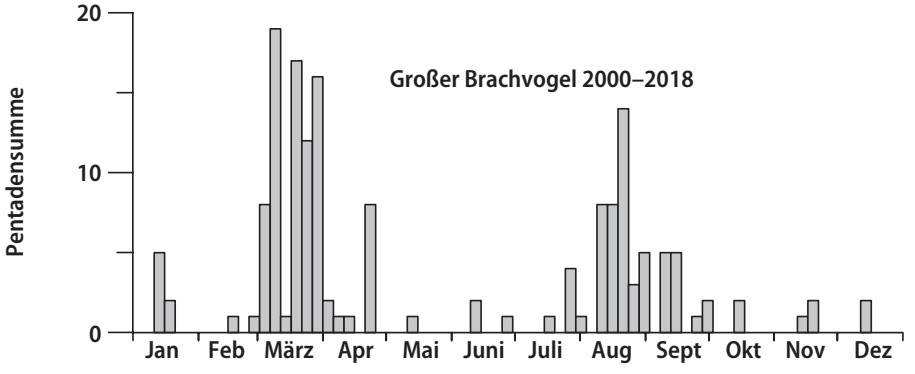
Die Durchzügler sind von Brutvögeln nicht zu trennen, da die Regenpfeifer fast nur an potenziellen Brutplätzen auftauchen. Aus der Abbildung kann daher nur der Einflug sowie der Abzug entnommen werden. Bei der Ermittlung der Gesamtzahl der beobachteten Regenpfeifer werden Brutvögel nur einmal gerechnet. Sie erscheinen im Diagramm in jeder Pentade, wenn sie beobachtet wurden. Die Abbildung enthält auch die nicht flüggen und die flüggen Jungvögel (Juni–Juli und Juli–August). Die größten Ansammlungen wurden im Jahr 2013 im Bereich Stille Musel-Ankenbuck beobachtet, zum Beispiel 12 am 07.04.2013 (ME) und 9 am 15.04.2013 (G, Z), ansonsten selten, maximal 5 beieinander.



Großer Brachvogel

70 Daten von 162 Exemplaren, Auftreten im Frühjahr etwas stärker als im Sommer/Herbst: 95 Exemplare im Frühjahr, Median 21.03.; 67 Exemplare im Sommer/Herbst, Median 21.08.

Meist Einzelvögel oder kleinere Trupps unter 10 Exemplare, die größten Trupps umfassten bis zu 16 Exemplare. Beobachtungen sind auf allen Wiesen der Riedbaar möglich; auch direkt ziehende Vögel werden beobachtet.

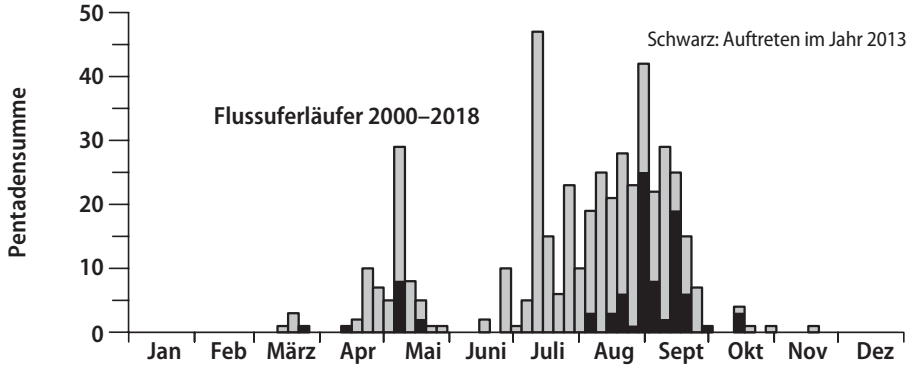


Flussuferläufer

203 Daten von 457 Exemplaren, Flussuferläufer erscheinen im Frühjahr in weit geringerer Anzahl als im Sommer/Herbst: Frühjahr 74 Exemplare; Sommer/Herbst: 383 Exemplare, Median Frühjahr: 07.05.; Median Sommer/Herbst: 21.08.

Bis Ende September sind die Flussuferläufer in der Regel durchgezogen, nur vereinzelte Beobachtungen im Oktober. Die Spitze in der 3. Juli-Pentade geht vor allem auf einen starken Einflug am 10.07.2003 zurück (33 Exemplare an drei verschiedenen Orten).

Meist werden nur 1–3 Exemplare beobachtet, selten Trupps > 10.



Bekassine

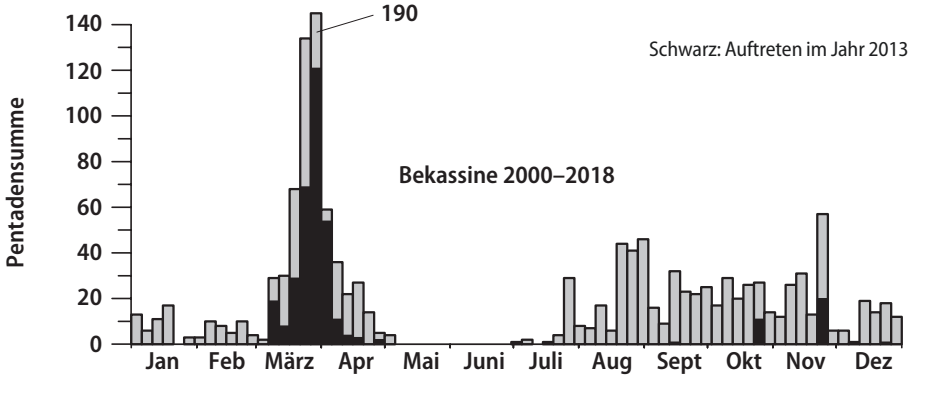
348 Daten von 1400 Exemplaren, stärkstes Auftreten im Jahr 2013 (Zugstau Ende März). Bei der Bekassine kommen offensichtlich längere Aufenthaltszeiten vor, daher sind Doppelzählungen möglich.

Median Frühjahrszug: 28.03.; Median Sommer/Herbst: 27.09. (ohne Dezember-Daten). Wiederholte Beobachtungen im Dezember und Januar seit dem Winter 2013/14 deuten auf Überwinterungen hin.

Im Zusammenhang mit den Schutzprojekten für den Kiebitz unter der Leitung von O. Körner gab es in den letzten Jahren mehrfach Brutverdacht. Brutzeitdaten sind im Diagramm nicht enthalten.

Größte Rastgesellschaften:

28.03.2013	89 Exemplare	DS Faule Wiesen (Z);
29.03.2013	59 Exemplare	Stille Musel, Bolkart-Acker (Z).

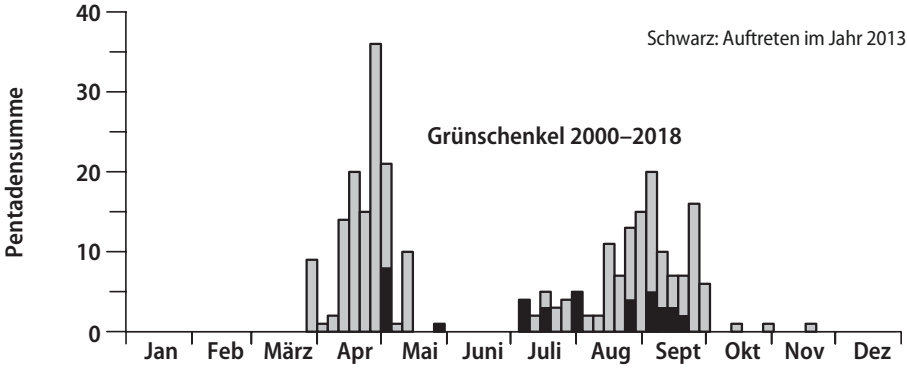


Grünschenkel

141 Daten von 272 Exemplaren, stärkstes Auftreten 2014. Der Grünschenkel erscheint beim Heimzug (Frühjahr) etwa gleich häufig wie beim Wegzug (130 Vögel im Frühjahr; 142 Vögel im Sommer/Herbst).

Median Frühjahr: 27.04.; Median Sommer/Herbst: 01.09.

Größte Trupps: 28.04.2006 29 Exemplare Ankenbuck (G)
02.05.2015 12 Exemplare DS Faule Wiesen (BM)
11.04.2014 10 Exemplare Hüfinger Riedsee (G).



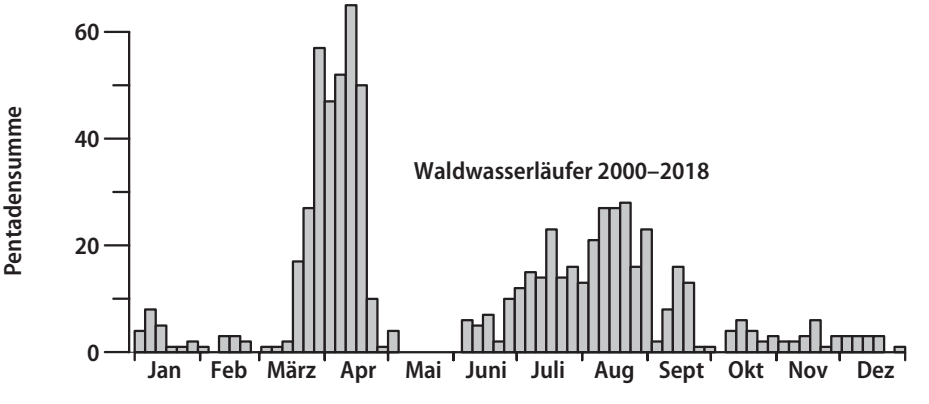
Waldwasserläufer

351 Daten von 727 Exemplaren, stärkstes Auftreten 2016. Einflug im Frühjahr in der Regel erst ab Anfang/Mitte März. Bis 2012 gab es keine Winterbeobachtungen (Dezember bis Februar). Seit 2014 werden 1 bis 3 Überwinterer an der Donau beobachtet.

Median Frühjahr: 06.04.; Median Sommer/Herbst: 10.08. (errechnet ohne November- und Dezemberdaten).

2015 Übersommerung von 2 Waldwasserläufern im Schwenninger Moos (Z) und 2016 Übersommerung von 2 Vögeln am Krickentenweiher (Büffelweide) Bad Dürrheim (OK).

Die Übersommerer sind nicht im Diagramm enthalten. In der Regel werden nur 1 bis 6 Exemplare beobachtet, keine größeren Rast- und Zugtrupps wie beim Bruchwasserläufer.

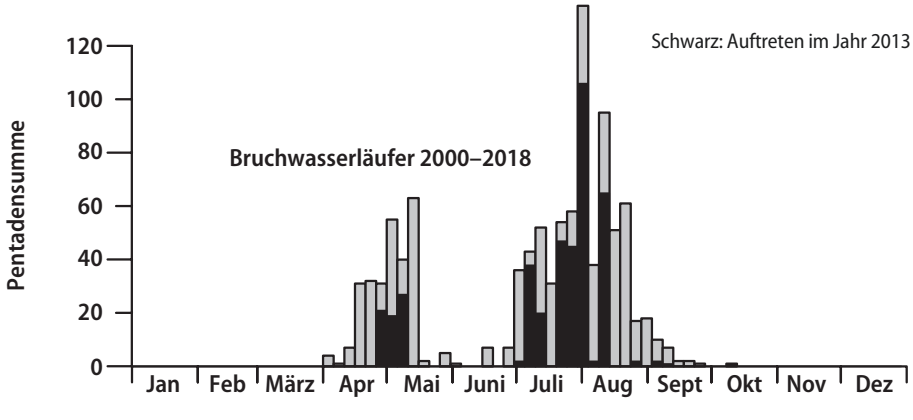


Bruchwasserläufer

190 Daten von 986 Exemplaren. Größere rastende Trupps von 30 bis 50 Vögeln können bei günstigen Rastbedingungen auftreten, das heißt wenn sich Wasserflächen auf Wiesen und Äckern nach starken Regenfällen oder bei Hochwasser gebildet haben. Das war im Juli/August 2014 der Fall, dem Jahr mit der größten Anzahl von Bruchwasserläufern auf der Baar.

Der Bruchwasserläufer tritt beim Wegzug (Sommer) wesentlich stärker auf als im Frühjahr. Mehr als 70 % aller Vögel werden beim Wegzug beobachtet.

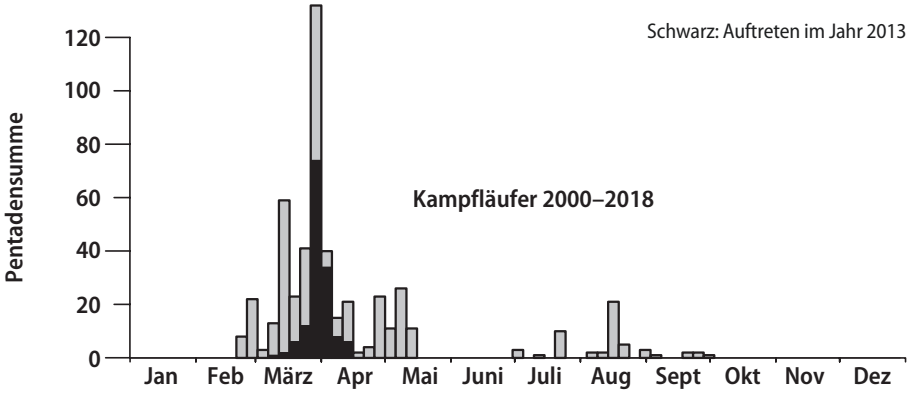
Median Frühjahr: 02.05.; Median Sommer/Herbst: 30.07. Die Zugzeiten des Bruchwasserläufers haben sich in den letzten drei Jahrzehnten verschoben. Sie ziehen im Frühjahr früher und im Sommer später (Baierlein et al. 2014, Atlas des Vogelzuges).



Kampfläufer

117 Daten von 510 Exemplaren. Fast 90 % aller Kampfläufer werden beim Heimzug (Frühjahr) beobachtet.

Median Frühjahr: 29.03. Stärkstes Auftreten im Jahr 2013 im Zusammenhang mit der Zugstau-Wetterlage vom 29.03. bis 01.04. In diesem Jahr wurden Kampfläufertrupps von 32 bis maximal 74 Vögeln festgestellt (G, ME, E, Z). Kampfläufer werden vor allem auf Wiesen und Äckern beobachtet.



Nicht alljährlich auftretende Limikolen

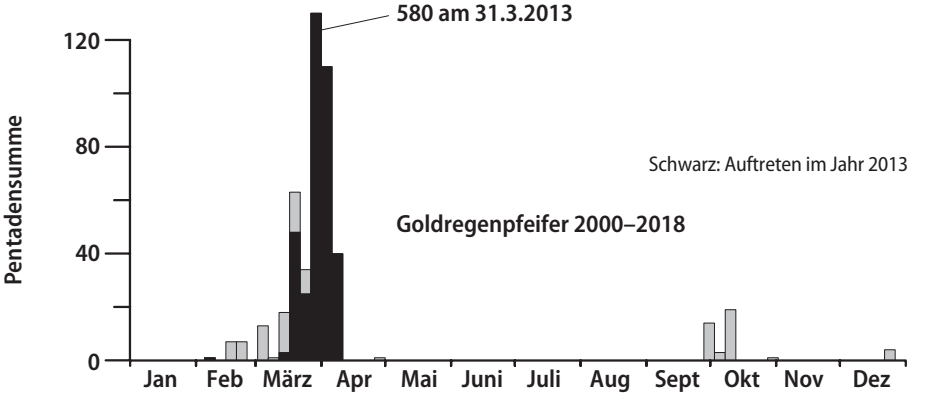
Für 10 Limikolenarten scheint die Baar ein traditioneller Rastplatz zu sein. Nicht selten treten überraschend auch seltene Arten auf. Hierbei spielen Wettereinflüsse wie Windrichtung, Luftdruck oder Temperaturunterschiede eine Rolle. Vielleicht hat sich auch ein Vogel auf seiner mehrere tausend Kilometer weiten Zugstrecke einfach „verirrt". Was sucht der in Kasachstan brütende Steppenkiebitz auf der Baar?

Kiebitzregenpfeifer

10 Daten von 12 Exemplaren in 5 von 19 Jahren.
Mai (4x), August (1x), September (1x), Oktober (3x), Dezember (1x).
Maximum: 02.05.2014 5 (2 PK, 2 ÜK, 1 vj) DS Faule Wiesen (G).

Goldregenpfeifer

41 Daten von 892 Exemplaren. Goldregenpfeifer werden nicht jedes Jahr beobachtet, meist sind es nur wenige Vögel pro Jahr (unter 20). Ein Ausnahmejahr war 2013. Ende März bis zum 1. April führte spätes Winterwetter in Norddeutschland zu einem massiven Zugstau im südlichen Deutschland. An diesen Tagen wurden außergewöhnlich viele Goldregenpfeifer auf der Baar beobachtet, in Truppgrößen bis 200 Exemplare. In der Regel rasten Goldregenpfeifer im Frühjahr mit den Kiebitzen ab Mitte Februar bis Mitte März. 2013 erschienen sie später. Nur wenige Herbstbeobachtungen.



Sandregenpfeifer

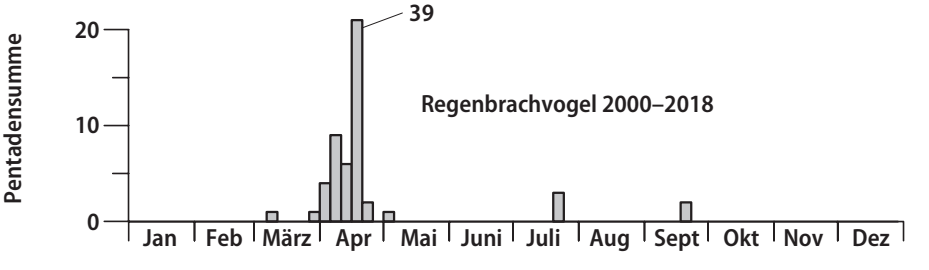
9 Daten von 13 Exemplaren. Beobachtungen im April (2x), Mai (2x), September (4x) und Oktober (1x).

Mornellregenpfeifer

21 Daten von 45 Exemplaren, hauptsächlich auf den Hochflächen Wutach-Ewattingen (WT) zwischen dem 23.08. und 27.09. Eine Beobachtung auf Ackerflächen bei Pfohren (25.08.2013, 2 ad (G)). Nur eine Frühjahrsbeobachtung (21.04.2014, 1 ad (PG)).

Regenbrachvogel

23 Daten von 68 Exemplaren. Stärkstes Auftreten im Jahr 2016 mit 37 Exemplaren am 18.04. Nur 2 Feststellungen beim Wegzug (Sommer/Herbst).



Uferschnepfe

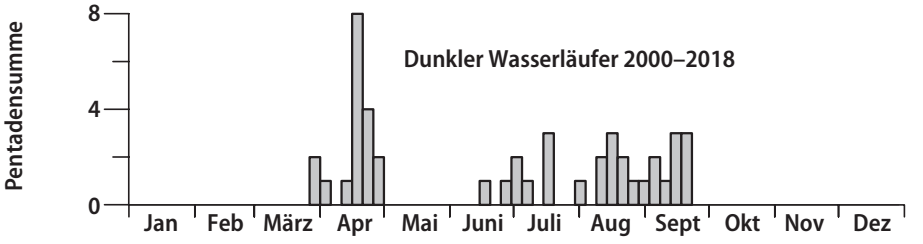
3 Daten von 1, 2 und 3 Exemplaren im März und April (1 Exemplar).

Zwergschnepfe

18 Daten von 22 Exemplaren aus den Monaten März (1x), April (3x), September (1x), Oktober (7x), November (4x) und Dezember (2x).

Dunkler Wasserläufer

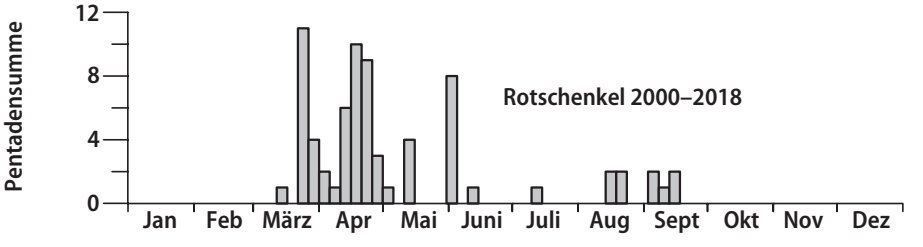
39 Daten von 45 Exemplaren. Größter Trupp 5 Exemplare am 17.04.2008, sonst nur 1, 2 oder 3 Exemplare. Im Sommer etwas häufiger als im Frühjahr.



Rotschenkel

44 Daten von 66 Exemplaren. Im Frühjahr beim Heimzug deutlich häufiger als im Sommer/Herbst, Median Frühjahr: 15.04.

2016 haben 2 Rotschenkel am Krickentenweiher (Büffelweide) bei Bad Dürrheim übersommert (OK). Diese Daten sind nicht in der Graphik enthalten.



Zwergstrandläufer

10 Daten von 11 Exemplaren aus den Monaten August (4x), September (4x) und Oktober (2x).

Im September 1999 war vom 19.09. bis 27.09. ein Zwergstrandläufer am Kirnbergsee, an einem Tag sogar 2 (M. Neumann).

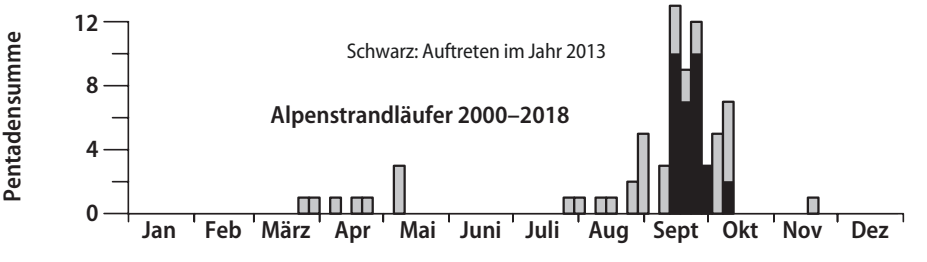
Sichelstrandläufer

5 Daten von 5 Exemplaren aus den Monaten Mai (1x), August (2x), September (1x) und Oktober (1x).

Alpenstrandläufer

41 Daten von 72 Exemplaren. Im Frühjahr nur wenige Vögel, hauptsächlich im September und Oktober. Stärkeres Auftreten im Jahr 2016 (bis zu 8 am Unterhölzer Weiher).

Im September 1999 rasteten bis zu 9 Alpenstrandläufer am Kirnbergsee, wobei einzelne Vögel offenbar länger verweilten (M. Neumann).



Seltene Gäste, nur ein- oder zweimal im Zeitraum 2000 – 2018 beobachtet

Pfuhlschnepfe

Keine Beobachtungen im Zeitraum 2000 bis 2017, aber 1 dj vom 13. bis 27.09.1999 am Kirnbergsee (M. Neumann, E).

Steinwälzer

28.09.2003: 4 SK Hüfinger Riedsee (Z).

Stelzenläufer

15.05.2005: 1 Jungvogel, Sunthauser Weiher (D, XD) (Belegfoto liegt vor)
28. und 29.04.2017: 1,1 Stille Musel Mitte (E, G, Z, M. Rüttiger).

Temminckstrandläufer

24.08.2005: 2 Neudingen (G).

Steppenkiebitz

27.03.–01.04.2006: 1 Ankenbuck, Schabelwiesen (G, Z)
Anwesend vom 27.03.2006 bis 01.04.2006, meistens zwischen Dürrheimer Landstraße und Bundesstraße B27 auf einer trockenen Wiese vor der Brücke nach Aasen (G, Z, K, P, E). Häufig zusammen mit 2 bis 4 Kiebitzen.

Sanderling

07.05.2007: 1 ÜK Mönchsee (Z).

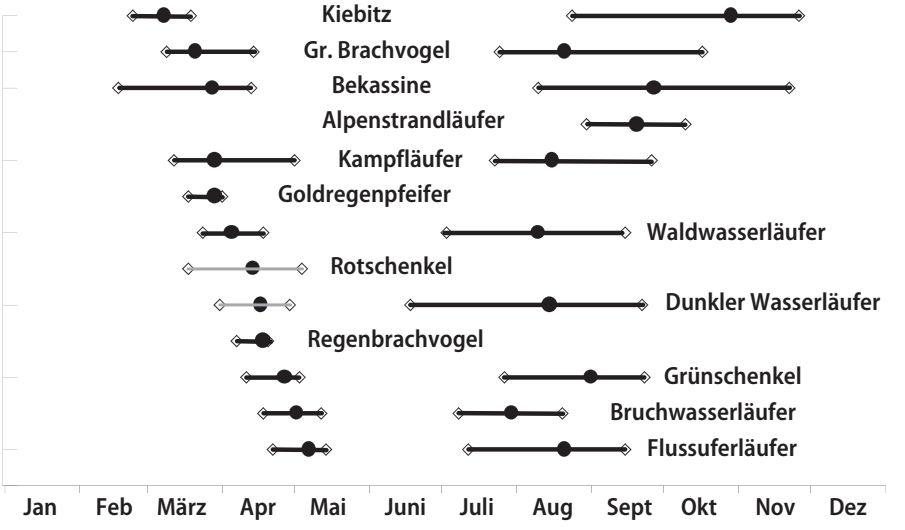
Odinshühnchen

02.09.2014: 1 SK Unterhölzer Weiher (E)
Eine frühere Beobachtung am 23.09.1998: 1 dj Neudingen, Do II (D, E, G).

Schlammufer an der Donau.

„Durchzugskalender"

Aufgrund der Fülle der vorliegenden Daten kann für die regelmäßig auftretenden Limikolenarten ein „Durchzugskalender" erstellt werden. Er verdeutlicht, zu welcher Jahreszeit mit welchen Limikolen auf der Baar zu rechnen ist.



Durchzug regelmäßig erscheinender Limikolen. Punkt: Durchzugsmedian (50 % der beobachteten Vögel), getrennt für Heimzug und Wegzug. Balken: Durchzug bzw. Beobachtung von 80 % der Vögel (10 bis 90 %). Bei Rotschenkel und Dunklem Wasserläufer zeigt der Balken im Frühjahr erste und letzte Beobachtung.

Fazit

Im Untersuchungszeitraum konnten 28 Limikolenarten festgestellt werden. Sowohl im Frühjahr als auch im Spätsommer/Herbst kann mit etwa 10 regelmäßig rastenden Arten gerechnet werden. Der Wegzug ins Überwinterungsgebiet im Sommer/ Herbst fällt bei allen Arten deutlich länger aus als der Frühjahrszug, bei dem die Vögel rasch und daher weniger auffällig in die Brutgebiete zurückkehren. Deshalb werden zum Beispiel bei Bruchwasserläufern und Flussuferläufern im Sommer/Herbst weit mehr Vögel beobachtet als im Frühjahr. Umgekehrt treten Regenbrachvogel und Kampfläufer bei uns fast nur im Frühjahr auf und kaum im Herbst; das heißt der Herbstzug dieser beiden Arten findet überwiegend entlang der Küste Richtung Westafrika statt, während beim Frühjahrszug auch das Binnenland überflogen wird („Schleifenzug" entgegen dem Uhrzeigersinn, Baierlein et al. 2014). Der Kiebitz fällt hierbei aus dem Rahmen. Im Frühjahr treten in einer meist kurzen Zugzeit regelmäßig Schwärme von über 100 Vögeln auf, im Herbst dagegen sind anders als im nördlichen Deutschland größere Kiebitztrupps selten zu sehen.

Wenn die Individuenzahlen der rastenden Limikolen im Schwarzwald-Baar-Kreis auch nicht überragend sind, so lässt sich trotzdem festhalten, dass die Baar für ziehende Limikolen zumindest eine überregional bedeutende Rolle als Rastplatz spielt. Beim Heimzug im Frühjahr bieten vor allem die überstauten Wiesen und Ackerflächen in der Riedbaar geeignete Rastbiotope. Beim Wegzug im Spätsommer und Herbst ist es die Donau mit ihren Teppichen des Flutenden Hahnenfußes und die Schlammufer bei niedrigem Wasserstand. Ebenso profitieren die Limikolen von dem seit einigen Jahren regelmäßig niedrigen Wasserstand des Unterhölzer Weihers und von künstlich angelegten Flachwasserteichen. Ein attraktiver Rastplatz zu beiden Zugzeiten entwickelt sich neuerdings am Hüfinger Riedsee, wo derzeit ein umfangreiches Renaturierungsprojekt durchgeführt wird (Körner 2019).

Benutzte Abkürzungen

PK	Prachtkleid
SK	Schlichtkleid
ÜK	Übergangskleid zwischen Pracht- und Schlichtkleid
ad	adult (erwachsen)
dj	diesjähriger Jungvogel
vj	Jungvogel aus dem Vorjahr

Danke

Die vielen Einzelbeobachtungen, die der vorliegenden Arbeit zu Grunde liegen, verdanken wir R. u. H. Dannert (D), G. u. H. Ebenhöh (E), M. Ebert (ME), P. Gapp (PG), H. Gehring (G), H. Kaiser † (K), O. Körner (OK), B. Maier (BM), M. Neumann, H. Pelchen (P), M. Rüttiger und F. Zinke † (Z).

Helmut Gehring danke ich für die Anregung zu diesem Beitrag sowie für Ergänzungen des Textes.

Autor

Dr. Hartmut Ebenhöh

Er gehört zu den besten Kennern der Vogelwelt auf der Baar. In vielen Veröffentlichungen, oft zusammen mit seiner Frau Gabi, hat er interessante und bedeutende Ergebnisse seiner wissenschaftlich präzisen Untersuchungen dargestellt.

Dr. Hartmut Ebenhöh
Kirnacher Höhe 7
78089 Unterkirnach

Literatur

Gehring, H. (1999): Die Baar als „Trittstein“ für ziehende Limikolen (Watvögel). Schriften der Baar Bd. 42, Donaueschingen, S. 81–96.

Körner, H./Körner, O. (2019): Mehr Natur am Hüfinger Riedsee – Renaturierungsmaßnahmen an den Riedseen auf der Baar. Schriften der Baar Bd. 62, Donaueschingen, S. 137–152.

Baierlein, F./Dierschke, J./Dierschke, V./Salewski, V./Geiter, O./Hüppop, K./Köppen, U./Fiedler, W. (2014): Atlas des Vogelzuges. AULA-Verlag GmbH, Wiebelsheim.

Schriften des Vereins für Geschichte
und Naturgeschichte der Baar

Band 63 · Seite 45 – 48
März 2020

Brutnachweise des Gänsesägers *(Mergus merganser)* an der Breg bei Wolterdingen

von Helmut Gehring

Einleitung

Im Winter ist der Gänsesäger seit den 1980er Jahren ein regelmäßig zu beobachtender Vogel auf den Gewässern der Baar. Trupps mit bis zu 120 Exemplaren sind auf den Riedseen oder dem Unterhölzer Weiher nicht selten. Es handelt sich hier wohl um Vögel der nordischen Brutpopulation, die bei uns überwintern. Bis Anfang der 1970er Jahre war der Gänsesäger auch Brutvogel in unserer Region. Mit bis zu 8 Paaren brütete die Art im Bereich der Wutachschlucht und der Wutachflühen. Der damals stark zunehmende Kanuverkehr auf der Wutach könnte zur Aufgabe dieses einzigartigen Brutplatzes in Baden-Württemberg geführt haben (Zinke 2014).

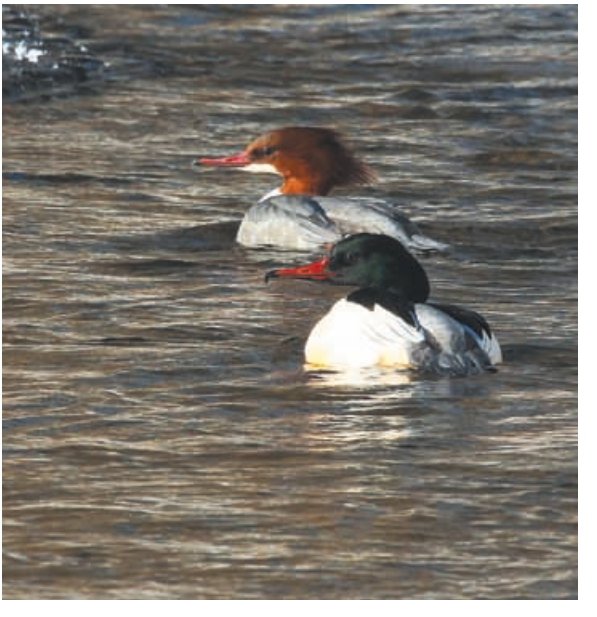
Zur Biologie des Gänsesägers

Gänsesäger gehören zu der Gattung der Entenvögel, was man aufgrund ihrer Ernährungsweise nicht erwarten würde. Ihre Nahrung sind überwiegend Fische, die sie meist tauchend erbeuten. Ihre Lebensräume sind folglich in erster Linie fischreiche Gewässer. Die Art kommt sowohl an Fließ- als auch an Stillgewässern vor. Neben der Ernährung ist auch das Brutverhalten bemerkenswert. Gänsesäger sind Höhlenbrüter. Für die Brut benötigen sie Höhlen in alten Bäumen, in Felsnischen oder in vom Menschen bereitgestellten Brutkästen. Ufernahe Baumbestände mit höhlentragenden Bäumen sind folglich wichtige Strukturelemente des Bruthabitats.

Verbreitung

In Europa kennen wir das große Brutgebiet im Norden, das von Island bis zum Ural reicht und seine südliche Grenze mit inselartigen Vorkommen im nördlichen Mitteleuropa hat. Isoliert davon besteht eine genetisch eigenständige Brutpopulation im nördlichen Alpenraum und im nördlichen Alpenvorland. Der kleine Brutbestand dieser Brutpopulation nimmt derzeit insgesamt zu. Wir können davon ausgehen, dass die Vögel des baden-württembergischen Brutvorkommens Teil dieser Population sind. Als Durchzügler und Wintergast ist der Gänsesäger in Mitteleuropa weit verbreitet. In Baden-Württemberg überwintern regelmäßig bis zu 2 000 Individuen. Der europäische Brutbestand wird auf 60 000 bis 100 000 Brutpaare geschätzt (Hölzinger/Bauer 2019).

Bruthabitat des Gänsesägers an der Breg bei Wolterdingen. Foto: Helmut Gehring.



Gänsesägerpaar im Brutgebiet an der Breg bei Wolterdingen im Spätwinter.
Foto: Helmut Gehring.

Gänsesägerweibchen mit Jungvogel. Foto: Jiri Bohdal.

Rückkehr als Brutvogel

Das Titelbild des aktuell (2019) erschienenen Bandes der Vögel Baden-Württembergs ziert ein Gänsesägerweibchen mit Küken. Dies hat Gründe. In diesem Fall sind sie erfreulich. Der Gänsesäger gehört zu den wenigen heimischen Vogelarten, die im „Aufwind" fliegen. Der Brutbestand des Gänsesägers nimmt in Baden-Württemberg zu. Ab 1990 kam es wohl infolge der Bestandserhöhung im bayrischen Alpenvorland, die durch gezielte Artenschutzmaßnahmen erreicht wurde, zu einer Wiederbesiedlung in Baden-Württemberg. Die ersten Brutpaare wurden im württembergischen Allgäu, später auch in Oberschwaben und am Hochrhein entdeckt. Der Brutbestand ist danach kontinuierlich angestiegen und dürfte aktuell in Baden-Württemberg bei etwa 50 Brutpaaren liegen (Hölzinger/Bauer 2019).

Im Mai 2010 beobachtete nach über 30 Jahren E. Ehrath erstmals wieder ein Weibchen des Gänsesägers mit fünf Jungvögeln in der Wutachschlucht bei der Wutachmühle (Zinke 2014). Der Gänsesäger ist in sein ehemaliges Brutgebiet zurückgekehrt. Die regelmäßigen Winter- und Spätwinterbeobachtungen an der Breg bei Wolterdingen in den letzten Jahren ließen die Hoffnung aufkeimen, dass auch hier der Gänsesäger sich als Brutvogel ansiedeln könnte. So

war es dann auch: Am 26. Juni 2018 erhielt ich von Herrn F. Mauz aus Kirchzarten den Hinweis, dass an der Breg bei Wolterdingen zwischen dem Staudamm und dem Gasthaus „Schwarzer Bube“ ein Weibchen des Gänsesägers 11 Junge führt. Diese Beobachtung wurde mehrfach bestätigt, zum Beispiel am 12. Juli 2018. Auch für 2019 liegen Beobachtungen von Gänsesägerweibchen mit Jungen vor. Bereits Ende Mai 2019 beobachtete O. Körner ein Weibchen mit Jungen. Am 18. Juni entdeckte ich eine Gänsesägerfamilie mit 8 Jungen oberhalb des Bregstauwehrs.

Auf der Internetplattform *ornitho.de* wurden bereits im Sommer 2017 ähnliche Beobachtungen von E. Sonnenschein gemeldet, so dass wir auf eine erfolgreiche Gänsesägerbrut bereits im Jahr 2017schließen können.

Fazit

Dass der Gänsesäger in die Region Wutach-Schwarzwald-Baar zurückgekehrt ist, ist sehr erfreulich. Die Bemühungen seitens der politischen und behördlichen Institutionen, die Wasserqualität und die Gewässerstruktur unserer Flüsse und Seen zu verbessern, scheinen zu fruchten. Die meisten Brutvogelarten an unseren Gewässern zeigen eine konstante oder gar positive Bestandsentwicklung. Es sei hier noch erwähnt, dass 2019 im Revier des Gänsesägers auch der Brutnachweis eines Eisvogelpaares gelang.

Autor

Helmut Gehring

befasst sich seit über 40 Jahren mit der Vogelwelt der Baar und stellt seine Erkenntnisse regelmäßig in unserer Schriftenreihe dar.

Helmut Gehring
Königsberger Straße 30
78052 Villingen-Schwenningen
gehring.vs@t-online.de

Literatur

Hölzinger, J./Bauer, H.-G. (2019): Gänsesäger. In: Die Vögel Baden-Württembergs, Nicht-Singvögel 1.2., Ulmer-Verlag, Stuttgart, S. 586–587.

Zinke, F. (2014): Besondere Vögel des Wutachgebiets. In: Die Wutach, Regierungspräsidium Freiburg und Schwarzwaldverein (Hrsg.), Thorbecke-Verlag, S. 236.

Schriften des Vereins für Geschichte
und Naturgeschichte der Baar

Band 63 · Seite 49 – 56
März 2020

Ergebnisse einer Schmetterlingserhebung bei Bad Dürrheim im Gewann Hinter Bulz – Tagfalter, Nachtfalter und Kleinschmetterlinge

von Josef Kammerer und Thomas Schalk

Einleitung

Aufgrund der in Bad Dürrheim geplanten Erweiterung der Wasserbüffelfläche auf dem Gewann Hinter Bulz nach Süden haben die Verfasser mit dem Projektleiter O. Körner 2016 die Notwendigkeit einer Schmetterlingskartierung diskutiert. Daraus entstand die Vereinbarung, die Schmetterlinge (*Lepidoptera*) im Gebiet zu erfassen. Diese Erfassung wurde schwerpunktmäßig 2017 durchgeführt. Für die Tagfalter konnte auch auf ältere Daten zurückgegriffen werden. Josef Kammerer hat die Untersuchung der Nachtfalter und Kleinschmetterlinge übernommen. Die Tagfalter hat Thomas Schalk bearbeitet.

Im Band 2019 dieser Schriftenreihe erschien ein Beitrag zur Biotopentwicklung im Gewann Hinter Bulz durch Beweidung mit Karpatenbüffeln (Wasserbüffel) (Kretzschmar et al. 2019).

Methode

Thomas Schalk hat die Tagfalter und tagaktiven Nachtfalter bearbeitet, Josef Kammerer übernahm die Gruppen der Nachtfalter und der Kleinschmetterlinge. Die Tagfalter wurden durch Begehen des Geländes erfasst und nach habituellen Merkmalen bestimmt. Belegtiere wurden nicht entnommen. Nach Präimaginalstadien wurde nicht gesucht. Wegen der Verbreitung des Riesenbärenklaus konnte das Gelände nicht überall begangen werden. Für die Erfassung der Nachtfalter und Kleinschmetterlinge wurde an 5 verschiedenen Terminen im Mai, Juni, Juli, August und September eine Leuchtanlage, bestückt mit einer 20-W-Spezial-UV-Leuchtstofflampe, aufgestellt. Die durchschnittliche Leuchtdauer betrug 2,5 Stunden pro Leuchtabend. Die anfliegenden Individuen wurden nach Möglichkeit fotografisch dokumentiert und habituell bestimmt. Belegtiere wurden nicht entnommen. Lediglich in 4 Fällen musste auf den Artkomplex entschieden werden; das sind nahe verwandte Arten, die habituell nicht zweifelsfrei trennbar sind. In einem Fall (*Aethes cnicana*) wurde nach Plausibilität entschieden. Notwendige behördliche Ausnahmegenehmigungen lagen vor. Während wir bei den Tagfaltern und den tagaktiven Nachtfaltern bereits auf einige Funddaten aus früheren Geländebegehungen durch Thomas Schalk zurückgreifen konnten, lagen uns zu den dämmerungs- und nachtaktiven Großschmetterlingen (Nachtfalter) und den sogenannten Kleinschmetterlingen bis dato keine Funddaten vor.

Gemarkung Bad Dürrheim, Gewann Hinter Bulz, digitales Orthophoto. Der weiße Punkt markiert den Aufstellungsort des Leuchtturms.

Gemarkung Bad Dürrheim, Gewann Hinter Bulz, Aufstellungsort des Leuchtturms, 01.08.2017.

Ergebnisse

Einige der festgestellten Arten stehen auf den Roten Listen (Vorwarnliste: noch ungefährdet, Gefährdung in den nächsten 10 Jahren zu befürchten; RL 3: im Bestand gefährdet; RL 2, im Bestand stark gefährdet). Da es keine lokale Rote Listen (RL) gibt, greifen die Verfasser auf die Rote Liste der bedrohten Tag- und Nachtfalter Baden-Württembergs von 2004 (Ba-Wü) (Ebert et al. 2008) zurück. Hilfsweise wurde auf die aktuellere bundesweite Rote Liste (RL-D) Stand 2011 (Bundesamt für Naturschutz) zurückgegriffen, die auf einer moderneren Gefährdungsanalyse aufbaut, allerdings nur bedingt mit der RL-BW kompatibel ist.

Nachtfalter und Kleinschmetterlinge

Es konnten insgesamt 123 Arten bestimmt werden. Davon stehen 10 Arten auf der Roten Liste Baden-Württembergs und 7 Arten auf der Roten Liste Deutschlands. Die Arten spiegeln die Vegetation und ihre Struktur im Gebiet gut wider.

41 Arten haben ihren Lebensraum in Wäldern und an Waldrändern. Letztere sind im Gebiet vorhanden und besonders wichtig für viele dieser Arten, weil sie eine hohe standörtliche Vielfalt und eine Vielfalt an Bäumen, Sträuchern, Stauden und Gräsern zeigen. 27 Arten bevorzugen feuchte Waldstrukturen mit ihren Rändern, die ebenfalls schön ausgeprägt sind.

- 28 Arten leben auf Wiesen, Feuchtwiesen und in Schilfbeständen.
- 5 Arten sind eher auf Ruderalflächen zu finden und 22 Arten zeigen keine Präferenz für einen bestimmten Lebensraumtyp. Wichtig ist für letztere Arten, dass ihre Raupenfraßpflanzen vorhanden sind und das Kleinklima dort stimmt.
- Von allen 123 Arten befressen 34 die Blätter (und Knospen) von Bäumen. Der Schwerpunkt liegt hier auf den Laubbäumen, aber auch Arten wie der Kiefernschwärmer kommen vor.
- 14 Arten sind an Sträucher gebunden wie Weißdorn, Schlehe, Pfaffenhütchen, Rote Heckenkirsche, Heckenrosen usw.
- 55 Arten befressen als Raupe Stauden und Gräser. 6 Arten brauchen Flechten und 3 Moose als Nahrung.
- 19 Arten können sowohl verholzte als auch nicht verholzte Pflanzen nutzen.

Bemerkenswert ist das Vorkommen von *Nycteola degenerana*, der Salweiden-Wicklereule (Ba-Wü RL 2). Das ist ein Neufund für den Schwarzwald-Baar-Kreis. Die Raupen leben, wie es auch der Name schon andeutet, auf Weidenarten. Die zweite RL 2 Art ist *Lithosia quadra*, das Vierpunkt-Flechtenbärchen. Die Raupen fressen Rindenflechten an Laub- und Nadelbäumen.

Die Art *Perizoma blandiata*, der Augentrost-Kapselspanner, ist bundesweit eine RL 2 Art (Ba-Wü RL 3). Die Raupen leben im August und September von den Blüten und Samen des Augentrosts (*Euphrasia roskoviana*).

Salweiden-Wicklereule (*Nycteola degenerana*)
Erstmeldung für die Baar. Hauptnahrungspflanze der Raupe ist die Salweide (*Salix caprea*). Bevorzugt werden Feuchtgebiete und deren Ränder und Gebüschmäntel mit Salweiden. Die Art galt lange Zeit als in Baden-Württemberg „Vom Aussterben bedroht" (RL BW: 1). Nach der Jahrtausendwende gelangen aber durch gezielte Raupensuche mehrere Neu- und Wiederfunde, und die Art wird jetzt in der Deutschlandliste von 2011 in der Kategorie "Gefährdet" geführt. In BW liegt der Verbreitungsschwerpunkt im südlichen Schwarzwald und im Wutachgebiet.

Gesäumte Glanzeule (*Amphipyra perflua*)
Neuere stetige Funde vom Nordrand der Baar legen den Schluss nahe, dass die Art vom Waldumbau zum Mischwald hin profitiert und ihr Verbreitungsgebiet nach Norden über die Baar erweitern konnte.

Folgende Arten sind RL-3-Arten in Baden-Württemberg: Die Raupen der Geißblatt-Kappeneule (*Calliergis ramosa*) fressen von Juni bis September Blätter der Roten Heckenkirsche. Diese ist neben der Hasel auch die Fraßpflanze von *Amphipyra perflua*, der Gesäumten Glanzeule. Schließlich wurde auch die Rohrglanzgras-Schilfeule (*Archanara neurica*) angelockt. Wie der deutsche Name nahelegt, frisst sie Rohrglanzgras, aber auch Schilf. Die beiden letzteren Arten sind nur sehr lokal verbreitet und stehen deshalb auf der Roten Liste.

Tagaktive Falter

Es konnten 27 Tagfalter-Arten nachgewiesen werden. Zehn Arten besiedeln vor allem Wälder und Waldränder. Dazu gehören viele attraktive Arten wie der orange leuchtende Kaisermantel (*Argynnis paphia*) oder der Zitronenfalter (*Gonepteryx rhamni*). Letzterer kann ein für Falter geradezu biblisches Alter von elf Monaten erreichen.

Elf Arten leben auf Wiesen trockener, aber auch feuchter Ausprägung. Diese können auch verbracht sein. Besonders häufig ist zum Beispiel das Große

Heidelbeeren-Silbereule (*Syngrapha interrogationis*)
Die Art hat ihre Hauptverbreitung im Schwarzwald und folgt dort im Wesentlichen dem Verbreitungsmuster der Hauptnahrungspflanze, der Heidelbeere (*Vaccinium myrtillus*). Außer einem Fund vom Unterhölzer Wald (DS-Pfohren) aus dem Jahre 1977 sind aus der Baar keine weiteren Funde bekannt geworden. Die Art gilt als Binnenwanderer und könnte aus dem Schwarzwald zugewandert sein. Da sie auch die Moorbeere (*Vaccinium uliginosum*) nutzen kann, ist ein bodenständiges Vorkommen auf der Achse Schwenninger Moos – Unterhölzer Wald nicht auszuschließen.

Langstreifiger Schilfzünsler (*Donacaula mucronella*)
Die Raupen minieren in den Stängeln der Segge (*Carex spec.*). Die Art ist auf Feuchtgebiete (Seggenriede) angewiesen und kann mit der Verbreitung dieses Biotoptyps als zwar verbreitet aber lokal selten angesehen werden. Für die Baar wurde die Art noch nicht gemeldet.

Ochsenauge (*Maniola jurtina*), ein typischer Sommerschmetterling auf unseren Wiesen.

Schließlich zeigen sechs Arten keine Präferenz für einen bestimmten Lebensraum. Dazu gehören zum Beispiel der Große und Kleine Kohlweißling (*Pieris brassicae* und *P. rapea*), der Distelfalter (*Vanessa cardui*), der jedes Jahr aus Afrika zu uns kommt, und der dunkelgrau gefärbte Schornsteinfeger (*Aphantopus hyperantus*).

Bemerkenswerte Tagfalter im Gebiet sind der Randring-Perlmutterfalter (*Boloria eunomia*, RL 3 Ba-Wü), der Baldrian-Scheckenfalter (*Melitaea diamina*, RL 3 Ba-Wü), der Storchschnabel-Bläuling (*Polyommatus eumedon*, RL 3 Ba-Wü), der Gelbwürfelige Dickkopffalter (*Carterocephalus palaemon*, Vorwarnliste Ba-Wü), der Kleine Eisvogel (*Limenitis camilla*, Vorwarnliste Ba-Wü) und die beiden Feuerfalter, Kleiner und Brauner (*Lycaena phlaeas, Lycaena tityrus*, Vorwarnliste Ba-Wü).

Der Bestand des Randringperlmutterfalters konnte gesichert werden, weil die Feuchtwiese mit Wiesenknöterich (*Polygonatum bistorta*) ausgezäunt wurde

Randring-Perlmutterfalter (*Boloria eunomia*).

und so nicht im Sommer wie auf der Wasserbüffelweide komplett abgefressen wird. Im Herbst wird die Fläche gemäht oder gemulcht. Der Storchschnabelbläuling konnte seit 2014 nicht mehr nachgewiesen werden, weil die Wiesenfläche mit Wiesenstorchschnabel am nördlichen Rand der Büffelweide entweder

gemulcht oder von den Büffeln komplett abgeweidet wird. 2019 hat der Verfasser allerdings wieder ein Ei auf der dem Projektgebiet zugehörigen Streuwiese gefunden. Der Baldrian für den Baldrian-Scheckenfalter ist noch am Südende der Weide vorhanden. Der Kleine Eisvogel legt seine Eier an luftfeucht stehende Roten Heckenkirschen (*Lonicera xylosteum*) ab. Es ist eine Wald- und Waldrandart. Der Gelbwürfelige Dickkopffalter befrisst Gräser und überwintert auch dort. Er braucht deshalb Altgrasbestände. Die beiden Feuerfalter-Arten legen ihre Eier auf Ampferarten ab. Werden diese zu stark verbissen, verschwinden sie.

Diskussion

Die gefundenen Arten entsprachen unseren Erwartungen. Nach Reichholf (2007) kann man allerdings mit der Lichtfangmethode in einem Jahr nur weniger als die Hälfte der Nachtfalter in einem Gebiet nachweisen.

Aufgrund des gefundenen Artenspektrums ist eine Erweiterung der Weidefläche nach Süden denkbar. Die Beweidung ist aber so zu steuern, dass nicht die komplette Strauch- und Krautschicht im Wald abgefressen wird. Auch Schilf und Altgrasbestände sollten erhalten bleiben, ebenso einige Weiden. Im Norden der Büffelweide wäre es wünschenswert, den Elektrozaun 5 Meter nach Süden zu versetzen, damit sich der Wiesenstorchschnabel regenerieren kann und mit ihm hoffentlich auch der Bläuling zurückkehrt.

Der Riesenbärenklau ist eine Gefahr für eine vielfältige Vegetation an den feuchten Stellen im Wald. Wenn er durch eine Beweidung zurückgedrängt werden kann, ist das sicherlich von Vorteil. Allerdings fressen Galloway-Rinder ihn nur, wenn sie mit ihm als Nahrung vertraut sind (Bunzel-Drüke 2015). Uns ist nicht bekannt, welche Erfahrungen mit Wasserbüffeln vorliegen.

Autoren

Josef Kammerer

ist Spezialist für Nachtfalter und Kleinschmetterlinge, ein „schwieriges Feld“ für Biologen. Es gibt nur wenige Experten, die sich mit dieser Gruppe der Schmetterlinge auskennen. Er hat die Bestimmung der Arten vorgenommen. Ohne ihn wäre die Artenliste der schwierig zu bestimmenden Arten nicht möglich gewesen.

Josef Kammerer
Heutelstraße 8
78052 VS-Weilersbach

Thomas Schalk

hat bereits mehrere Beiträge in den Schriften der Baar veröffentlicht.
Er verfügt über ein breites biologisches Wissen und kann als Experte für die heimische Tier- und Pflanzenwelt betrachtet werden. Wegen seiner biologischen Vielseitigkeit ist er ein anerkannter ehrenamtlicher Berater bei Behörden. Sein Anliegen, die Naturwerte unserer Heimat zu erhalten, verfolgt er auch als Pädagoge am Hoptbühl-Gymnasium in VS-Villingen. Als Vorsitzender der NABU-Gruppe Schwarzwald-Baar setzt er sich engagiert für den Naturschutz ein.

Thomas Schalk
Stöckerbergle 4/1
78050 Villingen-Schwenningen

Zitierte Literatur

Bunzel-Drüke, M. et al. (2015): Naturnahe Beweidung und NATURA 2000. Heinz-Sielmann-Stiftung, Duderstadt, S. 235 ff.

Kretzschmar, F./Körner, H./Körner, O. (2019): Biotopverbund an der Stillen Musel durch Stillgewässerentwicklung und Beweidung mit Karpatenbüffeln. Schriften der Baar Bd. 62, Donaueschingen, S. 153–150.

Reichholf, J. (2007): Stadtnatur – Eine neue Heimat für Tiere und Pflanzen. Oekom-Verlag, München, S. 209.

Bundesamt für Naturschutz Bonn-Bad Godesberg (2011): Rote Liste gefährdeter Tiere, Pflanzen und Pilze Deutschlands, Band 3: Wirbellose Tiere (Teil 1).

Ebert, G./Hofmann, A./Karbiener, O./Meineke, J.-U./Steiner, A./Trusch, R. (2008): Rote Liste und Artenverzeichnis der Großschmetterlinge Baden-Württembergs (Stand: 2004). LUBW. Online-Veröffentlichung: *www.schmetterlinge-bw.de*.

Allgemeine Literatur und Quellen zum Thema

Settele, J./Steine, R./Reinhardt, R./Feldmann, R./Hermann, G. (2015): Schmetterlinge. Die Tagfalter Deutschlands. Stuttgart.

Steiner et al. (2014): Die Nachtfalter Deutschlands. Ein Feldführer. Ostermarie (Bugbook Publishing).

Ebert, Günter (Hrsg.) (1991–2005): Die Schmetterlinge Baden-Württembergs, Bände 1–10, Verlag Eugen Ulmer, Stuttgart.

Landesdatenbank: Schmetterlinge Baden-Württembergs. Staatliches Museum für Naturkunde Karlsruhe, *www.schmetterlinge-bw.de*.

Schriften des Vereins für Geschichte
und Naturgeschichte der Baar

Band 63 · Seite 57 – 78
März 2020

Landschaft und Wald auf der Baar und im Schwarzwald seit 5000 Jahren

von Helmut Volk

Einleitung

Menschen veränderten die Landschaft der Baar und des Schwarzwaldes Jahrtausende früher als bisher angenommen wurde. Früh und nachhaltig gestalteten sie die Natur um: Auf der Baar seit 5000 Jahren, im Schwarzwald seit 3000 Jahren. Seither wurden die Urwälder mit natürlichen Waldgesellschaften verlassen, und die Menschen bauten die Kulturlandschaft mit Kulturwäldern auf. Schon in der Keltenzeit (600–50 v. Chr.) war die Baar ein landwirtschaftlich genutztes Gebiet. In den Wäldern dominierte die Landwirtschaft mit Viehherden. Die Bevölkerungsdichte muss deutlich höher gewesen sein, als bisher angenommen wurde. Als die Römer kamen, waren bereits großflächige Strukturen der Kulturlandschaft geschaffen. In der Römerzeit wurden intensive Formen der Landwirtschaft mit starken Waldverlusten verbreitet. Darauf baute das Mittelalter auf und verringerte und veränderte die Kulturwälder wiederum nachhaltig. Die Neuzeit ab 1500 bis 1800 ist eine Periode der Entwaldung und der Landschaftsgestaltung für die Landwirtschaft. Um 1800 sind nur minimale Waldanteile in der Landschaft vorhanden. Nach 1770 werden Wälder großflächig als Kulturwälder in großer Vielfalt neu aufgebaut. Die heutige hohe Biodiversität der Wälder entsteht durch Waldgestaltung. Am Aufbau des Wald-Naturschutzerbes der Baar und des Wutachgebietes war die ganze Bevölkerung beteiligt.

Landschaftsveränderung auf der Baar bis zur Bronzezeit (5500 v. Chr. – 2000 v. Chr.)

Der Waldaufbau und die Umgestaltung der Wälder über die vorchristlichen Jahrtausende hinweg sind zu wenig im Naturschutz- und im Forstbereich bekannt. Da große Lücken im Verständnis von Natur und Landschaft der prähistorischen Vergangenheit geschlossen sind, stellt sich die mehr als 5000 Jahre dauernde Landschaftsgeschichte der Baar und des Wutachgebietes neu dar. Eine erste Periode der Landschaftsentwicklung mit prägenden Einflüssen der Menschen auf Landschaft und Wald umfasst die Zeitspanne der Jungsteinzeit (5500 v. Chr.) bis zur Bronzezeit (2000 v. Chr.). Damals fanden in der Baar schon Nutzungen statt, die den Urwald veränderten. Der Schwarzwald nimmt an diesen ganz frühen Landschaftsveränderungen nach heutigem Kenntnisstand noch nicht teil.

Verständnis für diese frühen Landschaftsveränderungen, weg vom unberührten Urwald zu ersten Stufen der Kulturlandschaft, bringen archäologische, archäobotanische und pollenanalytische Forschungen in Mitteleuropa. Bäuerliche Kultur beginnt danach in Mitteleuropa und in altbesiedelten Landschaften

wie der Baar vor etwa 7500 Jahren (Howell 1989, Lüning 1989, Lüning/Stehli 1989, Lüning 2000, Lüning 2007, Poschlod 2015, Schlichtherle 1989, 2016). In Südwestdeutschland sind das Bodenseegebiet und Oberschwaben besonders seit der Jungsteinzeit (4000 bis 2000 v. Chr.) archäologisch gut erforscht. Die Ergebnisse wurden für die große Landesausstellung in Baden-Württemberg mit dem Titel „Pfahlbauten" im Jahre 2016 allgemein verständlich zusammengefasst (Billamboz/Nelle 2016, Jacomet/Maier 2016, Rösch 2016).

Auf die Baar und das Wutachgebiet drang die bäuerliche Kultur spätestens um 5500 v. Chr. ein. Siedlung mit Häuserbau bis 30 Metern Länge, Brandrodung von Wäldern, Getreideanbau und die in den Wäldern weit in der Fläche verbreitete Viehwirtschaft bewirkten bereits beachtenswerte Umwandlungen der Naturwälder. Die Werkzeuge für den Landbau waren dazu geeignet (Lüning 2000, Schlichtherle 2016). Mithilfe experimenteller Anbau- und Nutzungsversuche werden die Landbaumethoden der Menschen vor mehr als 5000 Jahren wieder entdeckt (Ehrmann/Rösch 2005, Rösch 2005). Experimentelle Archäologie hilft somit, den frühen Landschaftswandel verständlich zu machen.

Wie die Kulturlandschaft der Baar zwischen 5500 v. Chr. und 2000 v. Chr. in Teilen ausgesehen haben kann, ist durch archäologische Forschung am Bodensee erschlossen worden. Am Seeufer bei Konstanz ist die Landschaft 3900 v. Chr. in der Umgebung zweier Dörfer mit einer Einwohnerzahl von jeweils etwa 200 Menschen rekonstruiert worden (Jacomet/Maier 2016, Nelle 2016). Viele Merkmale der heutigen Kulturlandschaft sind demnach vorhanden gewesen (Abb. 1): Äcker, Grünlandvorstufen, Unkrautbestände, Vorstufen von Feuchtwiesen, genutzte Schläge im Wald, Laubmischwälder, Gebüsche. Viele Waldteile waren keine Urwälder mehr, sondern durch Viehweide veränderte Kulturwälder. Die Landschaft war bis zu 1,5 Kilometer Entfernung von den Dörfern verändert. Ein Analogieschluss von den Verhältnissen am Bodensee zum Altsiedelland Baar-Wutach ist archäologisch vertretbar (Lüning/Stehli 1989, Lüning 2000, 2007, Poschlod 2015, Schlichtherle 2016).

Landschaftsveränderung in der Bronze-, Eisen- und Römerzeit (2000 v. Chr. – 250 n. Chr.)

In der Bronzezeit (2000 v. Chr. – 800 v. Chr.) machten die landwirtschaftliche Kultur und die Umformung der Wälder zu großflächigen Nutz-Ökosystemen große Fortschritte. Die wirtschaftlichen Verflechtungen nahmen zu. Für das Rheinland in Nordrhein-Westfalen liegen genauere Befunde vor. Danach nahmen die Waldrodungen in der jüngeren Bronzezeit zu. Die Besiedlung bestand aus kleineren Gehöftgruppen, die weit verstreut im Wald lagen. Die Metallverarbeitung gewinnt an Bedeutung. Dazu werden größere Mengen an Holzkohle benötigt. Die Buche erscheint erstmals als prägender Faktor am Waldaufbau. Ihre Ausbreitung steht mit Eingriffen der Menschen in die Wälder in Verbindung (Knörzer et al. 1999). Für die Baar liegen Befunde vor, die konkretere Vorstellungen über die Landschaft zulassen. Als Beispiel wird die Siedlung der späten Bronzezeit

Abb. 1: Rekonstruktion der Kulturlandschaft im Umfeld von 2 Siedlungen am Bodensee 3900 v. Chr. (Nelle 2016, S. 40). Rechts jungsteinzeitlicher Wohnhaustyp (Schlag 2016, S. 50). Die Verhältnisse sind auf das Rheintal und die Baar übertragbar.

(1200–800 v. Chr.) auf dem Fürstenberg genannt, die beträchtliche Ausmaße hatte (Wagner 2015, S. 20–21).

Bis zur Eisenzeit (800–50 v. Chr.) waren die Landschaftsveränderungen weg vom unberührten Naturwald hin zum genutzten Wald mit steuernden Eingriffen auf großer Fläche noch weiter vorangeschritten. Für das Rheinland wird festgestellt, dass die Wälder in der Eisenzeit intensiv als Viehweide genutzt wurden. Die starke Beweidung führt zu ersten Heidestrauch-reichen Magerrasen. Intensive Nutzung verstärkte die Bodenerosion. Erstmals werden Feuchtgebiete in größerem Umfang in die Nutzung einbezogen. Das Ackerland wird gegenüber der Bronzezeit ausgedehnt. Die Anlage von Fischteichen ist archäologisch belegt (Knörzer et al. 1999).

3000 Jahre Landschaftsentwicklung hatten die Baar bereits grundlegend verändert, als die Römer das Gebiet eroberten und zur römischen Provinz entwickelten. Urwald war wohl in der Römerzeit nicht mehr nennenswert vorhanden. Dies ist eine neue, bisher nicht beachtete Ausgangslage. Auch die Entwaldung der Baar war bis zur Römerzeit weit vorangeschritten. Für alte Siedlungsgebiete in Baden-Württemberg, wozu die Baar gehört, wird der Waldanteil in der Antike auf 40 % geschätzt; bei Rottweil betrug die Bewaldung nur noch 30 % Anteil an der Landschaft. Pollenanalysen und Schätzungen des Holzverbrauchs zur Römerzeit stützen diese Ergebnisse (Nenninger 2005).

Auch im Übergangsbereich von Schwarzwald und Baar sowie im Schwarzwald sind die Spuren menschlicher Nutzung in der Landschaft vor der Zeiten-

wende unübersehbar. Hinweise geben Pollenanalysen. Ergebnisse aus dem Plattenmoos bei Tannheim, im Übergang der Naturräume Schwarzwald und Baar gelegen, liefern Belege für die Landschaftsveränderung am Ende der spätrömischen Zeit. Die Landnutzung verursachte einen starken Rückgang von Tanne und Buche und den Anstieg der Fichte am Baumartenspektrum. Der Nussbaum und die Esskastanie erscheinen im Pollenspektrum (Sudhaus 2005, S. 74). Die Kulturlandschaft Wald expandiert weiter und nimmt fremdländische Baumarten in die Nutzung auf.

Das Pollenprofil des Plattenmooses bei Tannheim hat leider Lücken für die Bronze- und die Keltenzeit (Sudhaus 2005). Deshalb werden Ergebnisse eines Profils bei Schönwald im mittleren Schwarzwald für diese Zeitepochen als Orientierungspunkte herangezogen (Henkner et al. 2017). Dabei ist zu berücksichtigen, dass die Waldkultur im Schwarzwald nach archäologisch-pollenanalytischen Ergebnissen etwa 1500 Jahre später begonnen hat als in der Baar (Rösch 2011a, b, Rösch/Tserendorj 2011). Zur Kelten- und Römerzeit hatte der Standort des Profils bei Schönwald nur noch 70 bis 80 Prozent Waldanteil. Das Gebiet war demnach schon früh nicht mehr voll bewaldet; es war aufgrund von Art und Menge der vorkommenden Kräuter und Sträucher stärker genutzt. Die Tanne verliert durch Nutzung von der Römerzeit an höhere Anteile am Spektrum der Baumarten. Die Buche fällt am Ende des Mittelalters durch starke Nutzung sehr steil ab (Abb. 2).

Der nutzungsbedingte Wechsel des Baumartenverhältnisses von Tanne, Buche und Fichte seit der Römerzeit und dem Mittelalter korrespondiert mit anderen Zeigern intensiver Landnutzung im Schwarzwald: Anstieg der Holzkohle-

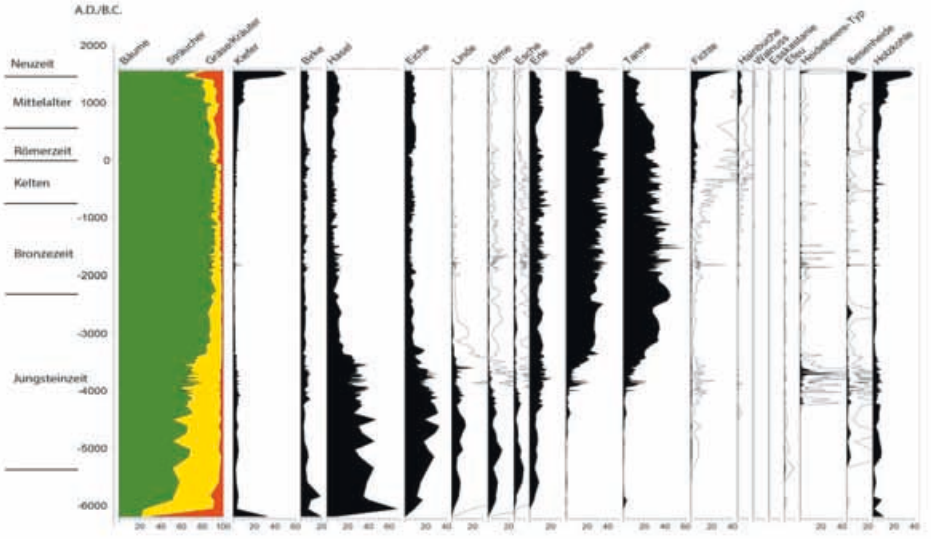


Abb. 2: Das Pollenprofil Schönwald gibt Hinweise auf intensivere Landschaftsnutzung im Schwarzwald seit der Kelten- und Römerzeit. Henkner et al. 2017, S. 14.

reste seit der Römerzeit mit einem deutlichen Schub nach oben im Mittelalter. Dies deutet auf verstärkte Brandnutzung hin; die gleichzeitige Ausweitung der Besenheide bestätigt den Nutzungseinfluss der Viehweide im Wald auf die Landschaft. Die Fichte profitiert von der Landschaftsnutzung und breitet sich aus (Henkner et al. 2017, S. 14).

Die Landschaft sah sogar im Schwarzwald anders aus, als dies Naturschutzleitbilder mit ihrer Vorstellung vom geschlossenen natürlichen Buchen-Tannen-Urwald des Schwarzwaldes bis zum Mittelalter festsetzen. Nutzungszeiger wie Holzkohlereste und die Kräuter der sogenannten Lägerflur, die auf Brand und Viehweide hindeuten, sind in der Bronzezeit bereits vorhanden. Archäologische Befunde von einfachen Häusern, Viehställen, Zäunen, die es bei der frühen Landschaftsnutzung gegeben haben muss, sind – aufgrund ihrer Leichtbauweise – bisher noch nicht entdeckt worden; es ist aber nach dem Pollenprofil anzunehmen, dass es diese Zeugnisse früher Landschaftsnutzung gab. Die Entwicklung der Baar wird somit seit 5000 Jahren, diejenige im Schwarzwald wird in der Tendenz seit 3000 Jahren von Menschen und ihrem Weidevieh gesteuert.

Die waldarme Landschaft Baar seit dem Mittelalter

Neu interpretiert werden können die Landschaftszustände in der Völkerwanderungszeit, dem halben Jahrtausend des Frühmittelalters von 250 bis 750 n. Chr. Historische Darstellungen weisen den Schwarzwald und die Baar schon um 400 dem Gebiet der Alamannen zu, die bis 750 in das Reich der Franken integriert wurden (Westermann 2001, S. 50). In diesem Zeitraum herrschte kein Stillstand in der Landschaftsentwicklung. Der Kulturwald wurde weiter genutzt, am Oberrhein kehrte nicht der Naturwald zurück, wie einige Autoren meinen (Poschlod 2015, S. 67, Seitz 2017, S. 97). Die Nutzung der Landschaft und der Wälder bricht in den 500 Jahren nach dem Ende des Römischen Reichs im Schwarzwald nicht ein, die Kulturzeiger für das Offenland und die Vielfalt der Bäume und Sträucher bleiben erhalten (Henkner et al. 2017, S. 14).

Für das Hochmittelalter kann in der Baar schon ein Bewaldungsanteil weit unter 50 Prozent angenommen werden. Bei diesem Wert ist zu berücksichtigen, dass alle mittelalterlichen Wälder in der Baar eine Feld-Waldlandschaft waren: Dichter Hochwald äußerst selten, in der Regel Wechselwirtschaft im „Wald“, charakterisiert durch abwechselnde Nutzung von Feldern, Wiesen und wieder Wald, der durch Waldbau erneuert wurde.

Die Baar hatte um 1400, gegen Ende des Mittelalters, höchstens noch 20 bis 30 Prozent Wald, der vielfach genutzt und von Wiesen, Äckern, Hütten, Zäunen durchsetzt war. Diese Landschaftsstruktur wurde durch eine für damalige Verhältnisse intensive Erschließung mit Straßen und Wegen aufrechterhalten. Die extreme Waldarmut kommt in den ältesten kartografischen Darstellungen der Baar von 1513 und 1538 zum Ausdruck (Waldseemüller 1513, Münster 1538). Sie taucht in Landtafeln und Karten des 17. und 18. Jahrhunderts auf, wird aber von der forstlichen Überlieferung und der Naturschutzliteratur noch

nicht gesehen (Aldinger et al. 1998, Hockenjos 2015, Reichelt 1970, 2001, 2002, Wilmanns 2012).

Um die historische Waldarmut der Baar vor 1800 großräumig verständlich zu machen, wurde die topografische Karte von 1797 im Maßstab von 1: 56 800 (Schmitt 1797, Blätter 36, 37) reproduziert und digital bearbeitet. Dabei sind verblüffende Ergebnisse entstanden: Die Baar insgesamt mit dem Wutachgebiet hatte 1790 nur etwa 15 Prozent Waldflächenanteil. Im Norden der Baar, im Städtedreieck Bad Dürrheim, Villingen, Schwenningen, betrug der Waldanteil vor 220 Jahren weit unter 3 Prozent. Die Nordbaar war zwar nicht ohne Bäume, sie hatte aber fast keine in sich geschlossenen Waldflächen, die der Kartograf flächig zusammenfassen und mit Waldsignatur darstellen konnte. Nur wenige Waldflächen gab es bei Rietheim und Tuningen. Das Städtepaar Villingen und Schwenningen hatte im Naturraum Baar keinen zusammenhängenden Wald mehr.

In der Überlieferung fehlt bisher eine entsprechende Würdigung der frühen Waldarmut der Baar. Für Schwenningen wurden daher die Aufzeichnungen über die Waldarmut seit 1500 näher untersucht. Als Grundlage dienen dazu Beschreibungen der Jahre 1570, 1703 und 1823. Die Beschreibung von 1570 (Lägerbuch 1570, zitiert nach Sikeler/Härle 2008, S. 19 ff.) hebt nirgendwo auf der Gemarkung Schwenningen darauf ab, es gäbe Wald und dort viel Holz. Erwähnt werden ausschließlich Holzwiesen, also genutzte Wiesen mit einigen Bäumen und kleinere „höltzlins“. Die „höltzlins“ hatten nur unbedeutenden Umfang, und sie standen meist allein in der Landschaft, umgeben von Wiesen und

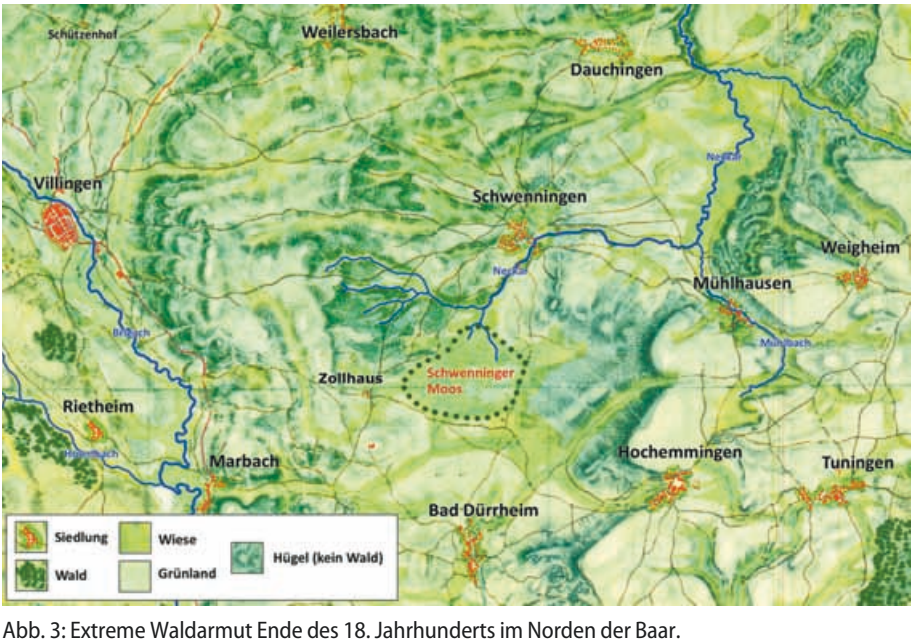


Abb. 3: Extreme Waldarmut Ende des 18. Jahrhunderts im Norden der Baar.

Karten Schmitt 1797. Blätter 36, 37, digital bearbeitet und zusammengesetzt von Helmut Volk.

Äckern. Größer als die „höltzlins“ war das Kaufholz, die herrschaftliche Waldfläche auf Schwenninger Markung. Dieses Holz war schon 1570 ein gemischtes Wiesen-, Baum- und Ackergebiet (Sikeler/Härle 2008, S. 20, 21).

An diese Beschreibung der „höltzlins“ und Hölzer von 1570 knüpft das Schwenninger Lagerbuch von 1703 an (Benzing 1979). Danach war das Kaufholz auch 1703 kein Hochwald im heutigen Sinne. Seine Fläche war zerstückelt. Das „Holz“ war durch Äcker und Wiesen unterbrochen. Das Lagerbuch beschreibt das Kaufholz als Nadelwald („Thannwald“) von etwa 100 Hektar. In das Kaufholz trieben Schwenninger seit alters ihr Vieh ein mit den beschriebenen Folgen für die Auflösung der Waldstruktur und Umformung zu einem Feld-Wald-Nutzungsgebiet. Aus diesem „Holz“ bezogen berechtigte Bürger ihr Holz für den Hausbau und die Heizung der Häuser. Sie mussten dafür jährlich festgesetzte Mengen an Getreide (Dinkel) an das württembergische Amt in Tuttlingen abgeben (Benzing 1979, S. 38). Angesichts der Feld-Wald-Struktur des „Holzes“ reichten die Holzmengen bei weitem nicht für den Bau und die Heizung der Häuser in Schwenningen. Das Dorf musste viel Holz importieren.

Im Lagerbuch von 1703 sind die Holzwiesen und „höltzlins“ der Bauern teilweise mit ihrem Flächenmaß angegeben (Benzing 1979, S. 60, 62, 84, 99, 150). Die mit einzelnen Bäumen und Baumgruppen bestandenen Grundstücke erreichten meistens nur Flächenmaße von 0,33 Hektar. Bei diesen Voraussetzungen ist es verständlich, dass Karten des 17. und 18. Jahrhunderts je nach Maßstab die Holzwiesen, „höltzlins“ und das Kaufholz gar nicht mit der Waldsignatur belegen oder, bei kleinen Maßstäben, die Landschaftsstruktur der „Hölzer“ mit weitständiger Einzelbaumstruktur abbilden. Die historische Landschaftsstruktur von Schwenningen ohne Wald im Sinne heutiger Wald- und Naturschutzgesetze bildet eine Detailkarte Schwenningens von 1795 ab (Weyler 1795).

Die Struktur der Holzwiesen, „höltzlins“ und „Hölzer“ am Beginn des 19. Jahrhunderts, ist in dem Buch über Schwenningen von F.-W. Sturm (1823) eindrucksvoll beschrieben. Sturm bestätigt, dass der fehlende Wald in der Karte von Schmitt aus dem Jahre 1797 ganz der Realität entspricht (Abb. 3). Der Ort habe keinen Windschutz durch kleine Wälder am Dorfrand. Über Wald berichtet Sturm nur wenig, weil es ihn nicht gab. Waldwirtschaft ist bei ihm ein ganz untergeordneter Teil der Landwirtschaft, die er sehr ausführlich beschreibt. Die Torfnutzung im Schwenninger Moos nimmt im Buch viel mehr Raum ein als Beschreibungen von „Hölzern“ und Holzwiesen (Sturm 1823, S. 71–103).

In der Mehrzahl waren die wenigen Waldbäume der Gemarkung Schwenningen um 1820 Kiefern, Fichten und Tannen. Buche, Eiche waren sehr selten; sie mussten aus Nachbargemarkungen ins Dorf geschafft werden. Am Neckar und an Bächen wurden Weiden und Pappeln gepflanzt (Sturm 1823, S. 96–98). Bei den Pappeln handelte es sich um einen fremdländischen Baum, um die aus Italien eingeführte Pyramidenpappel. Im Volksmund wurde sie auch „Napoleonpappel“ genannt. In der Napoleonischen Zeit (1797–1815) wurde der Anbau dieser Pappelart wiederholt befohlen.

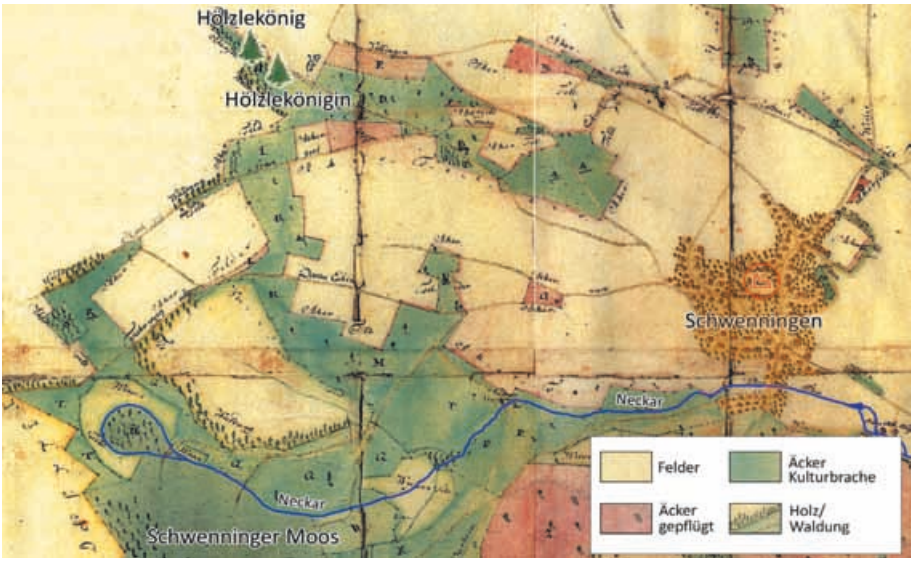


Abb. 4: Extreme Waldarmut in Schwenningen 1795. Die „hölzlins" und „hölzer" sind zu erkennen. Die dorfbekannten Tannen „Hölzlekönig" und „Hölzlekönigin" stehen in kleinen „hölzern". Das Schwenninger Moos ist voll in die Nutzung des Ortes einbezogen.
Bearbeiteter Ausschnitt der Karte von Weyler 1795, SAVS 3.1-3 Nr. 1393.

Das heutige Naturschutzgebiet Schwenninger Moos wurde seit alters vielfach genutzt. Sturm berichtet, das Moos sei im 18. Jahrhundert auch mit Bäumen bestanden gewesen, was die Karte von 1795 sehr klar zeigt (Abb. 4). Anfang des 19. Jahrhunderts seien die Bäume durch Nutzung verschwunden. Das Moos wurde im Torfstich intensiv genutzt. Jeder Bürger und auch die örtliche Saline waren daran beteiligt. Sturm schreibt auch, es gebe Ansätze, das Wollgras, eine Moorpflanze, die heute streng geschützt ist, gewerblich zu Textilien zu verarbeiten (Sturm 1823, S. 65–67).

Ein einziger Baum wird 1823 besonders erwähnt. Es ist der „Hölzlekönig", eine Tanne mit 20 Fuß (6 Meter) Umfang. Ein solch gewaltiger Baum sei sonst nirgendwo in der ganzen Umgebung zu finden (Sturm 1823, S. 38). Der „Hölzlekönig" war beliebt als Ziel bei Ausflügen in die Natur (Abb. 5 und 6). Alle Menschen kannten ihn. In der Abbildung 4 ist auch der Standort einer weiteren Tanne eingetragen, die jünger als der „Hölzlekönig" war und „Hölzlekönigin" genannt wurde. Die enge Verbindung der Bevölkerung im 19. Jahrhundert zu diesen starken Tannen lässt vermuten, dass damals, trotz minimaler Waldfläche, eine Art Waldgesinnung vorhanden war. Auf dieser Grundlage war es möglich, den Schwenninger Stadtwald Zug um Zug in über 200 Jahren neu anzupflanzen und aufzubauen.

All diese Informationen sind naturschutzbedeutsam. Sie werfen ein ganz anderes Licht auf Natur und Landschaft vor der industriellen Revolution (1850),

Abb. 5: Der Hölzlekönig 1891, größte Tanne Deutschlands mit 6 m Umfang; ein Sturm von 1876 kappte den Gipfel, der Baum hatte noch 42 m Höhe. SAVS 5.22 alt 161.

Abb. 6: Schwenninger bringen dem Hölzle-König 1891 ein Blasmusik-Ständchen. Sikeler / Härle 2008, S. 96.

als dies die aktuelle Naturschutzdiskussion über den Umgang der Menschen mit der Natur vermittelt. 1823 lebten im Dorf Schwenningen 2.657 Einwohner, die intensive Landwirtschaft mit 2.000 Nutztieren trieben, meist mit Rindern, Pferden, Schweinen, Schafen und Ziegen (Sturm 1823, S. 38). Extreme Waldarmut war das verständliche Ergebnis der Landschaftsnutzung über die Jahrtausende.

Vom Baum zum Wald – vom Dorf zur Stadt

Seit 1500 gab es in der Nordbaar im Wesentlichen nur noch die Einzelbaumstruktur auf Flächen, die als „Holz“ oder „höltzlin“ genutzt wurden. Auf diesen kleinen Flächen kam der „Wald“ als Kulturwald dennoch nicht zum Erliegen. Es wurden ständig Bäume gesät und gepflanzt und mit Zäunen geschützt. Seit dem 16. Jahrhundert bestimmten dies die Forst- und Waldgesetze in Württemberg und Baden. Die Bevölkerung hielt den Wald klein. Es blieb ihr kein anderer Weg übrig, sie musste ihn klein halten: Die Menschen mussten ernährt werden und sie brauchten viel Holz als Brenn- und Baustoff.

Die Waldarmut der Baar und von Schwenningen ist also uralt. Wälder mit nachhaltiger Struktur und hohen Bäumen auf sehr großer Fläche mussten neu in der Landschaft eingeführt werden. Sie waren über Jahrhunderte verschwunden. In Schwenningen wurde der heutige Kulturwald in 170 bis 220 Jahren aufgebaut. Die Ausgangslage um 1850 ist im ersten forstlichen Wirtschaftsplan für Schwenningen festgehalten. Der „Wald“ war zersplittert in 16 kleinflächige Feldgehöl-

ze, die etwa eine halbe Stunde weg vom Ort entfernt lagen. In den Gehölzen waren Landwirtschaft und Gewerbe aktiv: Viehweide, Streurechen von Laub, Wiesen, Harzgewinnung an den Fichten, die den Hauptanteil an den Bäumen hatten. Nachrangige Bedeutung hatten Tanne und Kiefer. Nur im Gewann Bitzelen gab es einige Buchen, wohl einzeln stehende Weidbuchen (Sikeler/Härle 2008, S. 51).

Der lange und mühsame Aufbau des Gemeindewaldes bis heute mit seinen Erfolgen und Rückschlägen ist in dem Buch „Der Schwenninger Stadtwald" ausführlich dokumentiert (Sikeler/Härle 2005, S. 51–95). Es genügt daher, die Landschaftsentwicklung im Zeitraffer von 220 Jahren zu zeigen. Beginn der Aufforstung des Schwenninger Stadtwaldes ist hier das Jahr 1797 (Schmitt 1797). Die Schwenninger haben bis 2018 den großen Stadtwald mit rund 540 Hektar aufgebaut (Top. Karte 2018). Die Stadt ist in 220 Jahren enorm gewachsen. Sie vergrößerte die Siedlungsfläche gewaltig. Heute hat Schwenningen einen großen Waldgürtel rund um die Stadt, der 1797 fehlte. Umwelt, Natur und Erholung, kurz die Ökologie und die Lebensqualität des Stadtteils von Villingen-Schwenningen haben eine sehr große Aufwertung durch die neu aufgebauten Wälder erfahren (Abb. 7).

Wenn von einem Waldanteil unter fünf Prozent der Sprung auf 18 Prozent Wald gelingt, dann ist dies besonders bemerkenswert. Natürliche Wiederbewal-

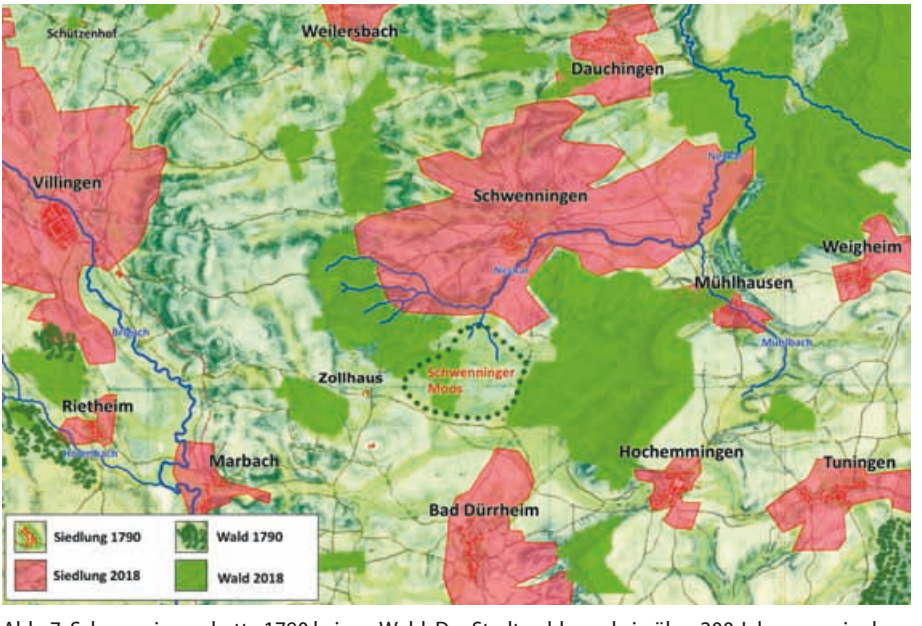


Abb. 7: Schwenningen hatte 1790 keinen Wald. Der Stadtwald wurde in über 200 Jahren neu in der Landschaft aufgebaut. Die Siedlungen wurden extrem ausgeweitet. Die winzigen „Hölzleins" von 1790 hat Schwenningen bis 2018 zu einer über 5 Quadratkilometer großen grünen Lunge um die Stadt ausgebaut. Kartengrundlagen: Schmitt 1797; Siedlung und Wald 2018 aus Top. Karte 2018.

dung, worauf im Naturschutz gesetzt wird, kam nicht in Frage. Es waren zu wenige Bäume in der Landschaft, von denen aus in vertretbarer Zeit durch Samenabfall größere Waldflächen mit Jungwuchs hätten entstehen können. Ebenso wichtig: Die Menschen mussten den neuen Wäldern zustimmen. Dies taten sie nur sehr zögerlich. Sie wollten sich weiter aus den Wäldern ernähren und viele Produkte für ihr Leben beschaffen. Die Umwandlung der Wiesen und Äcker in Waldflächen durch die Bauern wurde deshalb lang hinausgeschoben. Noch länger dauerte der tägliche Vieheintrieb in die Wälder, durch den der Jungwuchs in den Waldflächen beschädigt oder vernichtet wurde. Erst ab 1860 bis 1870 griff das groß angelegte Programm der Wiederbewaldung. Gesetzte Bäume konnten jetzt in größerer Menge ungestört wachsen. Den Durchbruch bei der Waldvermehrung schafften die Gemeinden und Städte erst 1924, als der Badische Landtag beschloss, dass künftig nur noch Hochwälder zu erziehen seien.

Nachdem auch die klare räumliche Trennung von landwirtschaftlich genutzten Flächen und Waldflächen von der Bevölkerung akzeptiert war, konnten der Wald und seine Bäume also im 20. Jahrhundert ohne Störung aufwachsen. Die Menschen pflanzten mit Begeisterung ihre neuen Wälder. Sie verdienten etwas dabei. Ihre waldbaulichen Fähigkeiten beim Aufbau von „Hölzern“ seit dem Mittelalter haben sie unter Anleitung der Förster weiter entwickelt. Die heutigen hohen und schönen Wälder haben sich die Bauern und Gemeinden herbeigewünscht, als sie die Wälder auf der Baar und im Wutachgebiet pflanzten. Heimat entstand neu.

Der Unterhölzer Wald

Zu den ganz wenigen Waldflächen, die bis zum Ende des 18. Jahrhunderts bruchstückhaft auf der Baar erhalten blieben, gehört der Unterhölzer Wald bei Donaueschingen. Seit dem frühen Mittelalter wurde dieses Waldgebiet gemischt landwirtschaftlich und als Gehölz genutzt. Die Bezeichnung „Unterhölzer“ legt nahe, dass es vor Zeiten auch „Obere Hölzer“ gab, die wahrscheinlich schon vor 1700 gerodet und dann bis heute landwirtschaftlich genutzt wurden. Wegen seiner besonderen Lage und den Vorkommen sehr alter Eichen und Buchen wird der Unterhölzer Wald besonders genau auf seine Naturschutz-Eigenschaft wissenschaftlich untersucht. Darauf wird nicht näher eingegangen. Nur so viel sei erwähnt. Der Wald gilt fälschlicherweise als Rest natürlicher Wälder der Baar mit Eiche und Buche, ohne wesentliche Veränderungen durch die Menschen.

Unsere Untersuchungen ergeben ein anderes Bild. Dieser Wald spiegelt – wie alle Waldflächen der Baar – das uralte Nutzungsverhältnis von Mensch und Natur in Altsiedlungsgebieten Mitteleuropas wider. Wie erwähnt, wurde der Wald seit 5000 Jahren genutzt. Spätestens ab dem frühen Mittelalter war aus dem Wald eine gemischt landwirtschaftliche und forstliche Nutzfläche gemacht worden. Als der Unterhölzer Wald vor Jahrhunderten an das Haus Fürstenberg kam, war die Urwaldzeit längst vorbei. Fürstenberg übernahm eine vielfach genutzte Kulturwaldfläche, auch mit künstlich erneuerten Waldflächen.

Archäologische Befunde zur Landschaftsnutzung auf der Baar geben Hinweise auf den Unterhölzer Wald als Teil der Kulturlandschaft seit dem frühen Mittelalter (Sudhaus 2005). Was die heutige Generation an diesem Wald fasziniert, sind die alten Eichen und Buchen (Hockenjos 2018). Der Wald ist Naturschutzgebiet und in der aktuellen Naturschutzdiskussion. Streng geschützt werden sollen Reste der angeblich natürlichen, vom Menschen unbeeinflussten Naturlandschaft. Ein solches Naturschutzziel entspricht nicht der Wirklichkeit. Geschützt werden kann der Kulturwald, das Erbe der naturnahen Nutzung und des Wiederaufbaus der Waldfläche seit vielen Jahrhunderten.

Der Unterhölzer Wald hat seinen Naturschutzwert durch die Jahrhunderte alte Weide-, Wiesen- und Holznutzung bekommen. Als Fürst Joseph zu Fürstenberg 1723 die Residenz von Stühlingen nach Donaueschingen verlegte, wurde dieser Wald als Landwirtschafts-, Holznutzungs- und Jagdgebiet vor den Toren der Residenz wichtiger. Die Betonung der Eichen und Buchen unter den genutzten Bäumen diente den landwirtschaftlichen und jagdlichen Interessen. Das Gebiet hatte keinen Charakter eines geschlossenen Waldes in ungenutzter Dichtstellung. Eiche und Buche hatten sowohl Einzelbaumcharakter (Hute-Eichen, Hute-Buchen) als auch weitständige Stellung in Wald-Feld-Verbänden (Abb. 8).

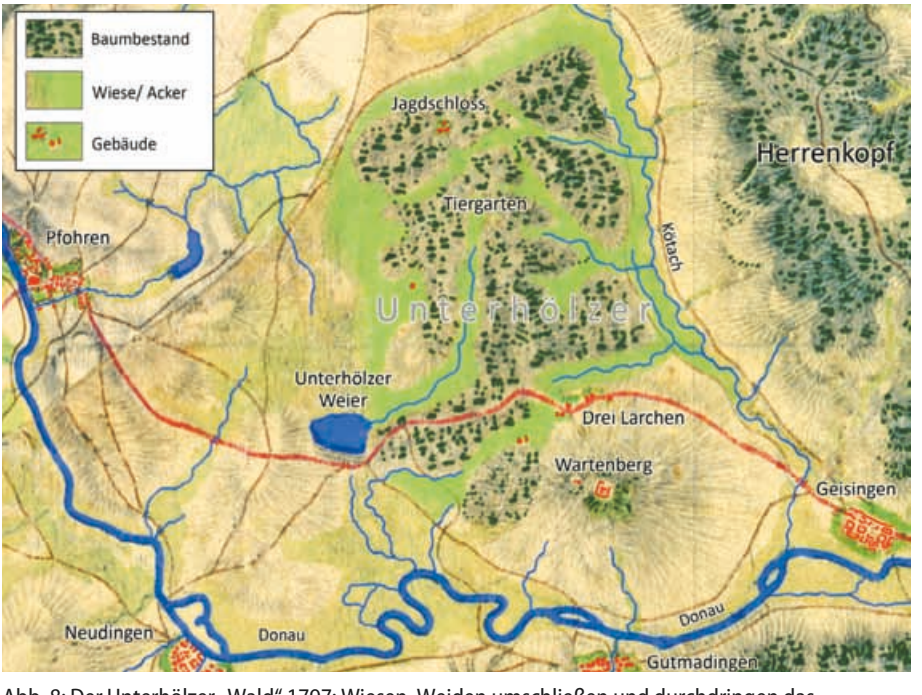


Abb. 8: Der Unterhölzer „Wald" 1797: Wiesen, Weiden umschließen und durchdringen das Hofjagdgebiet. Die Darstellung des Baumbestandes hebt auf lichte, beweidete Flächen ab, in die sich der Tiergarten einfügt. Kartengrundlage: Schmitt 1797, Blatt Villingen, bearbeitet von Helmut Volk 2018.

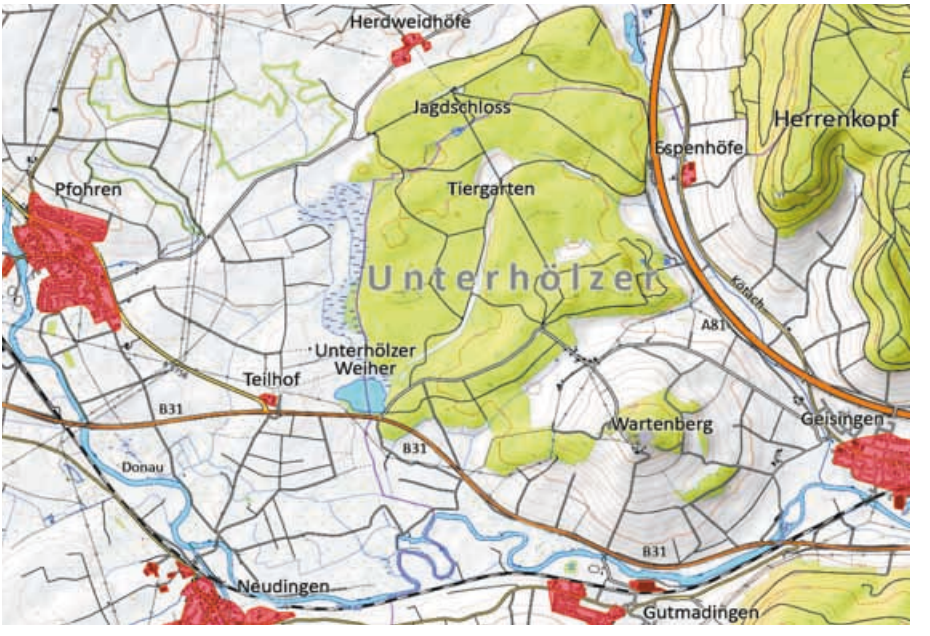


Abb. 9: Der „Unterhölzer" Wald ist heute ein hoch aufragendes, strukturreiches Waldgebiet, das durch Baumpflanzung und -pflege in 220 Jahren eine Aufwertung erfahren hat. Der ökologische und der Naturschutzwert wurden durch die Menschen positiv verändert.
Grundlage: OSM Karte, *opentopomap.org/#maps=13/47.92796/8.57251*, verändert durch Helmut Volk 2018.

Aus landschaftshistorischer Sicht ist „der Unterhölzer" ein lehrreiches Beispiel für ein fürstliches Hofjagdgebiet vor den Toren der Residenz in Donaueschingen. Vergleichbare Gebiete sind in Südwestdeutschland der Hardtwald von Karlsruhe, die Lußhardt bei Bruchsal, die Schwetzinger Hardt bei Mannheim, der Rot- und Schwarzwildpark bei Stuttgart. Die Markgrafen von Baden (Karlsruhe), die Fürstbischöfe von Speyer (Bruchsal), die Kurfürsten von der Pfalz (Mannheim) und das Haus Württemberg (Stuttgart) unterhielten ebenfalls ihre Hofjagdgebiete, teilweise mit beträchtlichem Aufwand. Nie waren die Jagd und die Tiergärten das alleinige Ziel der Hofjagdreviere. Immer waren die Landwirtschaft durch Bedienstete, die Weidenutzung mit Tieren durch umliegende Gemeinden und die Waldkultur mit Bäumen zur Mast- und Holznutzung wesentliche Bestandteile der Hofjagdreviere.

In der Landschaftsstruktur von gemischt landwirtschaftlich und forstlich genutzten Gebieten stimmten die Hofjagdreviere in Karlsruhe, Bruchsal, Mannheim, Stuttgart und Donaueschingen während des 17. bis zum 19. Jahrhundert überein. Die Landschaft der Hardt bei Karlsruhe, die Bruchsaler Lußhardt, die Schwetzinger Hardt im 17. und 18. Jahrhundert sind näher untersucht (Volk 2015, Volk 2017a, Volk 2017b). Überall war der Anbau der Eiche, von Nadelhölzern und der Buche bewährte Tradition seit dem Mittelalter.

Als im 17. und 18. Jahrhundert die Hauptbaumarten Eiche, Kiefer, Buche durch Nutzung wieder einmal ins Minimum gerieten, wurde nachgepflanzt. Dichte Wälder, wie wir sie heute erleben, waren bis zum Ende des 19. Jahrhunderts in den Hofjagdrevieren nicht vorhanden. Aber ältere, meist gepflanzte Bäume gab es in geringer Zahl, die vom Abhieb geschont wurden. Die alten Eichen und Buchen des Unterhölzers, die heute allseits bewundert werden, sind ein besonderes, durch Waldbau entstandenes Kulturerbe, das neu bewertet und im Naturschutzgebiet erhalten werden soll. So können diese alten Eichen und Buchen des Unterhölzers ökologisch aufgewertet und im Naturschutz in ein stimmiges Verhältnis von Mensch und Wald auf der Baar gebracht werden.

Der Unterhölzer Wald lebt in einer objektiven Naturschutzbewertung nicht nur von der Hute- und weitständigen Baumverteilung älterer, gepflanzter Eichen und Buchen. Genauso wichtig war für das heutige Naturschutzpotential, dass großflächig neuer Wald künstlich angelegt wurde. Die Baumwiesen wurden zu wirklichen Wäldern mit dichter Waldstruktur. Die Neuschaffung des Waldes geschah radikal, aber erfolgreich für den Wald. Auf den Wiesen, die den Unterhölzer im 18. Jahrhundert netzartig durchzogen und umschlossen (Abb. 8), sind alte und hohe Wälder kultiviert und gepflegt worden. Vielfältig sind sie. Sie haben kulturelle Diversität. Auch die Fichtenwälder gehören dazu. Die Wälder sind höher und strukturreicher als der Baumbestand des 18. Jahrhunderts. Die Diversität wurde erhöht. Die Karte von 2018 bildet das geschlossene Waldgebiet, den wesentlich vergrößerten Wald und die veränderte Waldstruktur des Unterhölzers ab (Abb. 9).

Südliche Baar und Wutachgebiet

Ende des 18. Jahrhunderts hatten die Gebiete südliche Baar und Wutach nur wenig Waldfläche, etwa 14 % der Landfläche. Baumbestand und Waldflächen lagen gehäuft entlang der Wutach und beiderseits des Krottenbaches. Die Waldflächen entlang der genannten Gewässer hingen nicht lückenlos zusammen, wie es heute der Fall ist. An vielen Stellen war die Waldfläche durch Wiesen und Äcker unterbrochen, Bereiche, die heute durch Anpflanzung bewaldet sind. Beiderseits der Wutach erstreckten sich breite Wiesenflächen; die Gauchachschlucht war entwaldet (Abb. 10). Baumbestände und Waldflächen entsprachen im Wutachgebiet ausgangs des 18. Jahrhunderts dem Bewuchs im Städtedreieck Villingen, Schwenningen, Bad Dürrheim. Die Waldflächen des südlichen Baar-Wutachgebietes hatten 1797 häufig große baumlose Lücken im Wald. Die Struktur der Waldflächen der Nord- und Südbaar vor 220 bis 300 Jahren lässt sich somit in keiner Hinsicht mit unseren heutigen Wäldern vergleichen. Diese Erkenntnisse werden bei der Interpretation der Landschaftskarte von 1797 vorausgesetzt. Diese Landschaftskarte der Südbaar wurde digital erstellt. Aus Gründen der Vereinfachung wurden die historischen Waldflächen grün getönt (Abb. 11). Die innere Feld-Wald-Struktur der Baum- und Waldflächen ist dadurch nicht mehr sichtbar. Sie ist aber im Original der historischen Karte durch die Baumsignatur abgebildet.

Abb. 10: Blick von der Gauchach auf die Neuenburg bei Bachheim. Der heute voll bewaldete Hang ist 1743 mit Ackerflächen, Wiesen, Einzelbäumen und Sträuchern bewachsen. Der völlige, von Menschen gesteuerte Wandel der Landschaft im Naturschutzgebiet Wutachschlucht wird dokumentiert. Quelle: F. F. Archiv 2018.

Im Bereich der Baumbestände entlang der Wutach gibt die Karte von 1797 einen wichtigen Hinweis auf die großen Unterschiede in der Waldnutzung vor 220 Jahren und heute. Zwischen Boll und Ewattingen findet sich die Beschriftung „Bannwald“ (Abb. 11). Damit wird angegeben, dass in diesem Waldteil die Nutzung als Viehweide und die Baumnutzung untersagt waren.

Das Aufstellen von Zäunen, um das Vieh vom Beweiden abzuhalten, und das Pflanzen oder Säen von Bäumen waren im historischen Bannwald erlaubt, ja sogar vorgeschrieben. Der Begriff Bannwald hat also eine völlige Veränderung erfahren. Heute sind Zaunbauten, Maßnahmen der künstlichen Verjüngung von Bäumen und die Pflege des Jungwuchses in den Bannwäldern verboten. Die Bannwälder von heute sollen stillgelegt werden und sich ohne Maßnahmen der Waldkultur von selbst entwickeln.

Entlang der Wutach gab es 1797 teilweise mehr „Wald“ als im Hoch- und späten Mittelalter. Als Beispiele werden die Bereiche der „Burgwälder“ bei Bad Boll und Bachheim erwähnt (Abb. 11). In der Nähe der Burgen Tannegg (Bad Boll) und Neuenburg (Bachheim) war die Landschaft im Mittelalter mit ziemlicher Sicherheit waldfrei. Die Aufforstung der Umgebung der Burg Tannegg einschließlich des Steilhangs zur Wutach war am Beginn des 19. Jahrhunderts schon vorangekommen. Ein Stich von der Burg Tannegg mit ihrer Umgebung aus

Abb. 11: Baumbestand und Kulturwald in der südlichen Baar mit dem Wutachgebiet 1797. Der Baumbestand wächst gehäuft entlang der Wutach und des Krottenbaches. Die geringere Waldfläche des Gebietes im Vergleich zum Schwarzwald und zur Schwäbischen Alb fällt auf.
Karte Schmitt 1797, Blatt Villingen, bearbeitet von Helmut Volk 2018.

dem Jahr 1829 zeigt etwa 30- bis 40-jährige Nadelbäume vor der Burgruine. Diese Anpflanzungen gehen auf das späte 18. Jahrhundert zurück (Abb. 12). Die Burg Neuenburg wurde vor etwa 700 Jahren gegründet (Ketterer 1980). Weitgehende Waldfreiheit des Abhanges von der Neuenburg zur Gauchach bis ins 18. Jahrhundert zeigt eine Skizze der Landschaft von 1743 (F.F. Archiv 2018) (Abb. 10). Auch dieser Steilhang im Gebiet des Naturschutzgebietes Wutachschlucht ist heute voll bewaldet durch Anpflanzung.

Heute kann sich der Besucher der Wutachschlucht nicht mehr vorstellen, wie wenig Wald die Wutachschlucht und die Gauchach vor 250 Jahren hatten. Er blickt auf einen „Burgwald“ bei Bachheim und sieht einen Buchen-Tannenwald mit Fichte (Abb. 12).

Wer im Naturschutz gebildet ist, meint, der Buchen-Tannenwald sei ein Rest des natürlichen Waldes vor Jahrtausenden; die Fichte gehöre nicht in diesen Wald, weil sie im ursprünglichen, natürlichen Wald nicht vertreten gewesen wäre (Hockenjos F. 1986; Hockenjos W. 2015). Zu solch einer Einstellung verleiten ihn auch Veröffentlichungen des Naturschutzes über das Naturschutzgebiet Wutachschlucht (Reidl et. al. 2013, Wilmanns 2014 a und b).

Diese Darstellungen berücksichtigen nicht, dass Untersuchungen – nicht fern von der Wutachschlucht, im Urseemoor bei Lenzkirch – eine plausiblere Verteilung der Baumarten seit vorrömischer Zeit ergaben (Lang 1971). Seit 800

Abb. 12: Naturschutzgebiet Wutachschlucht 1829 in der Umgebung der Burg Tannegg bei Bad Boll: Zwischen 1780 und 1800 durchgeführte Aufforstungen mit Nadelholz nahe der Burg; Wiesenflächen im Vordergrund, die heute bewaldet sind; breite Talwiesen am Grund der Schlucht, die heute häufig bewaldet sind; am Gegenhang der Schlucht Einzelbaumstruktur über Wiesen oder Gebüsch. Hockenjos, F., 1986, S. 271.

v. Chr. ist auch die sehr starke Einwirkung der Menschen auf die Landschaft nachgewiesen. Lang (1971, S. 336–337) hebt hervor: Die Tanne breitet sich nach 3000 v. Chr. sehr stark aus. Die Buche ist damals noch ganz unbedeutend. Ihr Anteil nimmt erst in der Bronzezeit zu, erreicht aber nie bis 1000 n. Chr. die hohen Werte der Tanne. Die Zunahme der Buche ist ziemlich sicher anthropogen, vom Menschen bedingt. Tanne und Buche stürzen im Anteil am Baumartenspektrum nach 1000 n. Chr. abrupt ab, während die Fichte die Buche bereits um 1500 n. Chr. überrundet. 500 Jahre hoher Fichtenanteil an der Landschaft sollte zu einer Neuformulierung naturnaher Waldgesellschaften des Wutachgebietes führen.

Eine zutreffendere Beurteilung des Kultur-Buchen-Tannenwaldes in der Wutachschlucht ist heute angezeigt. Die Burgwälder bei Bachheim, Bad Boll und Ewattingen sind aus archäologisch-landschaftshistorischer Sicht wertvolle Beispiele für die uralte Waldkultur in Buchen-Tannenwäldern. Dieser Waldtyp mit Fichte konnte im Umfeld der Burgen und im ganzen Naturschutzgebiet Wutachschlucht buchstäblich auf der grünen Wiese in der Neuzeit entstehen, weil die Menschen ihn nach der Zerstörung der Burgen wollten und durch Waldkultur anpflanzten und förderten. Heute ist er ein alter Wald. Überall treffen wir auf die gezielte Mithilfe der Menschen bei der Entstehung des historischen Waldes seit 1500 im Gebiet Baar-Wutach. Selbst in steilen Hanglagen war dies der Fall.

Abb. 13: Auch der Buchen-Tannen-Fichten-Wald an Hängen der Wutachschlucht im „Burgwald" ist von Menschen aufgebaut, ein Kulturwald.
Foto: Helmut Volk.

Belege für gepflanzte Laubholz-„Monokulturen" sind außerdem Gewannnamen wie Eichberg und Buchberg. Die Eich- und Buchberge von 1797 bei Blumberg sind Beispiele und dokumentiert (Abb. 14).

Im Südteil der Baar verlief die Anpflanzung neuer Wälder und die Umwandlung der niedrigen Gebüschwälder in Hochwälder seit 1780 in gleicher Weise wie im Nordteil der Baar. Der Neuaufbau der Wälder durch Waldkultur verteilt sich auf viele Gemeinden

Abb. 14: Wald, Siedlung, Landschaft 2018. Das Ergebnis des Aufbaus der Wälder in 220 Jahren, bei dem die ganze Bevölkerung beteiligt war, ist eine Aufwertung von Natur und Landschaft. Das Naturschutzgebiet Wutachschlucht und die ganze Region profitieren von diesem Neuaufbau.
Karte Schmitt 1797, Blätter 38 und 39, bearbeitet von Helmut Volk 2018.

(Abb. 14). Die Menschen waren unter dem Zwang der Verhältnisse bereit, die hauptsächliche Nutzung von Waldflächen zum Zweck der Ernährung aufzugeben. Sie pflanzten neue Wälder auf großen Flächen. Letztlich wurde ein gesellschaftlicher Konsens erreicht, dass Wälder der Holz- und Trinkwassernutzung, der Klimaverbesserung und der Erholung dienen sollen.

Der Kulturwald als Vision der Zukunft

Neuerdings wird diese Nutzungsvielfalt für die Allgemeinheit von der Naturschutzlobby und ihren wissenschaftlichen Einrichtungen in Frage gestellt. Deren Ziel ist zu einseitig: Es geht zu ausschließlich um den Schutz ungenutzter Naturwälder, möglichst ohne Menschen. Diese Zielrichtung wird nicht mehr durch Erkenntnisse über die Entwicklung von Landschaft und Mensch gestützt. Das Naturschutzgroßprojekt Baar bietet vielleicht die Chance, dass die Kulturwälder und ihre nachhaltige und pflegliche Gestaltung für die Zukunft in den Blick kommen. Auch die Begründungen wichtiger Naturschutzgebiete wie Schwenninger Moos, Unterhölzer Wald, Hüfinger Orchideenwald, Wutachschlucht sollten überarbeitet werden. Ziele in den Schutzgebieten einschließlich der Natura 2000-Gebiete sollten nicht länger zu einseitig an natürlichen Waldgesellschaften, potenzieller natürlicher Vegetation und regionaler Waldgesellschaft von einst ausgerichtet werden. Mindestens gleichgewichtig muss die lange Entwicklung von Wald und Mensch und der Aufbau der Wälder durch die Menschen der Region berücksichtigt werden.

Es geht um Anerkennung der Leistungen unserer Vorfahren bei der Gestaltung von Natur und Landschaft. Schwenningen und die Bevölkerung der ganzen Baar haben sich mit dem Waldaufbau aus dem Nichts identifiziert. Es ist ihr Wald, über den jetzt Naturschutzgebiete zu negativ bestimmen; ein Naturschutzgroßprojekt Baar soll Entscheidungen fällen, die nicht mehr begründet sind. Das Naturschutzgroßprojekt kommt von außen, ohne Kenntnis des langen Weges, den der Kulturwald im Gebiet Baar-Wutach unter dem Gestaltungswillen der Menschen zurückgelegt hat. Im Naturschutz können nicht nur Maßstäbe der menschenleeren Naturlandschaft mit natürlichen Waldgesellschaften verbindlich sein, die es seit den Kelten-, Römer- und mittelalterlichen Zeiten nicht mehr gibt.

Durch den Aufbau der Wälder nach 1780 und die aktive Beteiligung aller Menschen in der Region Baar-Wutach ist eine positive Waldgesinnung entstanden. Sie gilt es zu erhalten. Immerhin wurde der Wald beachtlich vermehrt auf heute 20 Prozent der Landesoberfläche. In der gesellschaftlichen Debatte über die Zukunft der Wälder Deutschlands kommt es darauf an, dass die positive Einstellung zu von Menschen aufgebauten Kulturwäldern erhalten bleibt. Dies gilt nicht nur vor Ort, sondern in ganz Deutschland, auch in den Naturschutzinstitutionen und in der Naturschutzbewegung. In der aktuellen Diskussion um Ethik und Schutz der Wälder dürfen die Menschen und ihre Einstellung zum Wald nicht ausgeklammert werden. Die Liebe zum Wald erhält auf Dauer vor allem deshalb Impulse, weil Wälder allen Menschen nützen.

Danksagung

Bei den Recherchen zu diesem Beitrag haben mich unterstützt: Herr Prof. Manfred Rösch, Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, mit dem Hinweis auf das Pollenprofil Schönwald; Herr Kreisarchivar Clemens Joos durch Literatur und sachdienliche Hinweise; Herr Harald Ketterer vom Baarverein durch Hinweise auf die Neuenburg bei Bachheim; das Stadtarchiv Villingen-Schwenningen, die Herren Treyke und Baumann durch Dokumente von Schwenningen; das F.F. Archiv durch Erlaubnis des Abdrucks der Neuenburg von 1743; Herr Friedbert Zapf vom Kreisforstamt Waldshut durch mehrere historische Hinweise; Herr Wolf Hockenjos durch Diskussion meiner Ergebnisse. Allen, die mich bereitwillig unterstützt haben, danke ich herzlich.

Autor

Dr. Helmut Volk

war viele Jahre Leiter der damaligen Abteilung Landespflege (heute Wald und Gesellschaft) der Forstlichen Versuchs- und Forschungsanstalt (FVA) in Freiburg.
Er führte landesweite Studien u. a. auch über die Bedeutung der Wälder und der Forstwirtschaft für den Naturschutz durch.
Mit Hilfe von Archäologie, Pollenanalyse, Archäobotanik und eigener historischer Forschung befasst er sich mit der Landschaftsentwicklung im Südwesten Deutschlands; darunter auch die der Baar.

Dr. Helmut Volk
Silberbachstraße 4
79100 Freiburg

Abkürzungen

F. F. Archiv = Fürstlich Fürstenbergisches Archiv Donaueschingen

SAVS = Stadtarchiv Villingen-Schwenningen

Literatur

Aldinger, E./Hübner, W./Michiels, H.-G./Mühlhäusler, G./Schreiner, M./Wiebel, M. (1998): Überarbeitung der standortskundlichen regionalen Gliederung im Südwestdeutschen standortskundlichen Verfahren. Mitteilungen d. Vereins f. Forstl. Standortskartierung und Forstpflanzenzüchtung, H. 39, S. 5–67.

Benzing, Otto (1979): Das Schwenninger Lägerbuch Anno 1703. Veröffentlichungen aus Archiv und Chronik der Stadt Villingen-Schwenningen. Verlag H. Kuhn, Schwenningen, 206 S.

Billamboz, André/Nelle, Oliver (2016): Kalenderdaten – Siedlungs- und Waldgeschichten. In: Landesausstellung 4000 Jahre Pfahlbauten. Archäologisches Landesmuseum Bad.-Württ. und Landesamt für Denkmalpflege Stuttgart, J. Thorbecke Verlag, S. 309–315.

Ehrmann, Otto/Rösch, Manfred (2005): Experimente zum neolithischen Wald-Feldbau in Forchtenberg: Einsatz und Auswirkungen des Feuers, Erträge und Probleme des Getreideanbaus. Materialhefte zur Archäologie in Baden-Württemberg. Landesamt für Denkmalpflege, K. Theiss Verlag, Stuttgart, S. 109–140.

Henkner, Jessica/Ahlrichs, Jan/Fischer, Elske/Fuchs, Markus/Knopf, Thomas/Rösch, Manfred/Scholten, Thomas/Kühn, Peter (2017): Land use dynamics derived from colluvial deposits and bogs in the Black Forest, Germany. Journal of Plant Nutrition and Soil Science, Nr. 000, S. 1–20.

Hockenjos, Fritz (1986): Die Wutachschlucht. In: Schwarzwaldreisen, G. Braun-Verlag, Karlsruhe, S. 268–272.

Hockenjos, Wolf (2015): Wald und Waldwirtschaft auf der Baar – 3000 Jahre Waldnutzung. Schriften des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar, Bd. 58, S. 153–178.

Hockenjos, Wolf (2018): Unterhölzer – Liebeserklärung an einen alten Wald. Morys Hofbuchhandlung, 160 S.

Howell, John (1989): Jungsteinzeitliche Agrarkulturen in Nordwesteuropa. In: Siedlungen der Steinzeit. Spektrum der Wissenschaft, Heidelberg, S. 132–139.

Jacomet, Stefanie/Maier, Ursula (2016): Breit gefächert – Nahrungspflanzen

zwischen Feld und Wald. In: Landesausstellung 4000 Jahre Pfahlbauten. Archäologisches Landesmuseum Bad.-Württ. und Landesamt für Denkmalpflege Stuttgart, J. Thorbecke Verlag, S. 320–328.

Ketterer, Emil (1980): Ein Beitrag zur Geschichte des Schlosses Neuenburg. Schriften des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar, Bd. 33, S. 112–116.

Knörzer, Karl-Heinz/Gerlach, Renate/Meurers-Balke, Renate/Arie J. Kalis/Tegtmeier, Ursula/Becker Wolf D./Jürgens Antonius (1999): Pflanzenspuren-Archäobotanik im Rheinland: Agrarlandschaft und Nutzpflanzen im Wandel der Zeit. Materialien zur Bodendenkmalpflege im Rheinland, H. 10. Rheinland Verlag GmbH, Köln, 185 S.

Lang, Gerhard (1971): Die Vegetationsgeschichte der Wutachschlucht und ihrer Umgebung. In: Die Wutach – Naturkundliche Monographie einer Flusslandschaft, S. 323–349. Nachdruck der 1. Aufl. im Jahre 1988. Natur- und Landschaftsschutzgebiete Baden-Württembergs, Bd. 6, 575 S.

Lüning, Jens (1989): Siedlung und Kulturlandschaft der Steinzeit. In: Siedlungen der Steinzeit. Spektrum der Wissenschaft, Heidelberg, S. 7–11.

Lüning, Jens/Stehli, Petar (1989): Die Bandkeramik in Mitteleuropa: Von der Natur- zur Kulturlandschaft. In: Siedlungen der Steinzeit. Spektrum der Wissenschaft, Heidelberg, S. 110–121.

Lüning, Jens (2000): Steinzeitliche Bauern in Deutschland. Landwirtschaft im Neolithikum. Universitätsforschungen zur Prähistorischen Archäologie, Bd. 58, Dr. R. Habelt, Bonn, 300 S.

Lüning, Jens (2007): Bandkeramiker und Vor-Bandkeramiker. In: Die ältesten Monumente der Menschheit. Badisches Landesmuseum Karlsruhe, K. Theiss Verlag, Stuttgart, S. 177–189.

Münster, Sebastian (1538): Karte der Baar mit der Donauquelle. Zit. nach Reinartz (1987, S. 10–11).

Nelle, Oliver (2016): Dendrochronologie – Vom Jahrring über den Kalender zum Baudatum und Dorfplan. Denkmalpflege in Baden-Württemberg, Jg. 45, H. 1, S. 37–42.

Nenninger, Markus (2005): Forstwirtschaft und Energieverbrauch – Der Wald in der Antike. Imperium Romanum. Roms Provinzen an Neckar, Rhein und Donau. Archäologisches Landesmuseum Baden-Württemberg, Esslingen, S. 388–392.

Poschlod, Peter (2015): Geschichte der Kulturlandschaft. Ulmer Verlag, 320 S.

Reichelt, Günther (1970): Die Landschaft der Baar im Spiegel alter Karten. Schriften des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar, Bd. 58, S. 34–77.

Reichelt, Günther (2001): Zur Differenzierung der nacheiszeitlichen Vegetationsentwicklung auf der Baar, dem Baarschwarzwald und der Ostabdachung des Hohen Schwarzwaldes. Mitteilungen des Vereins f. Forstliche Standortskunde, Nr. 41, S. 21–27.

Reichelt, Günther (2002): Wer prägte die Waldgeschichte der Baar: „Lothars" Vorgänger oder „Ötzis" Verwandte? Schriften des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar, Bd. 45, S. 139–154.

Reidl, Konrad/Suck, Reiner/Bushart, Michael/Herter, Wolfgang/Koltzenburg, Michael/Michiels, Hans-Gerhard/Wolf, Thomas (2013): Potentielle natürliche Vegetation von Baden-Württemberg, Verlag Regionalkultur, 342 S.

Reinartz, Manfred (1987): Villingen-Schwenningen und Umgebung in alten Karten und Plänen, Bd. 1, Verlag H. Kuhn, Villingen-Schwenningen, 200 S.

Rösch, Manfred (2011 a): Der Nordschwarzwald – das Ruhrgebiet der Kelten? Alemannisches Jahrbuch 2009/2010, Freiburg 2011, S. 155–169.

Rösch, Manfred (2011 b): Agrarkrisen in der Vergangenheit. Römisch-Germanisches Nationalmuseum, Bd. 11, S. 87–93.

Rösch, Manfred (2005): Anbauversuche in Hohenlohe – Fragestellung, wissenschaftlicher Ansatz. Materialhefte zur Archäologie in Baden-Württemberg. Landesamt für Denkmalpflege, K. Theiss Verlag, Stuttgart, S. 67–82.

Rösch, Manfred/Tserendorj, Gegeensuvd (2011): Florengeschichtliche Beobachtungen im Nordschwarzwald. Hercynia N. F. 44, S. 53–71.

Rösch, Manfred (2016): Mit Feuer und Pflug – Landnutzung und Landschaftswandel. In: Landesausstellung 4000 Jahre Pfahlbauten. Archäologisches Landesmuseum Bad.-Württ. und Landesamt für Denkmalpflege Stuttgart, J. Thorbecke Verlag, S. 304–308.

Schlichtherle, Helmut (1989): Pfahlbauten. Die frühe Besiedlung des Alpenvorlandes. In: Siedlungen der Steinzeit. Spektrum der Wissenschaft, Heidelberg, S. 140–153.

Schlichtherle, Helmut (2016): Pfahlbauten in Südwestdeutschland. Denkmalpflege in Baden-Württemberg. 45. Jg., H. 1, S. 3–10.

Schmitt (1797): Karten von Südwestdeutschland 1797 erstellt unter der Leitung von J. Schmitt. Nachdruck Landesvermessungsämter Baden-Württemberg und Rheinland-Pfalz.

Seitz, Bernd-Jürgen (2017): Das Gesicht Deutschlands. Unsere Landschaften und ihre Geschichte. Wissenschaftliche Buchgesellschaft Darmstadt, K. Theiss Verlag, 240 S.

Sikeler, Normann/Härle, Eberhard (2008): Der Schwenninger Stadtwald. H. Kuhn Verlag Villingen-Schwenningen, 136 S.

Schlag, Eberhard (2016): Gedächtnis des Sees – Ausstellungsprojekt vermittelt virtuellen Zugang zu den Pfahlbausiedlungen Hornstaad. Denkmalpflege in Baden-Württemberg, Jg. 45. H. 1, S. 49–51.

Sturm, Friedrich-Wilhelm (1823): Versuch einer Beschreibung von Schwenningen in der Baar am Ursprung des Neckars, Tübingen bei C. F. Osiander 120 S. Neuausgabe Verlag Hermann Kuhn, Villingen-Schwenningen, Stadtbezirk Schwenningen 1991, 120 S. mit Anhang.

Sudhaus, Dirk (2005): Paläologische Untersuchungen zur spätglazialen und holozänen Landschaftsgenese des Ostschwarzwaldes im Vergleich mit den Buntsandsteinvogesen. Freiburger geographische Hefte, H. 64, Selbstverlag des Institutes für Physische Geographie der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg i. Br., 153 S.

Volk, Helmut (2015): Das Naturerbe „Wald“ und der Einfluss des Menschen. Naturlandschaften in Mitteleuropa sind gestaltete Kulturlandschaften. LWF aktuell, H. 107, S. 150–153.

Volk, Helmut (2017 a): 5000 Jahre Landschaft und Wald am Oberrhein. Badische Heimat, H. 4, S. 552–562.

Volk, Helmut (2017 b): 5000 Jahre Wälder am Oberrhein. AFZ – Der Wald, H. 1, S. 46–50.

Wagner, Heiko (2015): Historischer Pfad Fürstenberg. Kulturhistorische Reihe der Stadt Hüfingen, Bd. 15, 45 S.

Waldseemüller, Martin (1513): Tubula nova particularis provinciae rheni superioris. Dilibri Rheinland-Pfalz/ *www.dilibri.de*.

Westermann (2001): Großer Atlas zur Weltgeschichte, 2. Aufl., G. Westermann Verlag, Braunschweig, S. 245.

Weyler Thomas (1795): Allmendkarte von Schwenningen. Stadtarchiv Villingen-Schwenningen 3.1–3 Nr. 1393.

Wilmanns, Otti (2012): Frühe Siedler im Schwarzwald. Standort.Wald, H. 47, S. 5–33.

Wilmanns, Otti (2014 a): Die Waldgesellschaften. In: Die Wutach. Thorbecke Verlag, S. 136–153.

Wilmanns, Otti (2014 b): Auch Pflanzen haben Ihre Geschichte. In: Die Wutach. Thorbecke Verlag, S. 168–177.

Schriften des Vereins für Geschichte
und Naturgeschichte der Baar

Band 63 · Seite 79 – 92
März 2020

Energie(wende)landschaft Baar

von Wolf Hockenjos

Die Landschaft ist in ihrer Vielfalt, Eigenart und Schönheit auch wegen ihrer Bedeutung als Erlebnis- und Erholungsraum des Menschen zu sichern. Ihre charakteristischen Strukturen und Elemente sind zu erhalten oder zu entwickeln. Beeinträchtigungen des Erlebnis- und Erholungswertes der Landschaft sind zu vermeiden.

Bundesnaturschutzgesetz § 2 Abs. 1 Nr. 1

Einleitung

Der absehbare Ausstieg aus Kernkraft und Kohle, erzwungen durch den menschengemachten Klimawandel, bedeutet nicht nur eine energiewirtschaftliche Kehrtwende, er hinterlässt auch in der Landschaft seine Spuren, im Landschaftsbild wie in der Ökologie. Ob mit einem Mal Windkraftanlagen den Horizont verstellen, ob „Vermaisung" zur Biogasproduktion um sich greift oder ob plötzlich Wiesen zu Solarfeldern werden: Der Landschaftsfreund, der sich traditionell dem Natur- und Landschaftsschutz verbunden fühlt, sieht sich unweigerlich in Zwiespälte gestürzt, gar ins Abseits manövriert und vor die Frage gestellt: Was alles an Beeinträchtigungen muss neuerdings hingenommen werden unterm Vorzeichen des Klimaschutzes, der *Fridays for Future* und der Hitzerekorde – und wogegen ist angesichts all der neuartigen Phänomene überhaupt noch Widerspruch angezeigt? Was gilt es noch zu bewahren, was ist unveräußerbar an landschaftlichen Werten?

„Home 2013" an der Schützenbrücke über die Brigach. Sämtliche Fotos: Wolf Hockenjos.

Der klassische Landschafts- und Heimatschutz scheint vor dem bedrohlichen Hintergrund des Klimawandels

ausgedient zu haben. Zugleich erfährt der Heimatbegriff in unserer globalisierten Welt jedoch wieder mehr und mehr Zuspruch, was sich ebenso in den Bestsellerlisten des Buchhandels in neuer Heimatliteratur[1] niederschlägt wie auch in rechtspopulistischen Parteiprogrammen oder in der Neuerfindung von Heimatministerien. Was ist dran am (nostalgischen?) Gefühl vieler Zeitgenossen, dass es mit der Heimat irgendwie „den Bach runter" geht? Erinnern wir uns: Anlässlich der 2012 in Donaueschingen begangenen *Heimattage Baden-Württemberg* hatte der aus Schonach stammende Künstler Paul Schwer eine befremdliche Installation an die Schützenbrücke über die Brigach montiert, wie angeschwemmt ein Stück Schindeldach, Fensterrahmen, Gebälk. Heimat als Treibgut: Wie anders war sein Werk *Home 2013* (Foto auf der vorigen Seite) zu interpretieren? Am Ende galt ihm sogar noch ein Brandanschlag.

Kohle und Erdöl

Als ob die Baarlandschaft, mag man einwerfen, nicht seit eh und je der Wandlung unterworfen worden wäre, nicht zuletzt aus Gründen der Energiegewinnung. Beginnend mit der Übernutzung der Wälder mitsamt der Abtorfung der Moore,[2] wie sie mutmaßlich schon seit keltischen Zeiten für Erzbergbau, Glasproduktion und als Brennmaterial für den Hausbrand gang und gäbe war. Landschaftliche Veränderungen brachte erst recht das Kohlezeitalter mit sich durch die Beschleunigung von Siedlungsentwicklung und Industrialisierung, auf der Baar 1873 hymnisch gefeiert mit der Eröffnung der Schwarzwaldbahn nach den Plänen des genialen Robert Gerwig oder spätestens 1919 mit der Fertigstellung der Höllentalbahn. Endlich schien „das Gespenst der Holznot" vollends gebannt zu sein, die Sorge vor der drohenden Verknappung von Bau- und Brennholz im rauen Klima „badisch Sibiriens".

Vorerst war der Umstieg auf fossile Energieträger dem Waldwachstum ja auch gut bekommen: Bis zu 10 Tonnen Kohlenstoff vermag ein Hektar Wald pro Jahr zu speichern, und der ansteigende CO_2-Gehalt der Luft ließ die Bäume sogar schneller wachsen. Erst in den 1980er Jahren machten sich auch die Nebenwirkungen der fossilen Brennstoffe bemerkbar: die mit dem Anstieg der Schwefeldioxidimmissionen, dem sog. „sauren Regen", sich abzeichnenden „neuartigen Waldschäden". Wobei der Holzhunger von einst ja nicht nur zur Ausplünderung der Wälder geführt hatte, sondern auch zur Verschärfung der waldgesetzlichen Bestimmungen (Bad. Forstgesetz von 1833) im Sinne des forstlichen Prinzips der Nachhaltigkeit zwecks Schaffung von Holzvorräten durch eine pfleglichere Waldwirtschaft, durch das Verbot der Waldweide und der Genehmigungspflicht für Kahlschläge. Auch waren schon im frühen 19. Jahrhundert im Hintervillinger Raum großflächige Aufforstungen getätigt worden, neue Staatswalddistrikte entstanden zur Sicherstellung der Holzversorgung für die Siedepfannen der seit 1823 betriebenen Großherzoglichen Badischen Saline in Dürrheim. Nebenan, auf württembergischer Seite, beutete seit 1825 die Saline Wilhelmshall das Schwenninger Moos aus, und als das Torfvorkommen

zur Neige ging, der Salzabsatz konkurrenzbedingt stagnierte, wurde 1865 der Schwenninger Salinenbetrieb bereits wieder eingestellt.

Inzwischen haben, unterm Vorzeichen des Klimaschutzes, vorratsreiche und klimastabile Wälder wie auch Moore als Kohlenstoffsenken alleroberste Priorität (weshalb etwa Bayerns Ministerpräsident im Hitzesommer 2019 unter anderem 30 Millionen Bäume zu pflanzen versprach). Auch der Holzbau wird, selbst im städtischen Milieu, wieder vorangetrieben, so will es jedenfalls die jüngst erst novellierte Landesbauordnung Baden-Württembergs, weil Bauholz CO_2 nun einmal länger bindet als Brennholz und zudem eine weit günstigere Ökobilanz aufweist als Beton, Glas und Stahl. Wohingegen die thermische Nutzung von Holz, unlängst noch gefeiert als Ersatz für Kohle, Öl und Gas, eher wieder kritisch beurteilt wird, von der Feinstaubdiskussion ganz abgesehen.

Umso kurioser erscheint da die Idee von Wissenschaftlern, per *Climate Engeneering* zur Verminderung des CO_2-Anteils der Luft Schwefeldioxid in die Stratosphäre zu verblasen, ausgerechnet jenes Gas, das in den 1980er Jahren das Waldsterben verursacht hatte. Damals waren, auf Druck der „Straße", die Umweltvorschriften (TA Luft und Großfeuerungsanlagenverordnung) verschärft, der Bau von Entschwefelungsanlagen erzwungen und gegen den Widerstand der Autolobby der Katalysator eingeführt worden, sodass sich der SO_2-Gehalt der Luft inzwischen wieder vorindustriellem Niveau angenähert hat.

Der Siegeszug der fossilen Energieträger Kohle und Erdöl, befördert durch den Ausbau des Schienenverkehrs, hat schließlich auch der allgemeinen Motorisierung zum Durchbruch verholfen – mochte der industriefreudige Kaiser Wilhelm II., geschockt durch den Unfall seines Daimlerwagens anlässlich seines Besuchs in Donaueschingen,[3] die Zukunft des Automobils noch so skeptisch beurteilt haben. Dem Bahnverkehr vertraute er entschieden mehr, selbst für seine jagdlichen Ausflüge ließ er eigens eine Bahnverbindung in die Schorfheide mit exklusivem Bahnhof bauen. In der hiesigen Region hatte er aus strategischen Gründen dafür gesorgt, dass zwischen 1887 und 1890 ein besonders kühnes Eisenbahn-Projekt verwirklicht wurde: die „Sauschwänzlebahn" zwischen Blumberg und Grimmelshofen, deren Dampflok den Touristen zuliebe noch heute ungefilterten Dampf und Rauch ausstoßen darf – es lebe die Eisenbahnromantik.

Dass derweil der Straßenbau, dank immer preiswerterem fossilem Treibstoff und demzufolge lawinenartig anschwellendem Fahrzeugaufkommen, immer heftigere Einschnitte auch in der Baarlandschaft hinterlassen hat – bis hin zum Bau der A 81 in den 1970er Jahren und zum derzeit in Angriff genommenen vierspurigen Ausbau von B 27/33 –, führt heute zur bitteren Erkenntnis, dass im Verkehrsbereich noch immer die größten CO_2-Einsparpotenziale schlummern. Ein striktes Tempolimit auf den Schnellstraßen, wie ansonsten weltweit verordnet, lehnt die Politik nicht nur im Autoland Baden-Württemberg nach wie vor ab; für Bundesverkehrsminister Scheuer sind Tempolimits gar „gegen jeden Menschenverstand gerichtet" (Handelsblatt vom 19.01.2019). Dass die Baar nicht auch noch (neben der dreispurig ausgebauten Ost-West-Verbindung der B 31) von einer

„Schwarzwaldautobahn“ gequert und belastet wird, der in den 1970er Jahren propagierten „Verkehrsachse Paris-Wien“, ist unter anderem einer *Arbeitsgemeinschaft Heimatschutz* zu verdanken, einer Schwarzwälder Bürgerinitiative, die das höchst umstrittene Projekt kurz vor Baubeginn doch noch zu Fall gebracht hat. „Eine mittlere Barbarei“, so hatte Erhard Eppler als Oppositionsführer im Landtag das Bauvorhaben gescholten wegen seiner gewaltigen Eingriffe in die Erholungslandschaft.

Auch der Luftverkehr, vorwiegend Freizeit- und Geschäftsflüge über der Baar, benötigte unverbautes Gelände, Start- und Landeplätze samt Infrastruktur. Wann immer deren Bereitstellung, ob bei Donaueschingen oder Schwenningen, zu Lasten der Landschaft ging, wurde sie von der Bevölkerung klaglos hingenommen als Preis für den wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Fortschritt in der Region. Wenig erfolgreich verlief indes die Geschichte des Villinger Flughafens: 1925 mit großen Erwartungen eröffnet, wurde er bereits 1931 aus betriebswirtschaftlichen Gründen (zu geringe Frequentierung) und ungünstigen flugtechnischen Verhältnissen wieder aufgegeben.[4] Für den unter den Nationalsozialisten bei Mönchweiler geplanten Bau eines Militärflugplatzes war bereits ein ganzer Walddistrikt gerodet worden, doch wurde der Plan kriegsbedingt wieder aufgegeben, die Fläche sodann wieder aufgeforstet. Einstweilen richten sich die Proteste der Baaremer noch ausschließlich gegen die Flughafenerweiterung in Zürich mit Zunahme der Lärmbelästigung durch die Jets auch über der Baar. Ob der bislang krasseste Fall eines aus Klimaschutzgründen angemahnten Paradigmenwechsels, der sich um die brandneue Wortschöpfung „Flugscham“ rankt, die Fluglärmbeschwerden eines Tages wohl gegenstandslos machen wird? Täglich mehr als 400 Starts und Landungen und 50 000 Passagiere wurden zu Beginn der Pfingstferien 2019 am Stuttgarter Flughafen abgefertigt.

Wasserkraft

Erneuerbare Energie dominiert traditionell den Sektor Stromwirtschaft auf der Baar, wo hier doch die Wassernutzung zum Antrieb von Mahl- und Sägemühlen, auch von Hammerwerken im gewässerreichen Quellenlandkreis eine besonders lange Tradition hat. Bereits 1314 hatte bei Peterzell eine der ersten Gattersägen des Schwarzwalds den Betrieb aufgenommen. Mühlen gehörten auch im Baarschwarzwald zur Standardausstattung fast jedes Bauernhofs wie Back- oder Bienenhaus. Und wohl all denen, die ihr Wasserrecht rechtzeitig nutzten, um ihr Mühlrad gegen eine Turbine einzutauschen. Konflikte waren dabei schlimmstenfalls mit den Ober- oder Unterliegern zu gewärtigen. So ist es gewiss kein Zufall, dass die Region in Sachen Wasserkraft sogar mit Pionierleistungen aufwarten kann.

Das erste Flusskraftwerk Badens[5] wurde nämlich 1895 auf Betreiben des innovationsfreudigen Fürsten Karl Egon III. zu Fürstenberg bei Stallegg in der Wutachschlucht errichtet, vorrangig mit dem Ziel, die Brauerei mit Strom zu versorgen, aber auch Schloss und Park zu illuminieren. Was freilich schon damals

nicht ohne Proteste abging: Die Angler des noblen *Bad Boll Fishing Clubs* beschwerten sich beim Bezirksamt, das Wasser werde oft tagelang zurückgehalten, sodass zwei Zentner tote Fische im Wert von über 400 Mark zu beklagen seien. Mit dem Einbau einer besser angepassten neuen Turbine im Jahr 1900 glaubte man, das Problem behoben zu haben. Doch der Strombedarf stieg weiter an, und so wurde, mitten im Ersten Weltkrieg, im fürstlichen Park auch noch ein Kleinkraftwerk in Betrieb genommen, dessen (mutmaßlich mit Kohle beheizten) Dampflokomobile seit 1918 immerhin 130 Kilowatt[6] fürs Fürstenhaus und die Stadt erzeugten. Bereits im Jahr darauf vereinbarte man weitere 150 Kilowatt mit dem *Kraftwerk Laufenburg (KWL)* am Hochrhein, sodass nun auch die Dörfer rundum beliefert werden konnten. Die beiden Dampflokomobile wurden im Jahr 1928 noch durch einen 6-Zylinder-U-Boot-Dieselmotor ersetzt, doch lange war dieser wohl nicht mehr in Betrieb. Derweil hatte sich der Plan zerschlagen, das Stallegger Werk in ein modernes Pumpspeicherwerk umzubauen. 1979 verkaufte Fürst Joachim im Zuge einer „Straffung der Unternehmenspolitik" Stallegg an das Kraftwerk Laufenburg, das es wegen technischer Mängel umgehend stilllegte, sogar ein Abbruch drohte. Erst im Jahr 1999 erteilte das Regierungspräsidium Freiburg nach langem Hin und Her wieder die Betriebsgenehmigung, nachdem das Werk erneut den Eigentümer gewechselt hatte, mit Helikopterhilfe umfassend saniert worden war und man sich schließlich auch im Ringen um die in der Wutach zu verbleibende Restwassermenge geeinigt hatte.

Denn seit 1950 tobte der „Kampf um die Wutachschlucht", der schließlich zugunsten des Naturschutzgebiets und gegen die Interessen der Energiewirtschaft entschieden worden ist. Unterhalb der Haslachmündung waren in der Schlucht bereits Probebohrungen für den Bau einer Staumauer durchgeführt worden mit dem Ziel, das Wutachwasser in das Speichersystem der *Schluchseewerk AG* abzuleiten. 1952 war mit der Gründung der *Arbeitsgemeinschaft Heimatschutz* die erste Bürgerinitiative der jungen Bundesrepublik ins Leben gerufen worden, in der sich „die Gesamtheit der Heimatvereine in Baden-Württemberg" (von der Bergwacht bis zum Schwäbischen Albverein) zusammengeschlossen hatten unter dem Vorsitz des Hauptnaturschutzwarts des Schwarzwaldvereins Fritz Hockenjos. 185.000 Unterschriften hatte die Aktion „Rettet die Wutachschlucht" erbracht, womit letztlich auch die Stuttgarter Landesregierung zum Einlenken gebracht werden konnte, was ihr gewiss nicht leicht gefallen ist, denn das Land besaß in Gestalt des Badenwerks 37 % der Aktien des Schluchseewerks. Als letzter der zum Hochrhein führenden Schwarzwaldflüsse konnte die Wutach mit ihrer ursprünglichen Wasserführung gerettet werden, und mit jährlich über 100.000 Besuchern ist sie unterdessen der wichtigste touristische Magnet der Region.

Die Entscheidung der Landesregierung für den Naturschutz und gegen die Energiepläne dürfte auch in der Erwartung gefallen sein, alsbald ohnehin mit dem Atomkraftwerk in Wyhl dafür sorgen zu können, dass nicht „bis Ende des Jahrzehnts in Baden-Württemberg die ersten Lichter ausgehen" werden (so

Ministerpräsident Hans Filbinger am 27. Februar 1975 im Landtag). „Nai hemmer gsait", lautete die ultimative Antwort der Bürgerinitiative, die den Bauplatz im Wyhler Wald besetzt hielt, und dabei ist es geblieben. Erstmals war dabei auch ein Umweltverband (der *BUND Regionalverband Südlicher Oberrhein*[8]) als Beschützer bedrohter Landschaft in Erscheinung getreten.

Doch zurück zur Wasserkraft: Noch früher als die Fürstenberger hatten sich die Triberger an die Elektrifizierung ihrer Stadt gemacht: Bereits ab 1884 funktionierte die erste elektrische Straßenbeleuchtung Deutschlands, und die *Elektrizitätsgesellschaft Triberg EGT*, 1896 durch Privatunternehmer gegründet, wurde zu einem der ersten Stromversorger im Deutschen Reich. Angesteckt von der Euphorie der Pioniere, versuchten nun selbst im danubischen Schwarzwald mit seinen eher ungünstigen Gefälleverhältnissen mehr und mehr Gemeinden, sich durch ein in Eigenregie betriebenes Stromversorgungsnetz unabhängig zu machen. 1920 war selbst im Hexenloch noch ein vermeintlich aussichtsreiches Projekt der Neukircher am behördlichen Widerstand gescheitert: Am Rappenfelsen im Brennersloch sollte eine Staumauer errichtet werden, mit Turbinenhaus an der Hexenlochmühle. Erfolgreicher waren die Bräunlinger mit dem Bau der Brändbachtalsperre in den Jahren 1921–1922, und noch im nämlichen Jahr fand der erste Spatenstich zum Bau der Linachtalsperre statt, als Vielfachbogensperre eine bautechnische Meisterleistung. Allerdings geriet die Stadt Vöhrenbach als Bauträgerin mitten in die Inflationszeit hinein, sodass der Stadtwald (mit ca. 100.000 Festmetern) abgeholzt, Schuldscheine und Notgeld in Milliardenscheinen gedruckt werden mussten. Obwohl das Werk jahrelang der Stadt gute Dienste geleistet und im Jahr 1968 auch noch einen leichten Gewinn erwirtschaftet hatte, wurde es im Jahr darauf stillgelegt. Attraktiver waren allemal die Angebote des Kraftwerks Laufenburg, in dessen Geschäftsinteresse mehr der Betrieb eines Großkraftwerkes als von dezentralen Kleinkraftwerken lag. Als Retterin erwies sich schließlich die kleine *Gesellschaft für dezentrale Energieanlagen (Gedea)*, die 1996 einen Pachtvertrag mit der Stadt abschloss und mit Hilfe des Fördervereins „Rettet die Linachtalsperre" sowie der Landesstiftung Baden-Württemberg die Sanierung der Anlage und den Weiterbetrieb ermöglichte. In der Folge sind im Bregtal in privater Regie noch drei weitere Kleinkraftwerke entstanden, jeweils versehen mit Fischtreppen, um die Durchlässigkeit zu gewährleisten und der Gewässerökologie nicht allzu sehr zu schaden; darunter am Fuß des Tiersteins das Kraftwerk des Wolterdinger Zimmermanns E. Zwick, dessen 700 Meter langes Druckrohr (klimapolitisch korrekt) aus Holzdauben an Stelle von Stahl gefertigt wurde.

Alles in allem lässt sich für die Region festhalten, dass sie ihren Strom bis unlängst nahezu ausschließlich aus Wasserkraftwerken bezogen hat – eigentlich eine komfortable Situation mit Vorbildfunktion in den Zeiten der Energiewende. Allein die Verkehrswende zeichnet sich noch immer nicht ab: E-Mobilität ist, allen politischen Bemühungen zum Trotz, noch immer ein Nischenprodukt, sieht man vom schwunghaften Handel mit E-Bikes ab. Selbst auf dem flussabwärts

führenden Donauradweg dürfte der Anteil batteriegestützter Pedelecs inzwischen deutlich über dem herkömmlicher Fahrräder liegen. Weil es dem Windstrom noch immer an adäquaten Speichermöglichkeiten fehlt, müssen die Turbinen im Hochrhein heruntergefahren werden, wann immer ein atlantisches Sturmtief über das Land hinwegfegt. Die Windräder müssen dann zu Lasten der Stromrechnungen der Bürger (und nicht der Windmüller) gestoppt werden oder der Stromüberschuss wird Kosten verursachend an die Nachbarländer weitergereicht. Strom sparen – eine Devise von gestern?

Fotovoltaik

An gleißende sonnseitige Dachflächen selbst auf denkmalgeschützten Schwarzwaldhöfen und in bauhistorisch reizvollen Dorfbildern mit Baaremer Staffelgiebeln hat man sich leidlich gewöhnt. Die neuen Pultdächer auf Ställen und Bergehallen, mögen sie sich auch himmelweit von den einst geltenden Grundsätzen landschaftsgerechten Bauens entfernt haben, scheinen von der behördlichen Bauaufsicht widerspruchslos hingenommen zu werden. Ganze Solarfelder wurden bislang erfreulicherweise fast nur in vorbelastetem Gelände angelegt: längs der Schnellstraßen bei Sunthausen, Tuningen oder Aasen, sommerseitig auf den abgeschlossenen Hausmülldeponien des Landkreises oder im Werksgelände des Kiesabbau-Unternehmers H. Jäggle am Hüfinger Riedsee. Insofern sind die landschaftlichen und ökologischen Einbußen derzeit noch zu vernachlässigen.

Fotovoltaik auf der Sonnenseite der ehemaligen Kreismülldeponie bei Hüfingen.

An der B33/27 entsteht die Agri-Photovoltaikanlage Donaueschingen-Aasen.

Doch die Begehrlichkeiten dürften zunehmen: Die sonnenbegünstigte Baar, im Lee und Regenschatten des Schwarzwalds gelegen, bietet sich als Solar-Region förmlich an, sodass den Haus- und Grundeigentümern die Auf- und Nachrüstung mit Solarmodulen angesichts der winkenden Einspeisevergütung kaum zu verargen ist, zumal bei eigenem Solarstromspeicher im Keller.

Biogas

Der Landwirt als Energiewirt, was für eine verheißungsvolle Perspektive für bäuerliche Existenzen – zumal in der „Kornkammer Badens“ mit ihren schier unbegrenzten, für den Anbau von Energiepflanzen bestens geeigneten Flächen. Wie rasant sich viele Höfe im zurückliegenden Jahrzehnt zu agrarindustriellen Großbetrieben gemausert haben, merkt der Laie nicht nur an den baulichen Veränderungen und Vergrößerungen hin zu fabrikartigen Komplexen, sondern mehr noch am Maschinenpark: Begegnungen mit den stets in Eile befindlichen, riesigen mehrachsigen Traktoren mit Breitreifen und Gülletank-Huckepack sind mittlerweile auf den oft ramponierten, bei Radlern einst so beliebten Grüne-Plan-Teersträßchen an der Tagesordnung. Zumal vor der Ernte besteht hier in den übermannshoch maisgrün gesäumten Hohlgassen ein nicht unerhebliches Gefahrenpotenzial.

Gemessen an der Leistungsbilanz, wie sie sich 2019 im Jahresrückblick des Landratsamts des Schwarzwald-Baar-Kreises widerspiegelt, erscheint die Baar geradezu als Eldorado der Biogaserzeuger: Bei 43 Biogasanlagen mit zusammen 10,8 MW elektrischer Leistung liege man auf Platz eins im Regierungsbezirk Freiburg und Platz 6 in Baden-Württemberg. Doch selbst im Umweltbundesamt scheinen mittlerweile Zweifel aufgekommen zu sein an Klimafreundlichkeit und Ökobilanz von Biogasbetrieben, zumal wenn die Gasproduktion vor Ort nicht zugleich gekoppelt ist mit Abwärmenutzung und Verstromung. Denn Pestizidverwendung, Nitratbelastung und das Entweichen von Methan aus allfälligen Lecks sowie von CO_2 aus den Motoren schmälern den Nutzen fürs Klima: „Damit können Biogasanlagen in der Gesamtbetrachtung sogar mehr Emissionen an klimaschädlichen Gasen verursachen als einsparen.“, heißt es dazu in einer Verlautbarung vom 27. Mai 2019[9]. Von Artenverarmung durch Monokulturen und Insektensterben ist dabei noch nicht einmal die Rede. Doch ob sich die Klimaschutzpolitik im Falle der Biogasgewinnung zu einer Kurskorrektur wird entschließen können, ist mehr als fraglich bei realistischer Einschätzung des hierfür erforderlichen Kräftemessens mit den Agrarlobbyisten. Einen Ausweg aus dem Dilemma – durch Verwendung von Luzerne anstatt Mais und Verzicht auf Dünger und Pestizide – zeigt immerhin der Löffinger Haslachhof auf, der dafür im Herbst 2019 mit dem *CERES Award* (Landwirt des Jahres) geehrt worden ist.

Der Landwirt als Energiewirt (Teilhof bei Pfohren): nach der Kornkammer die „Vermaisung“.

Windkraft

Was mag den Ausschlag dafür gegeben haben, dass ausgerechnet auf der Baar mit ihrer im Windschatten des Schwarzwalds nicht sonderlich „windhöffigen" Topographie die Neuzeit baden-württembergischer Windkraftnutzung eröffnet wurde – in einer Landschaft bar aller historischen Vorbilder (abgesehen vom alsbald wieder aufgegebenen Versuch der Saline Wilhelmshall, das Salz mit Hilfe einer Windmühle zu erbohren)? War es die schiere Symbolkraft sich drehender Windräder, wie man sie von den Nordseeküsten kannte? Im Jahr 1988, noch ganz unterm Eindruck der Kernkraftkatastrophe von Tschernobyl, hatten sich 40 Bürger zusammengetan und für 230.000 DM einen dänischen 95 Kilowatt-Dreiflügler erstanden, die erste Windkraftanlage des Landes, die sie sodann auf den Rücken des 775 m hohen Auenbergs bei Hausen vor Wald stellten. 100.000 Kilowatt soll die „Pionier-Windmühle Auenberg" seitdem jährlich ins Netz der Laufenburger eingespeist haben, vergütet anfangs noch mit lumpigen 7 Pfennig je Kilowattstunde. Nach heutigen Maßstäben schrumpft die Pionieranlage freilich zum Windrädchen zusammen mit ihrer Nabenhöhe von gerade mal 30 m. Selbst von Puristen wird es inzwischen kaum mehr als Bildstörung, als störend in der Landschaft wahrgenommen. Was leicht auch für eine weitere Innovation hätte gelten können, wenn sie sich denn bewährt hätte: für ein knapp 20 m hohes Windrad mit vertikalem Rotor, das ein ökobewusster Bruggener Landwirt neben seinem Hof errichtet hatte; leider wurde es wegen allzu bescheidener

Fernwirkung: Die Pionieranlage auf dem Auenberg bei Hausen vor Wald stört die Alpensicht noch kaum – doch die neue Generation der Windräder ist siebenmal so hoch!

Leistung alsbald wieder abgebaut. Derartige – das Landschaftsbild schonende – Winzlinge zur Selbstversorgung mit Windstrom sind unterdessen leider wieder vom Markt verschwunden.

Dass die Windkraftnutzung inzwischen auch in Baden-Württemberg boomt, dem anerkannt windschwächsten Bundesland der Republik, ist zweifellos den neuen Bestimmungen und den Fördermöglichkeiten des *Erneuerbaren-Energien-Gesetzes (EEG)* zu verdanken. Ob damit unter Mitberücksichtigung des „ökologischen Rucksacks" der Anlagen ein nennenswerter Beitrag geleistet werden kann gegen den Klimawandel, ist nach wie vor reichlich umstritten, zumal wo unvorbelastete, gar ökologisch oder touristisch hochwertige Waldlandschaften überbaut werden sollen. Dies mit Windenergieanlagen der neuen Generation, mit Gesamthöhen bis zu 230 m – siebenmal so hoch und so wuchtig wie die Pionieranlage auf dem Auenberg! Damit beherrschen sie jedes Landschaftsbild, nicht nur aufgrund ihrer monströsen Dimensionen (vergleichbar dem Rottweiler Thyssen-Turm), sondern auch infolge der Suggestivwirkung sich drehender Rotoren. Hier, allerspätestens, drängen sich dem Landschaftsfreund Fragen nach der Verhältnismäßigkeit auf: Stimmt hier noch das Preis-Leistungsverhältnis, die für den Klimaschutz geopferte Landschaft und der Nutzen fürs Klima? Was Wunder, dass es in Deutschland mittlerweile 1.053 Bürgerinitiativen gibt (Stand Juli 2019), die sich zuallermeist auch und vor allem gegen die Eingriffe ins Landschaftsbild wehren und die damit den Leidensdruck der betroffenen Bevölkerung widerspiegeln? Oder doch alles nur St. Florian?

Noch vor der Jahrtausendwende waren, nach zwischenzeitlich erfolgter baurechtlicher Privilegierung und dank neuem Stromeinspeisungsgesetz (1991), zwischen Villingen und Dauchingen unweit des neuen Gewerbegebiets zwei Windkraftanlagen erstellt worden, ohne dass es in der Bevölkerung zu Widerstand gekommen wäre. So wenig wie gegen die Errichtung des Windrads eines Fürstenberger Betreibers im Jahr 2001 auf der Längewiese am äußersten nordwestlichen Rand der Badischen Alb, vorbelastet bereits durch einen Fernsehumsetzer.

So nahm auch kaum jemand daran Anstoß, dass im Jahr 2012 die vier Städte rund um die Länge (Donaueschingen, Hüfingen, Blumberg, Geisingen) per Änderung des Flächennutzungsplans ihre *Vorrangflächen für Windkraftnutzung* dort hinauf verlegten.[10] Weshalb sollte man angesichts der Vorbelastung mit Windrad und Umsetzer nicht noch ein paar weitere Windenergieanlagen dazu stellen? Und überhaupt: War es denn mehr als eine Pflichtübung der Kommunen in energiepolitischer Korrektheit, wo sich doch die Windhöffigkeit dort oben als eher bescheiden erwiesen hatte? Bei nicht einmal 1200 Volllaststunden liegt inzwischen der 17-jährige Schnitt bei der vorhandenen Anlage (bei im Durchschnitt 3200 in Küstennähe, 1800 im Binnenland). Hatte nicht eine namhafte Betreiberfirma, die ursprünglich Interesse gezeigt hatte, wohl eben deshalb schon früh das Handtuch geworfen? Auch die Berichterstattung im Lokalteil der Zeitung las sich damals alles andere als alarmierend.

Für die meisten Baaremer ist die Länge ohnehin kaum mehr als die vertraute Waldkulisse über der Riedbaar. Kaum jemand kennt sich selber da oben aus, kaum jemand wollte zur Kenntnis nehmen, dass es sich bei der „Badischen Alb" um ein ausgedehntes, weder durch Straßen zerschnittenes noch durch Siedlungen unterbrochenes, ökologisch wertvolles Waldgebiet mit hohem Laubbaumanteil handelt. Weder der Landesentwicklungsplan noch der Regionalplan wollten in ihr einen „überregional bedeutsamen naturnahen Landschaftsraum" erkennen, wiewohl der Westteil der Länge seit der Jahrtausendwende zum *Naturpark Südschwarzwald* gehört; naturräumlich will das zwar nicht so recht passen, kommunalpolitisch war es jedoch durchaus so gewollt.

Wegen seiner Abgeschiedenheit und seines Wildreichtums war die Länge einst F. F. Hofjagdgebiet[11] mit Schloss und Schlossallee (das Schloss musste allerdings schon 1840 wegen zwischenzeitlicher Zweckentfremdung als Lazarett für Cholerakranke und wegen Baufälligkeit wieder abgebrochen werden). Solche abgelegenen, unzerschnittenen und unzersiedelten Waldgebiete wurden seither freilich immer knapper angesichts fortschreitender Fragmentierung und Belastung unserer Landschaft, daher auch immer wertvoller. Weshalb der § 1 (5) BNatSchG ja auch explizit fordert, dass solche Räume vor weiterer Zerschneidung zu bewahren sind.

Energielandschaft Baar mit neuen Akzenten auf den Amtenhauser Bergen.

Dass die Länge als Teil eines der bestbesetzten Dichtezentren des Rotmilans geführt wird, dass sie in ihren Laubwaldbeständen Höhlenbrüter sowie 8 streng geschützte Fledermausarten aufweist und nach der waldbezogenen Fachplanung des Landes (dem *Generalwildwegeplan GWP*) als Schlüsselstelle für wandernde Wildtierarten zu gelten hat mit „Wildtierkorridoren von internationaler Bedeutung", auch dass sich hier der kontinentale Herbstvogelzug trichterförmig zusammendrängt (sog. Geisinger Trichter)[12]: All diese Argumente konnten die Planung des mit zusammen (inkl. der Geisinger Planung) 16 Windgiganten größten Windparks des Landes nicht stoppen, so sehr sich bald auch eine örtliche Bürgerinitiative (zusammengeschlossen im Verein *Arten- und Landschaftsschutz Länge-Ettenberg ALLE e. V.*) zur Wehr zu setzen begann. Die Rodung der Donaueschinger und Hüfinger Standorte, begonnen im März 2017, war allerdings nicht mehr zu verhindern gewesen. Dass schließlich, nach zahlreichen Einsprüchen und Petitionen, das Freiburger Verwaltungsgericht die Verbandsklage der *Naturschutzinitiative e. V.*[13] zugelassen und die immissionsschutzrechtliche wie auch die Waldumwandlungsgenehmigung mit Urteil vom 12. März 2019 für rechtswidrig erklärt hat, ist für die Genehmigungsbehörden, für die Betreiberfirmen und die auf Pachterträge wartenden Grundeigentümer überaus misslich. Zum Jahresende 2019 hat der Mannheimer Verwaltungsgerichtshof das Freiburger Urteil bekräftigt.

Ohne nennenswerte Widerstände waren inzwischen über dem Amtenhauser Tal fünf Windenergieanlagen errichtet worden, die sich fortan über dem östlichen Horizont der Baar drehen, wann immer das Windangebot dazu ausreicht. Fünf weitere sind unweit von Waldhausen, im F. F. Wald sowie im Bräunlinger Stadtwald geplant. Ob Fern- oder Nahwirkung von Windrädern, die davon betroffene Bevölkerung zeigt sich zutiefst gespalten, wie es am 7. Oktober 2018 ein Bürgerentscheid in Bräunlingen bestätigt hat: Bei 57,5 Prozent Wahlbeteiligung haben 55,4 Prozent für die Windkraftnutzung gestimmt. Ob die von neuerlichen Hitzerekorden des Sommers 2019 und vom Mediengewitter um die *Fridays-for-Future*-Proteste aufgewühlte Bevölkerung sich nach dem Sommer 2019 wohl eindeutiger entschieden hätte?

Meine Schlussbemerkung

Deutschland ist für 2,3 Prozent des weltweiten CO_2-Ausstoßes verantwortlich. Ob da die Energiewende (die wohl treffender als „Stromwende" zu bezeichnen ist) zur Rettung des Weltklimas Nennenswertes beiträgt? Was alles muss noch hingenommen werden an landschaftlichen und ökologischen Einbußen? Heiligt der Zweck Klimaschutz neuerdings alle Mittel? Befinden wir uns womöglich bereits im Zustand eines übergesetzlichen Notstands, in einer so prekären Phase des Klimawandels, dass sich die Einhaltung der Natur- und Landschaftsschutzgesetze von selbst erübrigt? Wie viel Landschaft, wie viel Ökologie wird noch geopfert werden müssen unter dem Primat des Klimaschutzes? Fragen über Fragen, denen sich auch der Verein für Geschichte und Naturgeschichte der Baar stellen sollte.

Autor

Wolf Hockenjos

Der ehemalige Forstdirektor des Staatlichen Forstamts Villingen-Schwenningen ist für seine zahlreichen Veröffentlichungen zu wald- und landschaftskundlichen Themen bekannt. Seine Beiträge lassen stets sein Anliegen und sein Engagement erkennen.

Wolf Hockenjos
Alemannenstraße 30
78166 Donaueschingen
wohock@gmx.de

Anmerkungen

1 Juli Zeh: Unterleuten oder Dörte Hansen: Mittagsstunde.

2 Hockenjos, W.: Das Plattenmoos – frühe anthropogene Eingriffe rund um das letzte intakte Hochmoor der Baar. Schriften der Baar Bd. 57 (2014).

3 Siefert, H.: Ein Interview mit Folgen – wie Donaueschingen die Daily-Telegraph-Affäre erlebt. Schriften der Baar Bd. 50 (2005).

4 Graßmann, P.: Die Geschichte des Villinger Flughafens. Schriften der Baar Bd. 60 (2017).

5 Janzing, B.: Baden unter Strom. doldverlag Vöhrenbach 2002.

6 Leistungsangaben nach B. Janzing.

7 Häcker, B.: 50 Jahre Naturschutzgeschichte in Baden-Württemberg. Ulmer 2004.

8 Anmerkung: Der BUND-Regionalverband Südl. Oberrhein legt auf seiner Homepage im Rückblick auf Wyhl großen Wert darauf, nicht mit „egoistischen, industriegelenkten Bürgerinitiativen“ in einen Topf geworfen zu werden.

9 Umweltbundesamt, Schreiben vom 27.05.2019: Biogasanlagen müssen sicherer und emissionsärmer werden.

10 Hockenjos, W.: Albtraum Badische Alb. Wie ein Waldgebiet der Windkraft geopfert wird. Badische Heimat, Juni 2017, sowie Schwäbische Heimat, Heft 2017/2.

11 Hockenjos, W.: Unterhölzer – Liebeserklärung an einen alten Wald. Morys Hofbuchhandlung 2018.

12 „Geisinger Trichter“ nach Darstellung des Vereins für Landschaftspflege und Artenschutz Baden-Württemberg e. V. (VLABW).

13 Der bundesweit tätige Naturschutzverband hatte sich 2015 vom BUND abgespalten wegen dessen (nach Einschätzung der Initiatoren) allzu engen Verflechtung mit der Windkraftindustrie.

Schriften des Vereins für Geschichte
und Naturgeschichte der Baar

Band 63 · Seite 93 – 118
März 2020

Strom für Mundelfingen – die Elektrifizierung eines Dorfes auf der Baar

von Harald Ketterer

Jahrtausendelang beherrschten Aufgang und Untergang der Sonne den Tagesablauf der Menschen. Wurde der Tag mit positiven Attributen wie Helligkeit, Wärme und Sicherheit verbunden, so verbanden die Erdenbürger die Nacht mit Kälte und Gefahr. Schon immer wurde versucht, die Finsternis zu verdrängen und der Dunkelheit durch Fackeln und Kerzen, Öl- und Gaslampen den Schrecken zu nehmen. Erst durch den aufkommenden Einsatz der Elektrizität Ende des 19. Jahrhunderts konnte die Finsternis endgültig bezwungen werden.

Auch die Gemeinde Mundelfingen, heute Stadtteil von Hüfingen, entschloss sich zu Beginn des 20. Jahrhunderts, diese neue Technologie einzuführen und elektrisches Licht in die Häuser und Straßen zu bringen. Im Folgenden wird der lange und steinige Weg vom selbstproduzierten Gleichstrom im Jahr 1907 bis zur endgültigen Umstellung auf das moderne Wechselstromnetz 1955 dargestellt.

Wasserversorgung vor Stromversorgung

Die geplante Stromversorgung von Mundelfingen war eng mit der Wasserversorgung des Dorfes verbunden. Bereits im Jahr 1890 wurde ein Pumpenhaus in der Gauchachschlucht oberhalb der Burgmühle errichtet. Eine Girard-Wasserturbine mit 2,4 Meter Durchmesser diente als Antrieb für zwei Kolbenpumpen mit 43 Millimeter Durchmesser und 500 Millimeter Hub.[1] Mit diesen Pumpen konnten 4.000 Liter in der Stunde in das 120 Meter höher gelegene Mundelfingen gefördert werden.

Es zeigte sich, dass die Turbine den Anforderungen auf Dauer nicht gewachsen war. Beim geringsten Laubanfall verstopfte die Anlage und musste mühselig von Hand gesäubert werden. Daher wurde schon bald nach einer weniger störanfälligen Lösung gesucht.

Das gewaltige Gauchach-Hochwasser vom 6. Juni 1895 eröffnete eine neue Option. Bei dieser Katastrophe

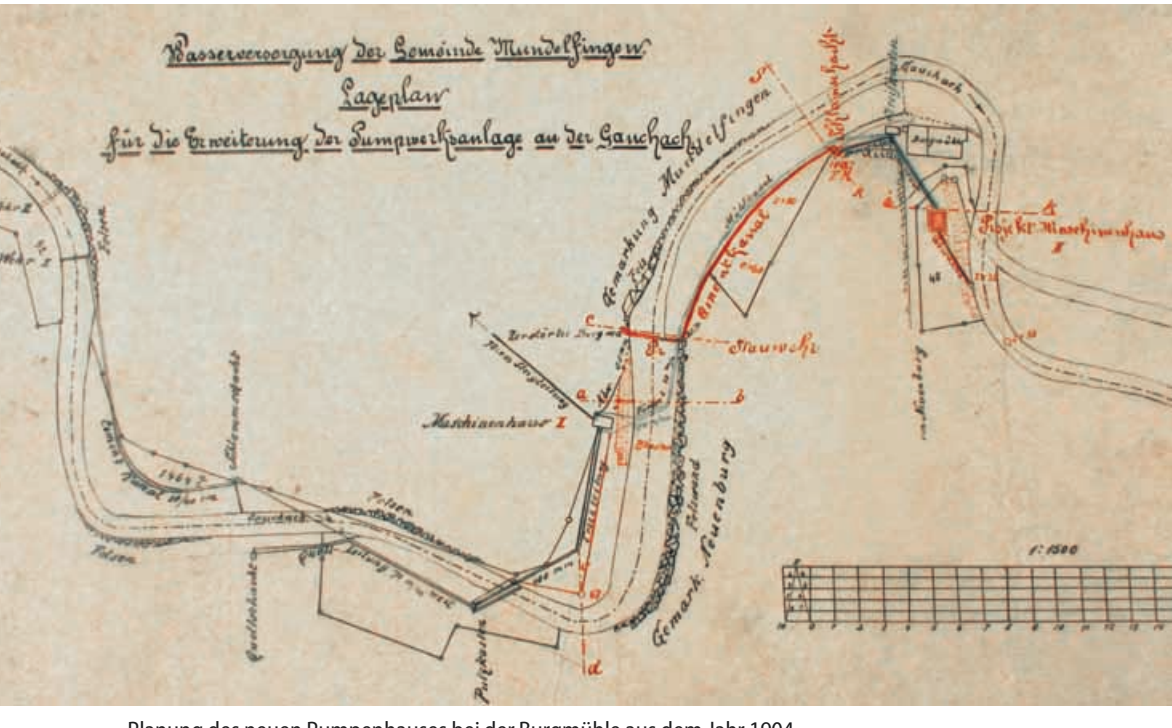
Mundelfinger Pumpenhaus in der Gauchachschlucht oberhalb der Burgmühle.
Foto: Harald Ketterer.

zerstörten die Fluten das Mahlwerk der Burgmühle. Ein Wiederaufbau der Mühle in der schwer zugänglichen Schlucht rechnete sich nicht mehr, daher verkaufte der Burgmüller die frei gewordenen Wasserrechte im Jahr 1904 an die Gemeinde Mundelfingen.[2] Zur gleichen Zeit erwarb Mundelfingen von der Gemeinde Neuenburg ein Grundstück bei der Burgmühle und errichtete darauf 1905 ein neues Maschinenhaus.

Hier sorgte anstelle einer Turbine ein Wasserrad mit 6 Meter Durchmesser für den Antrieb der Wasserpumpen. Das Wasserrad war im Gegensatz zur Turbine deutlich weniger störanfällig und versorgte Mundelfingen zuverlässig für die nächsten 50 Jahre mit Trinkwasser.

Nutzung des Maschinenhauses auch zur Stromgewinnung

Beim Bau des neuen Maschinenhauses wurde die spätere Nutzung der Wasserkraft zur Stromgewinnung mit berücksichtigt. Dies wurde gegen den Rat der Badischen Oberdirektion in Karlsruhe auf eigenes Risiko durchgeführt. Bereits 1901 empfahl die Oberdirektion, statt eines Neubaus den bisherigen Kanal instand zu setzen, um die Wasserversorgung von Mundelfingen sicherzustellen. Ein Neubau wäre nur notwendig, wenn Mundelfingen auch Hausen vor Wald mit Wasser versorgen wollte. Ebenso warnte die Oberdirektion, dass die



Planung des neuen Pumpenhauses bei der Burgmühle aus dem Jahr 1904.

Repro: Harald Ketterer.

Wasserkraft in der Gauchach für eine Stromerzeugung nicht ausreichen würde. Bei einer sogenannten Wasserklemme, gemeint war Niedrigwasser, stünden nur 3,3 PS zur Verfügung. Dies würde nicht einmal ausreichen, um eine Dreschmaschine zu betreiben.[3]

Ausschreibung und Vergabe der Bauarbeiten

Im Anschluss an die Errichtung des neuen Maschinenhauses 1905 beschloss die Gemeinde im Frühjahr 1906, wie angedacht, die Elektrifizierung des Ortes. Sie beauftragte den Freiburger Ingenieur Jakob Schmitt mit der Erstellung der Anfrageunterlagen, der notwendigen Unterlagen für die Genehmigungen und mit der späteren Bauaufsicht.[4] Die AEG fasste die Anforderungen von Ingenieur Schmitt zusammen:

Beschreibung der elektrischen Anlage für die Gemeinde Mundelfingen

Für die Erzeugung des elektrischen Stromes wird die Wasserkraft im Gauchachtal ausgenützt. Zu diesem Zweck wird mit dem bereits dort befindlichen Wasserrad, welches ca. 25 PS Leistung entwickelt, ein Zahnräder-Vorgelege zusammengebaut, von welchem mittelst Riemenübertragung ein Gleichstrom-Dynamo betrieben wird. Der hier erzeugte Gleichstrom hat

Errichtung des Maschinenhauses 1905 in der Gauchachschlucht.

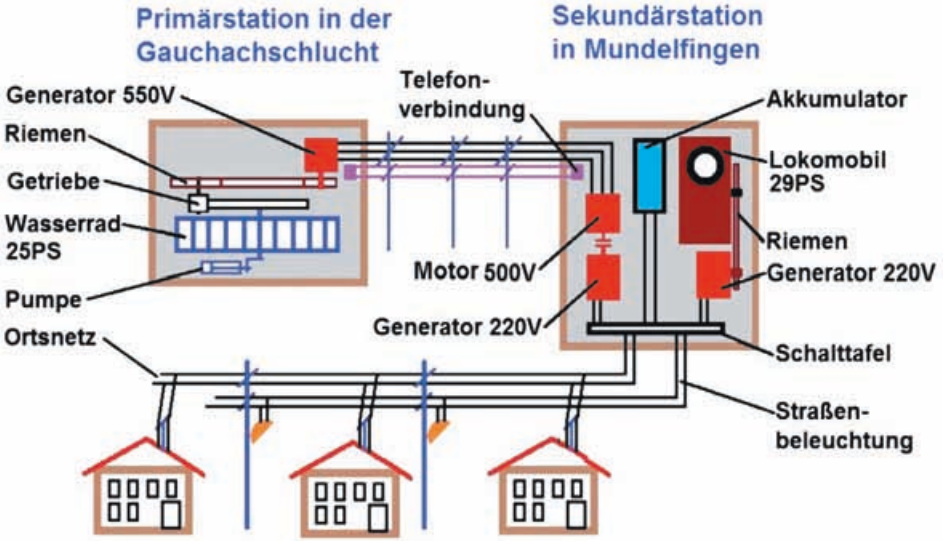
Repro: Harald Ketterer.

eine Spannung von ca. 550 Volt und wird mittelst zweier Drähte von 50 qmm Kupferquerschnitt nach der Centrale in Mundelfingen geleitet. Ein dritter Draht von 16 qmm Kupferquerschnitt führt ebenfalls vom Pumpwerk nach der Centrale und dient der Regulierung der Maschinenspannung von der Centrale aus.

Die blanken Kupferleitungen werden auf Isolatoren an 10 m hohen Holzmasten verlegt. In der Centrale in Mundelfingen wird der Gleichstrom von ca. 500 Volt von einem rotierenden Umformer, bestehend aus einem Gleichstrommotor, welcher mit einem Gleichstrom-Dynamo direkt gekoppelt ist, auf 220 Volt herabgesetzt.

Als Reserve für die Wasserkraftanlage dient eine Lokomobile von 29 PS effektiv, welche mittelst Riemen auf eine besondere Gleichstrom-Maschine arbeitet. Außerdem ist eine Accumulatorenbatterie mit einer Capacität von 215 Amp./Std. bei 3 stündiger Entladung vorgesehen.[5]

Für die „Centrale“ (Sekundärstation) war eine aufwendige Schalttafel aus Marmor vorgesehen. Hier sollten die notwendigen Schalt- und Messinstrumente ihren Platz finden. Von der Centrale aus waren zwei Ringleitungen für das Ortsnetz bestimmt. Die erste Ringleitung belieferte die Hausanschlüsse mit Strom, die zweite war für die Straßenbeleuchtung geplant.[6]



Vereinfachter Aufbau des elektrischen Ortsnetzes von Mundelfingen im Jahr 1907.
Abbildung: Harald Ketterer.

Deutschlandweit werden Angebote eingeholt

Auf Basis der sorgfältigen Vorgaben von Ingenieur Schmitt schrieb die Gemeinde Mundelfingen folgende Firmen mit der Bitte um ein kostenloses und unverbindliches Angebot an:

Rheinische Siemens-Schuckertwerke GmbH, Mannheim
Gesellschaft für Elektrische Industrie, Karlsruhe
C. & E. Fein Elektrotechnische Fabrik, Stuttgart
Felten & Guilleaume Lahmeyerwerke A.G., Frankfurt a. Main
Allgemeine Elektricitäts-Gesellschaft, Berlin, Installations-Bureau Strassburg

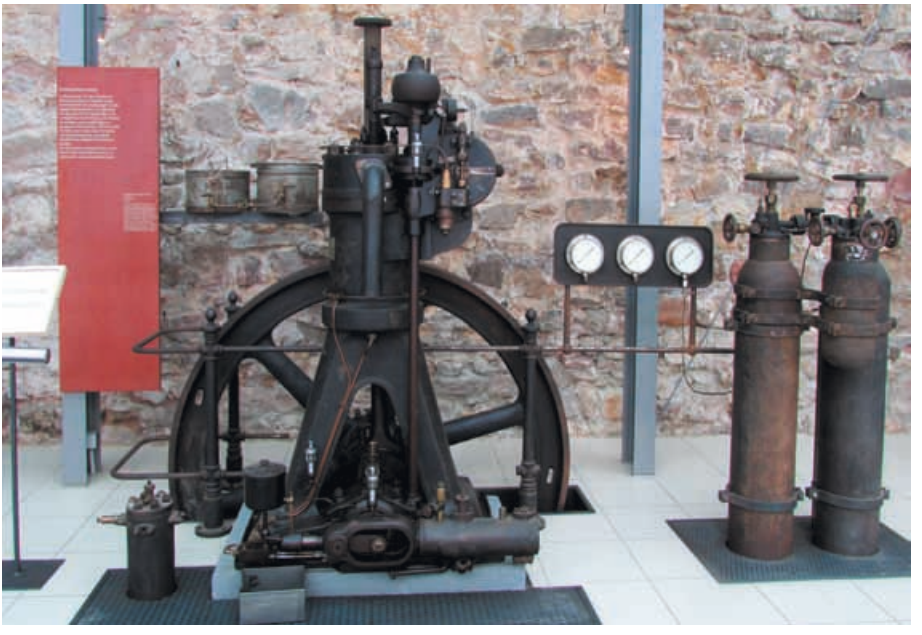
Grundlage der Ausschreibung war die Installation von 400 Glühlampen mit jeweils 55 Watt. Die später zusätzlich betriebenen 22 Gleichstrommotoren mit einer vielfach höheren Leistung fanden in der Ausschreibung und in den Angeboten keine Beachtung. Es ist unverständlich, dass auch die angeschriebenen Firmen den späteren Betrieb von Motoren nicht berücksichtigten. Es zeigte sich, dass die Handwerker und Bauern mit den Glühlampen zugleich Motoren bestellten. Für sie war die Kraftgewinnung ebenso bedeutsam wie die Beleuchtung.

Alle fünf Firmen bekundeten Interesse an dem Projekt und reichten fristgerecht ihre Angebote ein.

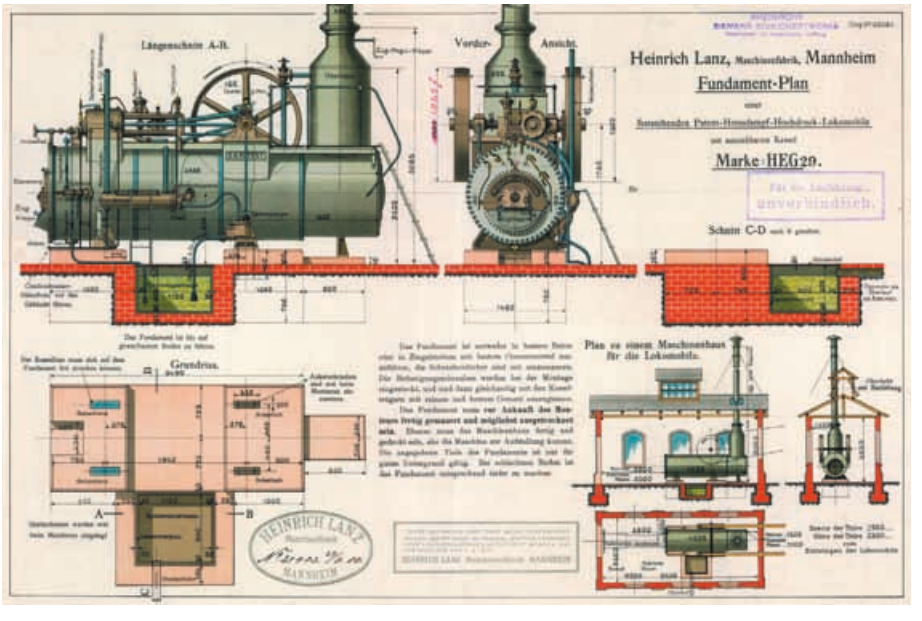
Auf Grund der soliden Vorarbeit von Ingenieur Schmitt erstellten die Firmen detaillierte Angebote. Diese unterschieden sich vor allem in der Ausführung der Reserve-Kraftanlage. Die AEG bot entsprechend der Anfrage ein Lokomobil (Dampfmaschine) an. Felten & Guilleaume Lahmeyerwerke schlug anstelle der Dampfmaschine den Einsatz eines Benzinmotors für 4.865 Mark vor.[7] Die Firmen Fein und Siemens-Schuckert hatten als Alternative die Verwendung eines Dieselmotors ins Spiel gebracht.[8] Dieser sei einfacher zu bedienen und auf

Angebote der Elektrizitätsfirmen.

Repro: Harald Ketterer.



Dieselmotor aus dem Jahr 1906, Franziskanermuseum Villingen.
Foto: Städtische Museen Villingen-Schwenningen.



Dem Angebot der Firma Siemens-Schuckert beigelegter Prospekt der Firma Lanz. [9]
Repro: Harald Ketterer.

Dauer wirtschaftlicher als eine Dampfmaschine. In der Anschaffung kostete der Dieselmotor allerdings 11.700 Mark und damit doppelt so viel wie eine Dampfmaschine.

Es ist erstaunlich, dass der Dieselmotor bereits 1905 als technische Lösung angeboten wurde. Zu dieser Zeit gab es weltweit erst 50 Exemplare. Das Franziskanermuseum in Villingen stellt einen dieser ersten Dieselmotoren aus dem Jahr 1906 aus.

Leider ist aus den Akten nicht zu entnehmen, welche Gründe gegen den Dieselmotor sprachen. Waren es Vorbehalte gegen die neue, unbekannte Technik oder waren es die Mehrkosten von ca. 5.000 Mark? Die Mundelfinger blieben jedenfalls bei der Dampfmaschine.

Nachdem Ingenieur Schmitt alle Angebote zusammengefasst und an die Gemeinde Mundelfingen weitergeleitet hatte, beschloss der Gemeinderat am 26. August 1906, den Auftrag über die Errichtung der Licht- und Kraftanlage an die AEG zu vergeben. Der Angebotspreis lag bei 62.845 Mark.[10]

Bereits einen Tag später benachrichtigte Schmitt die AEG in Straßburg über den Zuschlag des Auftrags und bat darum, dass die Firma „ungesäumt" mit den Bauarbeiten beginnen solle.

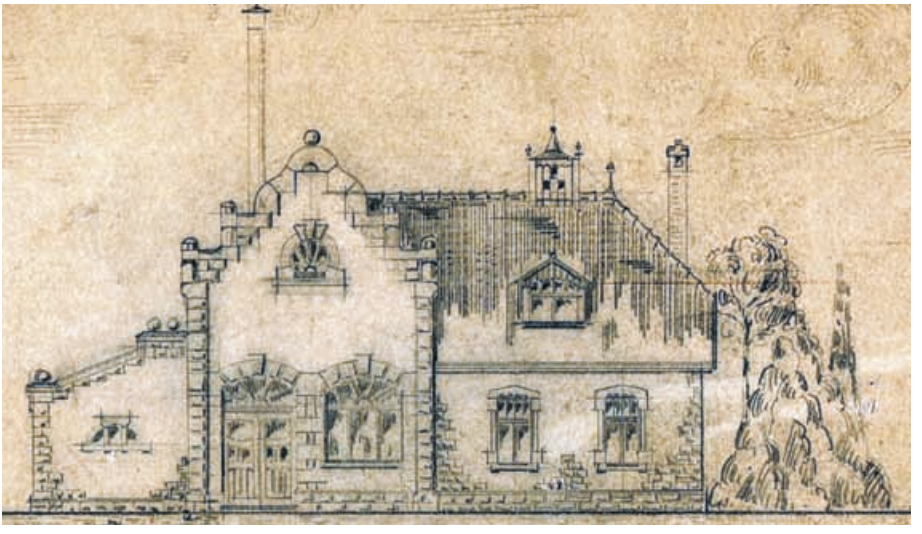
Bau und Inbetriebnahme mit Hindernissen

Die Bauarbeiten begannen unmittelbar, allerdings anders, als es Ingenieur Schmitt vorgesehen hatte. Um Kosten zu sparen, hatte er geplant, die Sekundärstation im vorhandenen Waaghaus unterzubringen. Im September erfuhr er jedoch beiläufig von der AEG, dass die Gemeinde Mundelfingen durch die Firma Mall aus Donaueschingen bereits ein komplett neues Gebäude für die Sekundärstation errichten ließ. Er schrieb am 21. September 1906 an die Gemeinde Mundelfingen:

> *Soeben erhalte ich von der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft die Nachricht, dass von Ihnen beschlossen worden ist, für die dortige Zentrale (Sekundärstation) einen Neubau bei dem Postamt zu errichten. Ich gestatte mir zunächst mein Erstaunen darüber auszusprechen, dass Sie mir diesen Beschluss nicht bekannt gegeben haben, wo Sie mich doch u.a. beauftragt haben, das demnächst vorliegende Projekt nebst Rentabilitätsberechnung für Gr. Ministerium zu fertigen.*[11]

Ingenieur Schmitt musste sich mit der neuen Situation abfinden. Er bat die Gemeinde um die Zusendung der aktuellen Zeichnungen, damit er diese im Großherzoglichen Ministerium in Karlsruhe abgeben könne.

Der Neubau der Sekundärstation an anderer Stelle war ein grober Eingriff in Schmitts ursprüngliche Planung. Im Schreiben vom 26. November 1906 an das Bezirksamt Donaueschingen wies er darauf hin, dass die Gesamtkosten der Anlage durch den Neubau der Sekundärstation um ca. 15.000 Mark überschritten würden.



Entwurf der Firma Mall für die Sekundärstation in Mundelfingen.[12]
Repro: Harald Ketterer.

> Ferner stellte er fest, [...] *dass der mir von der Gemeinde von den Projektierungsarbeiten zur Verfügung gestellte und als richtig bezeichnete Lageplan einen unstimmigen Massstab – 1:1000 anstatt 1:1500 – aufweist. Durch die Verschiebung der Secundärstation von der Mitte an den Rand des Versorgungsgebiets und die Vergrösserung sämtlicher Längenmasse um fast 50% ist ein erheblicher Mehrverbrauch an Leitungsmaterial erwachsen.*[13]

Am selben Tag schrieb er an den Architekten Mall aus Donaueschingen. Er hatte das neu errichtete Gebäude für die Sekundärstation besichtigt und war über die Bauleistung verärgert. So bemängelte er den mangelhaften Beton für die Fundamente der Dampfmaschine. Die Decke sei aus Tannenholz anstelle von Pitchpine (Pechkiefer, ein sehr hartes Holz) und die Träger für die Schalttafel seien so schwach, dass sie sich schon durchbögen. Außerdem bat er die Firma Mall um die aktuellen Pläne und Kostenanschläge für das Gebäude, damit er diese in Karlsruhe einreichen konnte.[14]

Auf Grund der mündlichen Zusage von Ingenieur Schmitt vom August 1906 begann die AEG mit ihren Bauarbeiten und sicherlich wurden auch bereits die Dampfmaschine und die Generatoren bestellt. Ein schriftlicher Vertrag zwischen der Gemeinde Mundelfingen und der AEG lag im November noch nicht vor. Dieser wurde erst am 12. Dezember 1906 abgeschlossen.[15] Die Gesamtkosten beliefen sich auf 62.977 Mark. Als Termin für die Inbetriebnahme war der 1. Februar 1907 vorgesehen. Unterschrieben hat Bürgermeister Ignatz Hasenfratz mit den Gemeinderäten und Junghanns von der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft.

Bau der Sekundärstation in Mundelfingen am 12. Januar 1907.
Foto: Gemeindearchiv Mundelfingen.

Trotz aller Widrigkeiten gingen die Bauarbeiten zügig voran. Wie dem Foto zu entnehmen ist, wurde selbst im Januar 1907, bei Schnee und Kälte, an der Fertigstellung der Sekundärstation gearbeitet.

Projektleiter deckt Baufehler auf

In dieser Zeit muss die Dampfmaschine geliefert worden sein, denn Ingenieur Schmitt befürwortete in seinem Schreiben vom 7. Februar 1907 an die AEG das nachträgliche Abdrehen des Schwungrades bei der Dampfmaschine. Wahrscheinlich lief der Riemen zum Antrieb des Generators seitlich an.

Eine Woche später ermahnte Schmitt die Gemeinde Mundelfingen, sie solle in der Primärstation in der Gauchach eine leistungsstarke Ventilation einrichten. Sonst sei damit zu rechnen, dass der Generator schon nach vier Wochen durch Nässe unbrauchbar würde.

Die Generatoren haben in der ersten Zeit viel Ärger bereitet. Schmitt besuchte am 6. Oktober 1907 Mundelfingen und stellte folgendes fest:

> *Alle drei Maschinen in der Sekundärstation laufen heiß und können höchstens für drei Stunden durchgehend arbeiten. Die Gemeinde ist mit Recht sehr erbittert über die nachlässige Behandlung der Sache durch die A.E.G. Nach Mitteilung des Herrn Bürgermeisters ist der Monteur Burkhard, welcher*

> *Anfang August des Jahres das Aggregat neu aufgestellt hat, sofort nach Beendigung dieser Arbeiten mit der Bemerkung abgereist, dass jetzt das Warmlaufen aufhören würde, ohne sich vom Erfolg seiner Massnahmen zu überzeugen. Er behauptete, nur den Auftrag zu haben, die Maschine richtig aufzustellen.*[16]

Bei einem Heißlaufen des Generators kann es sich nur um ein gravierendes konstruktives Problem gehandelt haben. Somit hatte der Monteur keine Chance, den Defekt vor Ort zu lösen. Seine schnelle Abreise war bestimmt nicht lobenswert, aber verständlich. Erst das spätere Auswechseln des Generators löste das Problem.

Auch die Fernsprechleitung zwischen der Primärstation in der Gauchach und der Sekundärstation in Mundelfingen sorgte immer wieder für Ärger. Ein Jahr nach der Fertigstellung schrieb Schmitt an die AEG:

> *Wie sich Ihr Oberingenieur Herr Kern bei der letzten Rücksprache in Mundelfingen persönlich überzeugt hat, muss, solange keine Telefonverbindung vorhanden ist, jeden Tag ein Mann zweimal von Mundelfingen nach der 2 1/2 km entfernten Gauchachschlucht gehen, um das Einschalten des Wasserrades zu veranlassen.*[17]

Sekundärstation im Jahr 2018. Foto: Harald Ketterer.

Alle Mundelfinger Bewohner erhalten elektrisches Licht

Zeitgleich mit der Errichtung des Ortsnetzes wurden die einzelnen Gebäude angeschlossen. Die AEG war zuständig für das Stromnetz einschließlich der Stromzähler. Mehr Wettbewerb gab es bei der Belieferung der Beleuchtung in den Häusern und den Gleichstrommotoren. Hier kamen folgende Firmen zum Zug:[18]

AEG, Berlin/Straßburg
Felten & Guilleaume Lahmeyerwerke, Frankfurt
Schwarzwälder Fabrik für Licht und Kraftanlagen, Villingen
Vincenz Geyer Elektr. Installationsgeschäft, Bräunlingen

Folgende Gebäude der Gemeinde erhielten elektrisches Licht:

Rathaus:	9 Lampen	Farrenstall:	3 Lampen
Lehrerwohnung:	8 Lampen	Schwesternhaus:	7 Lampen
Schule:	7 Lampen	Spritzenhaus:	1 Lampe

Die folgende Aufstellung zeigt das Interesse der Bürger an der neuen Technik und ermöglicht auch einen Einblick in die damaligen Vermögensverhältnisse.

Hausinstallationen

43 Lampen	Otto Heinemann
12 Lampen	Ignatz Hasenfratz (Bürgermeister), Constantin Welte (Kaufmann)
9 Lampen	Alexander Baumann
8 Lampen	Anton Glunk, Christine Rutschmann, Johann Schütz, Joseph Meier, Anton Welte, Julius Welte
7 Lampen	Peter Münzer, Jakob Strohmeyer, Friedrich Merz, Gg. Hauger (Kammgarnfabrik)
6 Lampen	Josef Bea (Ökonom), Martin Glunk, Jakob Mäder (Ökonom), Hr. Kopp (Pfarrer), Constantin Welte (auf dem Berg), Rupert Schorpp, Victor Merz, Heinrich Schneckenburger, Johann Tränkle, Sigmund Heinemann, Johann Rösch, Ruppert Rothmund, Karl Schönle, Julius Springindschnitten, Heinrich Welte
5 Lampen	Reinhard Maier (Schreiner), Julius Grieshaber, Martin Danegger, Otmar Kindler, Jakob Föhrenbacher, Frau Müller (Witwe), August Schneckenburger, Bernhard Zimmermann, Mathias Schütz, Josef Bader, Frau Springindschnitten (Witwe), Mathias Fürderer, Karl Strohmeier
4 Lampen	Leo Büche (Schreiner), Walburga Hall, Andreas Gail (Schuhmacher), Theobald Walz, Leo Bea, Thomas Glunk (Schuhmacher), Ruppert Merz, Conrad Rieger
3 Lampen	Amalie Maier (Witwe), Mathias Grüninger, Bernhard Burger, Matthai Föhrenbacher, Albert Joner, Heinrich Maier
2 Lampen	Mathias Rösch, Leo Merz, Josef Steffen
1 Lampe	Josef Benner, Georg Heinemann, Johann Schütz, Thomas Müller

Ausgelieferte Gleichstrommotoren

1,5 kW	Heinrich Welte, Johann Schütz,
2,3 kW	Otto Heinemann (2 Stück) , Rudolf Glunk, Theodor Albert, Anton Welte, Julius Springindschnitten, Alexander Scherzinger, Albert Marx, G. Heinemann, Mathias Schütz, Josef Benner, Karl Strohmeyer
2,8 kW	Reinhard Meier (Schreiner), Christine Rutschmann, Josef Bea (Ökonom), Martin Glunk, Theodor Hasenfratz, Ignatz Hasenfratz (Bürgermeister), Jakob Strohmeyer, Jakob Baumann, Peter Münzer, Anton Glunk, Richard Springindschnitten, Hubert Bea, Julius Welte, Georg Merz, Jakob Merz, Georg Heinemann, Hall (Ökonom)
3,6 kW	Robert Hasenfratz,
4,4 kW	Jakob Mäder (Ökonom)

Finanzierung

Zur Finanzierung des Projektes standen der Gemeinde nicht genügend liquide Mittel zur Verfügung. Sie ersuchte um ein Darlehen in Höhe von 90.000 Mark bei der Bezirkssparkasse Donaueschingen. Die jährliche Tilgung sollte 3.000 Mark betragen.[19]

Die Bedingungen des Darlehens gestaltete die Bezirkssparkasse auf der Grundlage der Rentabilitätsberechnung von Ingenieur Schmitt. Die Einnahmen aus dem Stromverkauf sollten innerhalb von 30 Jahren die Abzahlung dieses Darlehens ermöglichen.

Aus den Akten ist nicht eindeutig zu entnehmen, ob ein allgemeiner Anschlusszwang an das Elektrizitätsnetz gegeben war. Es ist allerdings zu vermuten, dass die Gemeinde darauf drängte, jeden Haushalt an das Netz anschließen zu können. Nur dadurch war für die Gemeinde eine kostengünstige Vollversorgung für alle finanzierbar.

Schlussrechnung

Die AEG stellte am 11. April 1907 an die Gemeinde Mundelfingen die Schlussrechnung in Höhe von 62.622 Mark.[20] Bei deren Prüfung vermerkte Ingenieur Schmitt ausdrücklich, dass die Summe der Schlussrechnung recht nahe an seiner ersten Kosteneinschätzung liege.

Allerdings muss doch kritisch betrachtet werden, dass sowohl die Gemeinde als auch Ingenieur Schmitt die Zähler, die Hausinstallationen und die Motoren in den ersten Planungen und Berechnungen nicht berücksichtigten. Hinzu kamen die Kosten für den Neubau der Sekundärstation. Die Ausgaben addierten sich wie folgt:

Hauptrechnung der AEG	62.622 Mark
Kosten für die Zähler (AEG)	7.865 Mark
Kosten für die Gebäudeinstallationen (AEG)	14.281 Mark
Kosten für Gebäudeinstallationen (Felten & Guilleaume Lahmeyerwerke)	5.831 Mark
Schwarzwälder Fabrik für Licht und Kraftanlagen Villingen	5.916 Mark
Vincenz Geyer, Elektr. Installationsgeschäft, Bräunlingen	1.342 Mark
Neubau des Gebäudes für die Sekundärstation durch Firma Mall	12.500 Mark
Gesamtsumme	110.357 Mark

(Aufstellung: H. Ketterer 2018)

Aus heutiger Sicht wurde das gesamte Projekt innerhalb eines Jahres erstaunlich zügig realisiert. Der resolute Bürgermeister Ignatz Hasenfratz und der Gemeinderat begannen mit dem Bau der Anlage, anschließend unterzeichneten sie den Vertrag mit der AEG und erst dann wurde die Genehmigung eingeholt. Diese Vorgehensweise war vor dem Ersten Weltkrieg noch machbar. Fünfzehn Jahre später führte die gleiche Vorgehensweise in ein Fiasko.[21]

Erweiterungspläne nach dem Ersten Weltkrieg

Innerhalb kürzester Zeit zeigte es sich, dass die Anlage in der Gauchach den Anforderungen nicht genügte. Bei hohem Wasserstand im Winter tauchten die Schaufeln in das Unterwasser ein und bremsten das Rad ab. Im Sommer hatte die Gauchach oft zu wenig Triebwasser. Bereits nach vier Jahren Betrieb wurden erste Verbesserungsmaßnahmen erörtert. Die Firma Benckiser aus Pforzheim schlug 1911 vor, neue Schaufeln an das Wasserrad zu schrauben.[22] Im Mai 1916 mussten diese dann tatsächlich ausgetauscht werden, da die Anlage nicht mehr funktionsfähig war.[23]

Das Kraftwerk in der Gauchach war von Anfang an unterdimensioniert. Es erzeugte eine Leistung von lediglich 25 kW, der Ort benötigte jedoch 100 kW. Daher ist es nicht verwunderlich, dass sich die Gemeinde Mundelfingen nach dem Ersten Weltkrieg um eine Verbesserung der Stromversorgung bemühte.

Die Wutachmühle steht zum Verkauf

Als die Wutachmühle 1920 zum Verkauf stand, zog Mundelfingen in Betracht, das Anwesen mit den bereits vorhandenen zwei Wasserkraft-Turbinen mit jeweils 60 PS Leistung zu übernehmen und von dort aus die Gemeinde mit Strom zu versorgen.[24] Es war geplant, die komplette elektrische Anlage von der Primärstation in der Gauchach in die Wutachmühle zu versetzen. Die Firma Joseph & Jakob Gleichauf aus Donaueschingen unterbreitete dafür ein Angebot in Höhe von 33.357 Mark.[25] Dieses beinhaltete folgende Arbeiten:

Übersicht: Elektrifizierung von Mundelfingen. Harald Ketterer.

- Demontage der 45 Masten der Leitung von der Burgmühle nach Mundelfingen
- Montage von insgesamt 55 Masten von der Wutachmühle nach Mundelfingen
- Umsetzung des Generators in die Wutachmühle
- Zusätzlich notwendiger Kupferdraht und Isolatoren
- Umsetzung der Telefonanlage

Dieses Unterfangen kam nicht zustande, da die Gemeinde Ewattingen die Mühle zuvor kaufte. Seit 1907 bezog Ewattingen den Strom aus der Wutachmühle.[26] Beim Verkauf des Anwesens an Mundelfingen wären in Ewattingen die „Lichter ausgegangen". Ewattingen war gezwungen, die Wutachmühle zu erwerben.

Erste Gespräche mit dem Kraftwerk Laufenburg 1920

Eine weitere Option war im Jahr 1920 der Anschluss an das Kraftwerk Laufenburg. Das privat finanzierte Rheinkraftwerk ging im Oktober 1914 in Betrieb.[27] Es war damals mit einer Leistung von 40 Megawatt das größte Flusskraftwerk Europas und belieferte von Beginn an 115 südbadische Gemeinden mit Strom.

Ein Anschluss Mundelfingens an das Leitungsnetz von Laufenburg war schwierig. In Mundelfingen wurde das Ortsnetz mit 250 Volt Gleichstrom betrieben, Laufenburg stellte dagegen Wechselstrom mit 10.000 Volt bereit.

Zur Klärung der technischen Einzelheiten wandte sich die Gemeinde Mundelfingen an die „Badische Gesellschaft zur Überwachung von Dampfkesseln". Es mussten bei einem Anschluss sowohl die Spannung von 10.000 Volt auf 250 Volt transformiert als auch die Wechselspannung in Gleichspannung umgewandelt werden.

Mit dem Transformator wurde die Spannung von 10.000 Volt auf 250 Volt heruntergesetzt, der Gleichrichter formte den Wechselstrom in Gleichstrom um.

Die „Badische Gesellschaft zur Überwachung von Dampfkesseln" stellte eine ausführliche Ausschreibung mit den notwendigen Transformatoren und Gleichrichtern zusammen und versandte diese am 8. Dezember 1920 an folgende Firmen, die auch Interesse an dem Projekt zeigten:[28]

Siemens-Schuckertwerke GmbH	Freiburg
Allgemeine Elektrizitätsgesellschaft	Freiburg
Rheinische Elektrizitätsgesellschaft	Mannheim
Brown, Boveri & Cie	Mannheim

Kurz darauf versandete auch dieses Projekt. In einem Schreiben vom 3. Januar 1921 schrieb die „Gesellschaft zur Überwachung von Dampfkesseln" an Bürgermeister Hasenfratz: „Die Gesellschaft hat inzwischen mitbekommen, dass die Gemeinde Mundelfingen die Mühle in Achdorf gekauft hat, um dort ein eigenes Elektrizitätswerk zu errichten. Daher wird die Frage gestellt, ob der Anschluss an Laufenburg hinfällig ist.[29]

Bürgermeister Hasenfratz und der Gemeinderat sahen im Erwerb der Achdorfer Mühle die Zukunft der Stromversorgung von Mundelfingen.

Das Fiasko mit der Achdorfer Mühle

Bereits im Jahr 1913 hatten der Scheffellinde-Wirt Gustav Wehinger und der Sägewerksbesitzer Justus Bausch aus Achdorf eine Genehmigung für die Errichtung eines Elektrizitätswerkes an der Wutach beantragt.[30] Es war geplant, die eigenen Betriebe und die Ortschaft Achdorf mit Strom zu versorgen. Auf Grund von nicht vollständigen Unterlagen verschob sich die Genehmigung des Werkes immer wieder, bis mit dem Beginn des Ersten Weltkriegs im September 1914 das Projekt dann schließlich zu den Akten gelegt wurde.[31]

Nach dem Krieg zeigte sich Mundelfingen an einer Stromgewinnung in der Achdorfer Mühle interessiert. Anscheinend waren auch Wehinger und Bausch überzeugt, dass ein Verkauf der Wasserrechte für sie von Vorteil sei. Daher wurden bereits Ende 1920 die Wasserrechte für die Gewinnung von Strom an die Gemeinde Mundelfingen veräußert. Im Gegenzug verpflichtete sich die Gemeinde zur zukünftigen Lieferung von Strom an das Sägewerk Bausch, an die Scheffellinde von Gustav Wehinger und an die Gemeinde Achdorf.

Die Planung und Umsetzung des Elektrizitätswerks in der Wutach wurde dem Diplom-Ingenieur Karl Flügel aus Karlsruhe anvertraut. Dieser stürzte sich in die Arbeit und begann sogleich mit der Ausarbeitung des Projektes. Das

Vorhaben wurde von ihm als so dringlich angesehen, dass er sogar im Winter, kurz vor Weihnachten 1920, von der Gemeinde zwei Messgehilfen anforderte, um die Vermessungen in Achdorf durchführen zu können.[32] Bereits einen Monat später kündigte er an, dass er in Kürze alle notwendigen Angebote zusammen hätte, um sie der Gemeinde vorzustellen.

Nachdem Ingenieur Flügel am 27. Februar 1921 in der Bürgerversammlung seinen Entwurf präsentiert hatte, wurde er am gleichen Tag mit der Planung des neuen Wasserkraftwerkes beauftragt. Neben der Erstellung der Pläne war er für die Ausschreibung der Arbeiten und für die Bauaufsicht vorgesehen. Ferner musste er die Genehmigungsunterlagen den Behörden vorlegen. Für seine Tätigkeiten einigte man sich auf eine pauschale Vergütung in der Höhe von 6.700 Mark.[33]

Nach diesem vielversprechenden Beginn sollte bald die Ernüchterung kommen. Die Genehmigungsbehörden zeigten sich nicht so kooperativ, wie sich Ingenieur Flügel die Sache vorgestellt hatte. Er berichtete im Mai 1921 über seine Gespräche im Arbeitsministerium und in der Oberdirektion des Wasser- und Straßenbaues in Karlsruhe. Die Herren hätten ihm recht deutlich zu verstehen gegeben, dass nicht die Gemeinde, sondern sie es entscheiden würden, ob das Wasserkraftwerk gebaut wird oder nicht. Sie würden weiterhin empfehlen, keine voreiligen Baumaßnahmen zu ergreifen.

Über diesem Hin und Her zwischen den Behörden in Karlsruhe, den einzelnen örtlichen Ämtern und Ingenieur Flügel verloren die Mitglieder des Gemeinderates langsam die Geduld. Sie schlugen vor, selbst nach Karlsruhe zu fahren, um beim Minister direkt vorzusprechen. Dies lehnte Ingenieur Flügel vehement ab. Der Minister könne noch gar nicht entscheiden, da die Unterlagen sich zurzeit im Amt Bonndorf zur Prüfung befänden.

Im Juni 1921 waren die Unterlagen wieder in Karlsruhe. Dort wurden sie von einem Amt zum anderen weitergeschoben. Auf Druck der Gemeinde versuchte Ingenieur Flügel am 20. Juni 1921, die Sache durch ein Schreiben an die Oberdirektion des Wasser- und Straßenbaues in Karlsruhe zu beschleunigen:

> *Die elektrische Anlage in der Gauchachschlucht ist gänzlich außer Betrieb und nur die Dampfkraftanlage liefert zu wenig Strom bei hohen Kosten. Daher hat die Gemeinde Mundelfingen vor 6 Monaten die Achdorfer Mühle gekauft und sie hat vor 3 Monaten den Umbau der Mühle bereits fest an die Firma Brenzinger & Co in Freiburg vergeben.*[34]

Die Behörden waren mit den Vorgaben von Flügel nicht einverstanden und forderten in der Planung verschiedene Nachbesserungen. Flügel spielte diese Einwände gegenüber der Gemeinde Mundelfingen herunter und versprach am 27. Juli 1921, dass mit der Genehmigung durch das Arbeitsministerium in Kürze zu rechnen sei. Er habe auch die Firma Brenzinger über diesen Stand informiert.[35] Die Aussage war weit weg von der Realität, denn das Bezirksamt Bonndorf schaltete sich nochmals ein und verschob die Entscheidung auf die nächste Sitzung am 7. September 1921. Eine Genehmigung war noch lange nicht gesichert.

Der Staat bevorzugt Großkonzerne

An dieser Stelle ist anzumerken, dass sich die Rahmenbedingungen für die Errichtung einer Wasserkraftanlage grundlegend geändert hatten. Bereits im Jahr 1913 erließ das Großherzogtum Baden ein neues Wasserrecht, das den Bau von Wasserkraftwerken jeglicher Art einer Zustimmung unterwarf. „Die Genehmigung konnte dabei nach freiem Ermessen erteilt oder versagt werden."[36]

Während des Ersten Weltkriegs verstärkte sich der Einfluss der staatlichen Stellen auf die Elektrizitätswirtschaft. Die Stickstoffgewinnung für die Sprengstoffherstellung sowie die Aluminiumproduktion benötigten große Mengen an Strom.[37] Diese konnten nur durch Großkraftwerke zur Verfügung gestellt werden. Der Staat förderte daher Großkonzerne, und diese nahmen die Hilfe gerne an.

Nach dem Ersten Weltkrieg wurden weiterhin Großkraftwerke bevorzugt. Als Beispiel gilt hier das Badenwerk. Dieses stieß mit der Planung des Schluchseewerkes mit 144 Megawatt Leistung in völlig neue Dimensionen vor.[38] Sowohl das Land Baden als auch die Großunternehmen Badenwerk oder Laufenburg waren an einem Ausbau der dezentralen Kleinkraftwerke nicht mehr interessiert. Daher verwundert es nicht, dass sich das Genehmigungsverfahren für das Kraftwerk in Achdorf mit geplanten 75 kW in die Länge zog.

Die Bürger stellen sich gegen Bürgermeister und Gemeinderat

Während sich die Gemeinde und Ingenieur Flügel um die Genehmigung der Anlage in Achdorf bemühten, wuchsen in der Bevölkerung Zweifel am geplanten Neubau einer eigenen Wasserkraftanlage in der Wutach, denn das Ausbleiben der Genehmigungen verhinderte eine rasche Realisierung. In der Zeit des Wartens stellten die Bürger das Projekt mehr und mehr in Frage, bis schließlich eine Anzahl von ihnen unter Führung von Hubert Bea am Vorabend der Bürgerausschuss-Sitzung vom 1. September 1921 schriftlich beantragte, das Thema Wasserkraftwerk in Achdorf von der Tagesordnung zu nehmen und erst die Genehmigung der Anlage durch die Ämter und Ministerien abzuwarten. Die vorgesehenen Ausgaben in der Höhe von 4 bis 4,5 Millionen Mark seien untragbar, sie würden die Gemeinde Mundelfingen in den finanziellen Ruin treiben.[39]

Bei der tags darauf stattfindenden Bürgerausschuss-Sitzung lehnte der Gemeinderat den Antrag auf Vertagung ab, er wollte wie vorgesehen die Abstimmung durchführen. Daraufhin erhoben sich 16 Bürger und verließen die Sitzung. In der anschließenden Abstimmung wurde gefragt, ob die Gemeinde Mundelfingen das Projekt Wasserkraftwerk in Achdorf realisieren solle oder nicht. Dabei stimmten 14 Personen für Ja, der Rest von 9 Personen enthielt sich der Stimme.[40]

Die übergangene Bevölkerung erkannte diese Abstimmung nicht an. Vier Tage nach der Sitzung ging im Bezirksamt Donaueschingen ein Schreiben ein, in dem 84 Mundelfinger ihren Protest gegen das Projekt in Achdorf ausdrückten. Es wurde darauf hingewiesen, dass von den 39 Anwesenden im Bürgerausschuss vom 1. September 1921 nur 14 Personen dafür gestimmt, die anderen sich aber der Stimme enthalten hätten. Es stelle sich daher die Frage, ob die Abstimmung

überhaupt gültig sei. Ferner wurde angeführt, dass das Werk in Achdorf nur 100 PS liefern sollte. Dies würde unter Berücksichtigung aller Leitungsverluste nicht ausreichen, die Gemeinde Mundelfingen sicher mit Strom zu versorgen. Daher seien auch die sehr hohen Kosten nicht zu rechtfertigen. Der fragwürdige Vorschlag von Ingenieur Flügel, die Anlage quasi unter der Hand, an den Genehmigungsbehörden vorbei, auf 150 PS auszubauen, wurde von den Unterzeichnern ebenfalls abgelehnt. Dieser Ausbau würde den Bau um nochmals 3 Millionen Mark verteuern. Die Bürger baten das Bezirksamt, die Gültigkeit des Bürgerausschuss-Beschlusses zu überprüfen und das geplante Vorhaben zu bewerten.[41]

Das Schreiben an das Bezirksamt zeigte Wirkung. Der Gemeinderat mit Bürgermeister Hasenfratz zog den Antrag auf Genehmigung der Achdorfer Anlage beim Bezirksamt Donaueschingen zurück.[42] Dies stellte den Dorffrieden wieder her, aber eine Lösung für die mangelhafte Stromversorgung war immer noch nicht gefunden. Zudem besaß die Gemeinde Mundelfingen nun die für sie nutzlose Achdorfer Mühle und war mit der Erfüllung der bereits erwähnten Stromlieferverträge belastet.

Um weitere unüberlegte Aktionen der Gemeinde Mundelfingen zu verhindern, schaltete sich das Bezirksamt Donaueschingen in die anstehenden Verhandlungen ein und drängte auf eine gütliche Einigung mit Achdorf. Die vorliegenden Akten geben leider keine Auskunft über die Rückabwicklung des Kaufvertrags und der Stromlieferungsverträge.

Wasserrad an der Scheffellinde (Achdorfer Mühle). Foto: Harald Ketterer.

Gauchachwasser in den Brändbach-Stausee – Verschiebung der europäischen Wasserscheide?

Auf der Suche nach einem neuen Stromlieferanten wurde zwischenzeitlich eine Stromlieferung durch das neu errichtete Bräunlinger Wasserkraftwerk in Erwägung gezogen. Ingenieur Flügel bot sich an, seine guten Beziehungen nach Bräunlingen zu nutzen und mit der Nachbargemeinde das Thema zu verhandeln. Obwohl das Projekt Achdorf gescheitert war, wollte er offensichtlich weiter in Mundelfingen mitmischen. Die Gemeinde Bräunlingen zeigte sich nicht abgeneigt, Mundelfingen mit Strom zu versorgen. Bräunlingen errichtete zu dieser Zeit die Brändbach-Talsperre und das zugehörige Kraftwerk bei Waldhausen.[43] Ein weiterer Stromabnehmer hätte bei der Finanzierung des Projektes geholfen. Jedoch war Bräunlingen nur bereit, an Mundelfingen Strom zu liefern, wenn es gleichzeitig das Recht bekäme, das Wasser von der Gauchach für die Stromgewinnung in den Brändbach zu leiten.

Die Umleitung der Gauchach in den Brändbach hätte damit die europäische Wasserscheide verschoben. Dies wäre vermutlich noch zu verkraften gewesen. Aber das Abgraben des Triebwassers konnten die Inhaber der Wasserrechte der unterhalb gelegenen Eulen-, Gips- und Guggenmühle nicht akzeptieren. Bald erkannte man in Mundelfingen, dass der Strombezug aus Bräunlingen auch keine Lösung darstellte.

Anschluss an das Kraftwerk Laufenburg

Als letzte Möglichkeit zum Bezug von ausreichend Strom verblieb nur der Anschluss an das am Oberrhein gelegene Kraftwerk Laufenburg. Als Vorbild diente der Anschluss des Fürstlich Fürstenbergischen Elektrizitätswerks in Donaueschingen an Laufenburg im Jahr 1919. Auch das F.F. Elektrizitätswerk kam mit der Stromerzeugung durch das Wutach-Kraftwerk Stallegg mit 150 kW und einer zusätzlichen Dampfmaschine mit 180 kW Leistung an seine Leistungsgrenze. Durch die Lieferung von weiteren 150 kW Leistung durch Laufenburg sollten die Stromengpässe in Donaueschingen behoben werden.[44]

Die Gemeinde Mundelfingen beschritt im Jahr 1922 den gleichen Weg. Allerdings war ein direkter Anschluss an das Kraftwerk Laufenburg zunächst nicht statthaft. Mundelfingen lag im Gebiet des Strombezugsverbandes Waldshut-Bonndorf-St. Blasien und wäre daher verpflichtet gewesen, den Strom innerhalb des Verbandes abzunehmen. Mit der Hilfe des Bezirksamtes Donaueschingen konnte sich Mundelfingen jedoch aus dem Strombezugsverband lösen und den Strom direkt aus Laufenburg beziehen.[45]

Nachdem dieses Problem behoben war, wurden die anstehenden technischen Fragen des Ortsnetz-Anschlusses an die „Gesellschaft zur Überwachung von Dampfkesseln e.V." weitergeleitet. Diese erstellte ein Gutachten zu den technischen Erfordernissen für einen geplanten Anschluss des gemeindeeigenen Gleichstromnetzes an das 10.000-Volt-Drehstromnetz des Kraftwerks Laufenburg. Hierbei musste entschieden werden, ob die Gemeinde die Gelegenheit

einer Umstellung des Gleichstromnetzes auf das modernere Drehstrom-Wechselstromnetz nutzen solle. Die Gutachter rieten aber wegen der hohen Kosten ab. Der Anschluss sollte über einen Transformator und einen Gleichrichter erfolgen. Die Kosten würden 4,4 Millionen Mark betragen.

Die Dampfmaschine mit 20 kW Leistung sei angesichts der betriebenen 2.000 Glühlampen und 90 Motoren mit zusammen 225 kW vollständig überlastet. Die Wasserkraftanlage in der Gauchach war zu dieser Zeit völlig defekt.[46]

Das Kraftwerk Laufenburg und die Gemeinde Mundelfingen wurden sich jetzt schnell handelseinig. Bereits am 17. Oktober 1922 übersandte das Kraftwerk den Stromliefervertrag an den neu gewählten Bürgermeister Schütz mit der Bitte um Genehmigung durch den Gemeinderat.[47] Das Bezirksamt Donaueschingen stimmte zu, wollte jedoch ein ähnliches Debakel wie beim Kauf der Achdorfer Mühle vermeiden und mahnte den Bürgermeister und den Gemeinderat an, die Zustimmung des Bürgerausschusses vorab einzuholen.

Auch das Kraftwerk Laufenburg war bemüht, alle rechtlichen Probleme vorab zu lösen. So wurde für das Setzen der Strommasten die Einwilligung der jeweiligen Grundstückseigentümer benötigt, und das Kraftwerk Laufenburg hielt Bürgermeister Schütz an, die betroffenen 46 Personen einzuladen. Aus Erfahrung wies Laufenburg ausdrücklich darauf hin, dass „diese Einladung nicht nur für den Grundeigentümer, sondern auch für seine Ehefrau gelte, soweit dieselbe Miteigentümerin ist."[48]

Bei der Bürgerausschuss-Sitzung am 10. November 1922 stimmten alle 32 anwesenden Personen für den Anschluss an das Kraftwerk Laufenburg.[49]

Die Umsetzung des Beschlusses muss zeitnah erfolgt sein. Bereits am 7. Dezember 1922 entschuldigt sich das Kraftwerk Laufenburg über die fälschliche Erstellung der Rechnung in der Höhe von 5 Millionen Mark statt der korrekten 2 Millionen Mark. Bei der Rechnungsstellung war übersehen worden, dass die Gemeinde Mundelfingen die Holzmasten selbst stellte.[50]

Die geforderten Beträge in Millionenhöhe zeigen aber bereits im Dezember 1922 die dramatischen Folgen der Inflation. Zwei Wochen später fordert das Kraftwerk Laufenburg eine Anzahlung von nun nicht mehr 2 Millionen Mark, sondern von 3 Millionen Mark.

> *Es sind nämlich die Preise seit unserem letzten Schreiben vom 7. d. Mts. wieder ganz wesentlich gestiegen. Zu den erhöhten Materialpreisen kommt nunmehr noch die Montage. Wir können Ihnen deshalb schon heute mitteilen, dass der ganze Bau auf 3 bis 4.000.000,– Mark zu stehen kommt. Wir erwarten aus diesem Grund deshalb sofort die geforderten M. 3.000.000,– ansonsten wir die Inbetriebsetzung aufschieben müssen.*[51]

Bereits zwei Tage später fordert das Kraftwerk Laufenburg umgehend nochmals eine Anzahlung von 1.000.000 Mark.[52]

Anscheinend gelang es der Gemeinde Mundelfingen, das Geld aufzubringen. Das Bezirksamt Donaueschingen erlaubte am 25. Januar 1923 dem Kraft-

Röhrengleichrichter aus dem Kraftwerk Bräunlingen. Foto: Harald Ketterer

werk den Anschluss an das Ortsnetz in Mundelfingen. Somit hatte das Dorf endlich eine zuverlässige Stromversorgung. Bereits im April 1923 bot die Gemeinde dem Maschinenhändler Franz J. Hermann aus Singen die nun nicht länger benötigte Dampfmaschine zum Kauf an.[53] Die Ära der eigenen Stromerzeugung in Mundelfingen war beendet.

Die Stromversorgung in der Kriegs- und Nachkriegszeit

In den 20er- und 30er-Jahren nahm der Stromverbrauch stetig zu. Die Energieversorgungsunternehmen und der Staat förderten die private Stromabnahme. Große Kraftwerke sollten billigen Strom erzeugen und an die Bevölkerung weiterleiten. In einem Schreiben vom 12. Oktober 1938 an die Gemeinden wurde auf die gewünschte erhöhte Stromabnahme der Bevölkerung hingewiesen:

> *Gleichzeitig muss auch eine größere Werbetätigkeit für einen erhöhten Stromverbrauch wie bisher entfaltet werden, so für gesteigerte Anwendung von elektrischen Geräten und Herden, für Verbesserung der Beleuchtung, stärkere Verwendung der motorischen Kraft u. ä. geworben werden. Es liegt im eigenen gemeindlichen Interesse, diese Grundsätze zu beachten.*
> *Heil Hitler, Der Gauamtsleiter, In Vertretung gez. Kaufmann* [54]

Nach Ausbruch des Krieges am 1. September 1939 änderte sich die Lage schlagartig, und das Stromsparen trat an erste Stelle. Der Generalbevollmächtigte in Berlin schrieb an die Landesregierungen:

> *Die allgemeine Lage in der Kohlenwirtschaft sowie insbesondere der Kohlenversorgungsunternehmen zwingen zu äusserster Einschränkung des Kohle-, Energie- und Lichtverbrauchs.* [55]

In Mundelfingen zeigten sich verstärkt die Nachteile des Gleichstromnetzes. Allein das Umwandeln des Wechselstromes in Gleichstrom mit Hilfe der aufwändigen und störanfälligen Vakuumröhrengleichrichter benötigte 20% der elektrischen Leistung. Diese Verlustleistung musste bezahlt werden. Dennoch war während der Kriegsjahre die Stromversorgung zum großen Teil sichergestellt. Dies war sicherlich dem Umstand geschuldet, dass das schweizerisch-deutsche

Kraftwerk Laufenburg im Krieg nicht zerstört wurde. Bezüglich der Bezahlung des Stromes schrieb das Kraftwerk Laufenburg am 15. August 1945 an die deutschen Stromabnehmer in den französisch besetzten Gebieten:

> *Der schweizerisch-deutsche Verrechnungsverkehr, nach dessen Richtlinien wir bisher die gemäss den Stromlieferungsverträgen geschuldete Stromgelder in der Schweiz in Schweizer-Franken empfingen, ist nach dem 31. Dezember 1944 nicht mehr verlängert worden. Hieraus folgert, dass seit dem 1. Januar 1945 unsere deutschen Stromabnehmer mit Energie beliefert werden, ohne dass auch das Stromgeld bei uns einginge [...] Sie werden verstehen, dass auf die Dauer der fehlende Eingang der Zahlungsmittel nicht tragbar ist. [...] Mit einer Zahlung in Reichsmark ist uns nicht gedient. Somit bitten wir Sie, bis auf weiteres jegliche Zahlung zu unterlassen, es sei denn, sie bringen uns den Eingang in Schweizer-Franken. [...] Wir werden mit der alliierten Militärregierung bezüglich der Regelung dieser Zahlungsfrage verhandeln und Ihnen zur gegebenen Zeit das Ergebnis mitteilen.*[56]

In der Nachkriegszeit herrschte jahrelang Strommangel. Als oberste Verwaltungsbehörde kontrollierte die französische Militärregierung den Strombezug. Sie verlangte von jeder Gemeinde einen monatlichen Bericht über Personen, die zu viel Strom bezogen hatten, und deren Bestrafung. Um den Stromverbrauch in Spitzenzeiten zu regulieren, wurde noch im Juli 1947 angeordnet, „dass elektromotorisch angetriebene Dreschanlagen in der Zeit von 10.30 bis 12.30 Uhr nicht betrieben werden dürfen." [57]

Auch Glühlampen waren Mangelware. Am 2. November 1946 konnte der Landrat des Kreises Donaueschingen den Gemeinden berichten:

> *Betr. Elektrische Glühlampen. Die erste Lieferung ist erfolgt, weitere sind hoffentlich laufend zu erwarten. Selbstverständlich können nicht alle Orte auf einmal an die Reihe kommen, und ich bitte um etwas Geduld. Empfangsberechtigt und durch Sie zu beliefern sind: Opfer des Nationalsozialismus, Familien von mindestens 5 Köpfen, Fliegergeschädigte, Abgebrannte usw.* [58]

Umstellung von Gleichstrom auf Wechselstrom

Bereits im Jahr 1939 plante der Donaueschinger Sachverständige für Niederspannungsanlagen, Ingenieur Franz Wegener, die Umstellung des Ortsnetzes Mundelfingen von Gleich- auf Wechselstrom. Kriegsbedingt verschob sich die Maßnahme allerdings. Erst im Jahr 1952 wurde das Projekt neu aufgegriffen. Hierzu wurden die führenden Elektrokonzerne, Brown, Boveri & Cie A.G. in Mannheim und die AEG in Freiburg, mit der Bitte um ein Angebot angeschrieben. Beide Firmen zeigten auch ihr Interesse.

Der Gemeinderat übertrug jedoch dem örtlichen Elektromeister Konstantin Gail die Ausführung und beauftragte Ingenieur Franz Wegener mit der Bauleitung.[59] Dieser stellte der Gemeinde Mundelfingen am 27. Oktober 1952 eine Rechnung über 1.700 DM für die Projektierung des Umbaus des bestehenden Ortsnetzes von 220 Volt Gleichstrom auf 220/380 Volt Drehstrom aus. Im Februar 1953 erhielt die Firma Gail den offiziellen Auftrag:

> *Die Gemeinde Mundelfingen überträgt dem F. Konstantin Gail, Elektromeister, Mundelfingen sämtliche Montagearbeiten, welche durch den Umbau des Ortsnetzes der Gemeinde von Gleichstrom in Drehstrom erforderlich werden. Es gehören hierzu: Der Abbau der alten Gleichstromleitungen und die ordentliche Versorgung des hierbei sich ergebenden Altmaterials. Da die alte Gleichstromleitung in Betrieb bleiben muss bis dass alle Anschlüsse von der neuen Drehstromleitung übernommen sind, müssen diese Stromleitungen um Platz zu machen an den Masten niedriger gelegt werden. Die Firma übernimmt auch alle erforderlichen Erdarbeiten, wie Herstellung von Mast- und Ankerlöchern und wieder zuwerfen der Löcher. Stellen und Transport der Masten, Armierung der Masten, Änderung der Hausanschlüsse, Einbau von Blitzschutz, alle notwendigen Verankerungen [...]*

In der Summe erhält die Firma Gail den Betrag von 10.000 DM.[60]

Konstantin Gail (Mitte) bei einer Elektrifizierung im Jahr 1914. Foto: Familie Gail.

Die Umstellung von Gleichstrom auf Wechselstrom erfolgte in mehreren Etappen. Abgesehen von kleineren Terminverzögerungen konnte sie bis zum 1. April 1955 abgeschlossen werden. Die Gesamtkosten betrugen 76.677 DM und lagen im Rahmen der ursprünglich von Wegener geschätzten 70.000 DM.[61]

Die mutige Entscheidung der Gemeinde Mundelfingen, im Jahr 1906 ein eigenes Gleichstromnetz zu errichten, erwies sich im Nachhinein als Fehlentscheidung, die erst 50 Jahre später revidiert werden konnte. Die Gründe sprachen damals allerdings für die gewählte dezentrale Lösung. Der Anschluss von Mundelfingen an ein zentrales Großkraftwerk war nicht absehbar.

Auch heute, im Zeitalter des Ausstiegs aus Kernkraft und Kohle, ist die Frage nach zentraler oder dezentraler Stromerzeugung umstritten, sie ist wieder so offen wie vor 100 Jahren.

Autor

Harald Ketterer

Dipl.-Ing. (FH),
geboren 1962 in Löffingen.
Studium: Fach Maschinenbau an der Fachhochschule Konstanz.
Seit 2008 im Vorstand des Baarvereins.

Harald Ketterer
Oberburg 2
79843 Löffingen
harald.ketterer@t-online.de

Anmerkungen

1 Dienstanweisung für den Brunnenmeister, Oktober 1890, Archiv des Landratsamtes Schwarzwald-Baar-Kreis (Amt für Wasser- und Bodenschutz – AWB).

2 C. Maier/K. Kress/E. Ketterer/Regierungspräsidium Freiburg und Schwarzwaldverein (Hg.): Die Wutach, Thorbecke Verlag, Ostfildern 2014, S. 339.

3 Schreiben der Oberdirektion des Wasser- und Straßenbaus an die Gemeinde Mundelfingen, 28.06.1901, AWB.

4 Schreiben von Ingenieur Schmitt an die Gemeinde Mundelfingen vom 21.05.1906, Mundelfinger Gemeindearchiv (MGA), Fasz. 76.

5 Schreiben der AEG an die Gemeinde Mundelfingen vom 15.10.1906, MGA, Fasz. 64.

6 Ortsnetzkarte von Mundelfingen, 1906, MGA, Fasz. 63.

7 Angebot der Felten & Guilleaume Lahmeyerwerke, Frankfurt, MGA, Fasz. 65.

8 Angebot der Firma Fein, Stuttgart, MGA, Fasz. 71.

9 Angebot der Firma Siemens-Schuckert, MGA, Fasz. 68.

10 Angebot der AEG, Niederlassung Straßburg, MGA, Fasz. 68.

11 Ingenieur Schmitt vom 21.09.1906, MGA, Fasz.76.

12 Entwurf der Firma Mall, MGA, Fasz. 78.

13 Ingenieur Schmitt an das Bezirksamt vom 26.11.1906, MGA, Fasz. 76.

14 Ingenieur Schmitt an die Firma Mall vom 26.11.1906, MGA, Fasz. 76.

15 Vertrag zwischen der Gemeinde Mundelfingen und der AEG vom 12.12.1906, MGA, Fasz. 64.

16 Ingenieur Schmitt vom 19.10.1907, MGA, Fasz. 79.

17 Ingenieur Schmitt vom 03.01.1908, MGA, Fasz. 76.

18 Detaillierte Aufstellung der Anschlusskosten, MGA, Fasz. 75.

19 Ingenieur Schmitt vom 19.02.1907, MGA, Fasz. 76.

20 Schlussrechnung der AEG vom 11.04.1907, MGA, Fasz. 79.

21 Für die AEG war die Anlage so wichtig, dass sie die Errichtung der Stromversorgung in Mundelfingen, neben Anlagen in Buenos Aires und Oberhausen, in der AEG-Zeitung im Jahr 1906 aufführte.

22 Schreiben der Firma Benckiser an die Gemeinde Mundelfingen vom 25.09.1911, AWB.

23 Schreiben an Bausekretär Obergfäll vom 03.05.1916, AWB.

24 Offerte der Wutachmühle an die Gemeinde Mundelfingen vom 09.10.1920, MGA, Fasz. 84.

25 Angebot der Firma Josef & Jakob Gleichauf, Donaueschingen an die Gemeinde Mundelfingen vom 25.07.1921, MGA, Fasz. 84.

26 Ortschronik Ewattingen, druckbild GmbH, Titisee-Neustadt, 1996, S. 182.

27 Bernward Janzing: Baden unter Strom, Dold-Verlag, Vöhrenbach 2002, S. 130.

28 Ausschreibung des Badischen Vereins zur Überwachung von Dampfkesseln, MGA, Fasz. 83.

29 Schreiben des Badischen Vereins zur Überwachung von Dampfkesseln an die Gemeinde Mundelfingen vom 01.01.1921, MGA, Fasz. 83.

30 Gesuch zur Errichtung einer Wasserkraftanlage in der Wutachschlucht vom 08.05.1913. Generallandesarchiv Karlsruhe, GLA-425, Zugang 1991–49, Nr. 4048.

31 Schreiben des Bezirksamts Bonndorf an die Oberdirektion Karlsruhe vom 08.09.1914, GLA-425, Zugang 1991–49, Nr. 4048.

32 Ingenieur Flügel an die Gemeinde Mundelfingen vom 15.12.1920, MGA, Fasz. 85.

33 Vertrag zwischen der Gemeinde Mundelfingen und Ingenieur Flügel vom 27.02.1921, MGA, Fasz. 85.

34 Ingenieur Flügel an die Oberdirektion des Wasser- und Straßenbaues Karlsruhe vom 20.06.1921, MGA, Fasz. 85.

35 Ingenieur Flügel an die Gemeinde Mundelfingen vom 27.07.1921, MGA, Fasz. 85.

36 Robert Möllenberg: Die ökonomischen Folgen unterschiedlicher Marktmacht und vertikaler Integration, Thorbecke-Verlag, 2013, S. 146.

37 Wolfgang Zängl: Deutschlands Strom, Campus-Verlag, Frankfurt 1989, S. 81.

38 Bernward Janzing: Baden unter Strom (s. Anm. 27), S. 258.

39 Schreiben von Mundelfinger Bürgern an den Gemeinderat vom 20.08.1921, MGA, Fasz. 83.

40 Protokoll des Bürgerausschusses vom 01.09.1921, MGA, Fasz. 83.

41 Schreiben von Mundelfinger Bürgern an das Bezirksamt Donaueschingen vom 04.09.1921, MGA, Fasz. 83.

42 Erschwerend kam hinzu, dass das Innenministerium die in Aussicht gestellte Genehmigung mit einer 25-jährigen Beschränkung versah. Es gab Pläne, das Wasser der Wutach bei Stallegg abzuzweigen, um dieses den Schluchsee-Werken zuzuleiten.

43 Bernward Janzing: Baden unter Strom (s. Anm. 27), S. 194.

44 Eduard Johne: Sechzig Jahre Fürstlich Fürstenbergisches Elektrizitätswerk, F. Vorwerk-Verlag, Stuttgart 1955, S. 23.

45 Amt Donaueschingen an den Strombezugsverband Waldshut-Bonndorf-St. Blasien vom 06.09.1922, MGA, Fasz. 83.

46 Gesellschaft zur Ueberwachung von Dampfkesseln e. V. an die Gemeinde Mundelfingen vom 26.09.1922. MGA, Fasz. 83.

47 Kraftwerk Laufenburg an die Gemeinde Mundelfingen vom 17.10.1922, MGA, Fasz. 83.

48 Kraftwerk Laufenburg an die Gemeinde Mundelfingen vom 11.11.1922, MGA, Fasz. 83.

49 Protokoll der Bürgerausschuss-Sitzung vom 10.11.1922, MGA, Fasz. 83.

50 Kraftwerk Laufenburg an die Gemeinde Mundelfingen vom 07.12.1922, MGA, Fasz. 83.

51 Kraftwerk Laufenburg an die Gemeinde Mundelfingen vom 20.12.1922, MGA, Fasz. 83.

52 Kraftwerk Laufenburg an die Gemeinde Mundelfingen vom 22.12.1922, MGA, Fasz. 83.

53 Firma Franz J. Hermann in Singen an das Bürgermeisteramt Mundelfingen vom 25.04.1923, MGA, Fasz. 53.

54 Gauamtsleiter Dr. Franz Kerber an die Gemeinden vom 12.10.1938, MGA, Fasz. 82.

55 Generalbevollmächtigter in Berlin an die Landesregierungen vom 16.09.1939, MGA, Fasz. 82.

56 Kraftwerk Laufenburg an die Stromabnehmer in Deutschland vom 15.08.1945, MGA, Sachakte 200.

57 Kraftwerk Laufenburg an die Gemeinden vom 11.07.1947, MGA, Sachakten 202.

58 Landrat des Kreises Donaueschingen an die Gemeinden vom 02.11.1946, MGA, Sachakte 200.

59 Gemeinde Mundelfingen an Ingenieur Franz Wegener vom 13.12.1952, MGA, Sachakte 199.

60 Gemeinde Mundelfingen an die Firma Konstantin Gail vom 13.02.1953, MGA, Sachakte 199.

61 Ingenieur Franz Wegener an die Gemeinde Mundelfingen vom 11.07.1955, MGA Sachakte 199.

Schriften des Vereins für Geschichte
und Naturgeschichte der Baar

Band 63 · Seite 119 – 128
März 2020

Die Randenbahn – geplant, aber nie gebaut[1]

von Dietrich Reimer

Obwohl die beiden englischen Ingenieure Stephenson und Swinburne 1850 in einem Gutachten dargelegt hatten, dass die Alpen nicht „überschient" werden könnten, setzte auch in der Schweiz, wie im übrigen Europa, bald darauf ein regelrechter Boom im Eisenbahnbau ein. Durch den gewaltig angeschwollenen Handelsverkehr reichten die bisherigen schlechten Straßenverbindungen mit ihrer ungenügenden Kapazität nicht mehr aus. Inzwischen war die Schweiz ringsum regelrecht von ausländischen Bahnanschlüssen „eingeschlossen", die an den Grenzen nur auf den Anschluss an das Schweizer Eisenbahnnetz warteten. Weitblickende Ingenieure entwarfen nun sogar Pläne für Alpentunnel, um einen internationalen Eisenbahnverkehr vom italienischen Hafen Genua durch die Schweiz und Deutschland zum Rotterdamer Hafen zu ermöglichen. Noch bevor der Verlauf der europäischen Alpentransversale festgelegt war, wurde in Schaffhausen bereits die Herstellung einer grenzüberschreitenden Bahnverbindung nach Donaueschingen diskutiert.

Erste Vorstellung für eine Randenbahn

Um 1860 war der Verlauf eines Alpendurchstichs noch nicht gelöst, in Frage kamen Lukmanier oder Gotthard. In Schaffhausen erwartete man damals eine Streckenführung über den Lukmanier, wobei dann die Anbindung an Baden in Konstanz oder Singen erfolgen würde. 1863 eröffnete Baden die Hochrheinstrecke Basel – Konstanz, und Robert Gerwig hatte bereits 1859 zwischen Waldshut und Koblenz die erste Rheinbrücke erstellt, um jederzeit Anschlüsse für die erwartete Schweizer Linienführung, welcher Art auch immer, zu ermöglichen und das erwartete lukrative Transportgeschäft über Baden zu übernehmen. Auch die 1866–1873 durch Baden – und nur auf badischem Territorium – errichtete Schwarzwaldbahn versprach finanziellen Gewinn bei einer vom Gotthard kommenden Transitstrecke. All diese Planungen ließen Schaffhausen mit seiner aufstrebenden Industrie „links liegen", Stadt und Kanton drohten ins Abseits zu geraten. Der Anschluss an Donaueschingen und die Schwarzwaldbahn sollte diesen Nachteil ausgleichen.

Der Gotthard wird zur Alpentransversale

Am 7. August 1863 fiel die Entscheidung für den Gotthardtunnel auf der sogenannten „Gotthard-Lukmanier-Konferenz". Der am 13. Oktober 1869 in Bern geschlossene Vertrag mit dem Königreich Italien, der Schweizer Eidgenossenschaft, dem Norddeutschen Bund, dem Großherzogtum Baden und dem König-

Gerwigs Rheinbrücke bei Waldshut.

Landau
Karlsruhe
Pforzheim
Heilbronn
Hagenau
STUTTGART
Esslingen
Reutlingen
Freiburg
Schlettstadt
Waldshut
Tuttlingen
Donaueschingen
Villingen
Hohen B.
Rottweil
Tübingen
Rottenburg
Balingen
Ebingen
Sigmaringen
Ulm
Friedrichshafen
Konstanz
Meersburg
Überlingen
Radolfzell
Singen
Schaffhausen
Bregenz
Lindau
Rheinfelden
Basel
Frauenfeld
Winterb.
Bietigheim
Ludwigsburg
Esslingen
Göppingen
Aalen
Ellwangen
Crailsheim
Schwäbisch Hall
Künzelsau
Mergentheim
Tauberbischofsheim
Wertheim
Lauda
Bruchsal
Bretten
Durlach
Rastatt
Baden
Offenburg
Kehl
Lahr
Zell
Haslach
Hausach
Hornberg
Triberg
Kandel
Waldkirch
Emmendingen
Kenzingen
Endingen
Breisach
Neustadt
Titisee
Feldberg
Schluchsee
Todtnau
Belchen
Blauen
Schopfheim
Waldshut
Lörrach
Säckingen
Zurzach
Bülach
Winterthur
Schaffhausen
Singen
Radolfzell
Überlingen
Meersburg
Friedrichshafen
Bregenz
Lindau
Ravensburg
Biberach
Ehingen
Ulm
Heidenheim
Aalen
Crailsheim
Ellwangen

reich Württemberg wurde am 29. Oktober 1871 durch das neu entstandene Deutsche Reich in Berlin mit Unterschrift von Kaiser Wilhelm ratifiziert. Dieser Vertrag enthielt unter anderem in § 4 Absatz 3 die Bestimmung, dass „die kontrahierenden Parteien sich verpflichten, ihr Möglichstes zu tun, damit die zum Gotthardbahnnetz führenden Zufahrtslinien im Sinne einer Abkürzung korrigiert werden."[2] Weil Schaffhausen sich in seinen Befürchtungen bestätigt sah, verkehrsmäßig benachteiligt zu werden, berief man sich auf diesen Paragrafen 4 und wünschte eine Trasse über Schaffhausen – Donaueschingen und weiter nach Rotterdam. Hierbei war Friedrich Peyer im Hof (Schaffhausen), Nationalratspräsident und späterer Nordostbahn-Vorstand, die treibende Kraft. Schon am 11. April 1869 wurde auf seine Initiative in Schaffhausen ein Komitee zum Bau einer Randenbahn gegründet, welches auch Konzessions-Gesuche an den Bundesrat in Bern und an die großherzogliche Verwaltung in Karlsruhe richtete. Allerdings kamen noch keine positiven Antworten. Das Großherzoglich Badische Handelsministerium Karlsruhe antwortete am 21. Dezember 1869 mit einem negativen Bescheid.[3] Und als Peyer im Hof zur Nordostbahn wechselte, verstummten die Stimmen für eine Randenbahn für bald 30 Jahre.

Initiativkomitee Randenbahn

Inzwischen lief der internationale Verkehr von Italien durch den 1882 eröffneten Gotthardtunnel über Basel und die oberrheinische badische Strecke nach Norden, fernab von Schaffhausen.

Seine Anbindung an ein internationales Schienennetz wurde gegen Ende des Jahrhunderts immer drängender und für die Wirtschaft überlebenswichtig. Erneut wurde in Schaffhausen ein Initiativkomitee gegründet. Man berief sich auf den Gotthard-Vertrag mit § 4 Absatz 3 und forderte in einer Petition an den Bundesrat Bern die Erfüllung der Zusagen des Vertrages.[4]

Die Aktivitäten „überschlugen" sich kurz nach 1900 förmlich. Am 15. April 1902 referierte Oberst Ziegler vor dem Verkehrsverein Schaffhausen über die Dringlichkeit einer Randenbahn und schlug die Ausarbeitung einer dazu erforderlichen Projektstudie vor. Stadt-Ingenieur Max Stocker (Schaffhausen) stellte in kürzester Zeit einen sehr ausführlichen Bericht mit allen erforderlichen Plänen und Berechnungen zusammen. 1904 beschloss der Stadtrat Schaffhausen, selbst aktiv zu werden, und schon am 4. Juni 1904 forderte er die Regierung des Kantons Schaffhausen zum aktiven Handeln auf. Die Regierung wiederum ernannte in kürzester Frist ein Initiativkomitee, welches bereits am 27. Februar 1905 zusammentrat.[5]

Gleichzeitig setzte sich auch das Initiativkomitee mit dem Gemeinderat in Donaueschingen in Verbindung. Im damaligen Bürgermeister Hermann Fischer fand das Komitee einen überzeugten Befürworter des Randenbahn-Projekts.

Um im laufenden politischen Geschäft erfolgreich etwas bewirken zu können, bedurfte es schon immer einflussreicher Persönlichkeiten. Einen sehr kompetenten Fürsprecher für das Randenbahn-Projekt bekam das Planungskomitee

Bürgermeister Hermann Fischer, Gemälde von Erwin Heinrich, 1911. Stadtarchiv Donaueschingen.

mit Dr. Carl Spahn, dem Stadtpräsidenten von Schaffhausen und Nationalrat in Bern. In wiederholten Vorträgen, Eingaben und Publikationen auch mit Unterstützung der Handelskammer Zürich seit 1903 bis zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs begründete er sehr ausführlich und geschickt die Pläne für die Verbindungsstrecke Schaffhausen – Donaueschingen nicht nur der interessierten Öffentlichkeit gegenüber, sondern auch gegenüber dem Vorstand der inzwischen staatlichen Schweizer Eisenbahn sowie staatlichen Institutionen der Schweiz und Deutschlands.

Da Ingenieur Max Stocker ausgezeichnete Projekt-Vorarbeit geleistet hatte, wurde am 17. März 1906 bereits ein Konzessionsgesuch zum Bau einer „Randenbahn“ an den Bundesrat in Bern abgeschickt unter ausdrücklichem Hinweis auf jenen § 4 Absatz 3 im Gotthard-Vertrag. Bern entsprach dem Konzessionsgesuch positiv am 1. Mai 1907 „betreffend einer Eisenbahn bis zur Landesgrenze bei Ober-Bargen“.[6] Nachdem bis 1910 aber keine konkreten Baumaßnahmen erfolgt waren, wurde die Konzession bis zum 1. Juni 1913 verlängert.

Fast gleichzeitig mit dem Antrag beim Schweizer Bundesrat wurde am 20. Juni 1906 eine Petition „wegen Erbauung einer Randenbahn“ an die Erste Kammer des Badischen Landtages eingereicht. Baden zeigte jedoch kein Interesse an dem Projekt.

In Schaffhausen hatte derweil Ingenieur Robert Bernhardt eine neue und detaillierte Studie zum Bahnbau vorgelegt. Diese enthielt mehrere Trassenvarianten zwischen Schaffhausen und Donaueschingen. Er führte nicht nur die genauen Kosten (Bau, Unterhalt, Material) auf, sondern ermittelte das Steueraufkommen aller an der geplanten Strecke liegenden Ortschaften und nannte für jede Gemeinde alle Handwerksbetriebe und erwähnenswerte Unternehmungen. Damit wollte er natürlich auf den lohnenswerten Güteraustausch und lukrativen Verdienst auch an diesem Bahnabschnitt für die Eisenbahnunternehmung hinweisen.

Vermutlich um Druck auf Baden auszuüben, entwarf Robert Bernhardt bereits 1908 Fahrpläne für einen regulären Bahnbetrieb zwischen Schaffhausen und Donaueschingen. Dabei nahm er auch an, dass hier Schnellzüge (zum Beispiel Mailand – Berlin) verkehren würden. Das heißt, er sah die Lokalverbindung Schaffhausen – Donaueschingen als Teil eines internationalen Streckensystems an.

Zusätzlich wurde der Präsident der Gotthardbahndirektion, Dr. Hermann Dietler, für die Interessen des Randenbahn-Komitees gewonnen. Er überarbeitete die Bernhardtschen Pläne und schlug 1912 eine weitere Variante vor und verlängerte die Strecke über Donaueschingen hinaus bis Schwenningen. Damit wollte er das Projekt so schmackhaft machen, dass künftig der internationale Zugverkehr von Berlin auch über württembergisches Gebiet dem Randen und weiter zum Gotthard zugeführt würde.

Trassenführungen der Randenbahn

Insgesamt gab es fünf verschiedene vorgeschlagene und fertig kalkulierte Pläne für eine Trasse Schaffhausen – Donaueschingen (und Schwenningen).

Die einzelnen Projekte erhielten die Bezeichnungen:

Projekt A1	Schaffhausen bis Donaueschingen
Projekt A2	Schaffhausen bis Donaueschingen
Projekt B	Schaffhausen bis Donaueschingen
Projekt C	Schaffhausen bis Donaueschingen
Projekt Dietler	Schaffhausen bis Schwenningen

Alle Projekte begannen beim deutsch-schweizerischen Gemeinschaftsbahnhof Schaffhausen und führten nordwärts ins Merishauser Tal. Ab Bargen waren Tunnelbauten vorgesehen. Jede Variante ging von einem normalspurigen (1435 mm) zweigleisigen Ausbau der gesamten Strecke aus.

Variante A1 erreichte die oberste Kehre der Strategischen Bahn bei Epfenhofen, führte auf deren Gleis bis hinter den Bahnhof Blumberg-Zollhaus, bog ins Hondinger Tal ein über Fürstenberg ins Donautal nach Donaueschingen. Weitere Varianten schlugen einen Tunnel zum Bahnhof Zollhaus vor, dann weiter ins Hondinger Tal und durch einen Fürstenberg-Tunnel nach Donaueschingen. Und die Variante Dietler wollte den Tunnel kreuzungsfrei mit der Strategischen Bahn unter dem Zollhausried ins Hondinger Tal, durch einen langen Fürstenberg-Tunnel über Donaueschingen hinaus bis Schwenningen führen.

Dass die veranschlagten Baukosten bei dieser Variationsbreite stark voneinander abwichen, liegt nahe. Die Variante Dietler hatte allerdings den Vorteil, Schwenningen über Donaueschingen direkt mit Schaffhausen als Transitstrecke zu verbinden. Die Variante A1 dagegen wäre dem lokalen Verkehr entgegengekommen, weil einzelne Ortschaften an den Schienenverkehr angebunden worden wären. Der entscheidende Nachteil dieser Variante lag allerdings in der Mitbenutzung der Gleise der Strategischen Bahn, wobei militärische Belange Vorrang gehabt hätten. Das wäre für einen internationalen Verkehr nicht zumutbar gewesen.

Obwohl diese Pläne veröffentlicht wurden,[7] blieben sie nur Wunschdenken. Einzig ein risikofreudiger Unternehmer, Maurermeister Heinrich Zott, Neuhausen, witterte das große Geschäft und baute auf eigene Kosten in Schaffhausen im oberen Mühletal beim „Schweizersbild“ eine Bahnhofs- und Hotelanlage

Bahnhof und Hotel, Mühlental, „Logierhaus“, um 1908. *Schaffhauser Magazin*, 3/91, S. 33.

Randenbahnfahrplan 1908. Robert Bernhardt, Archiv Reimer.

modernster Bauart. Er erhoffte sich von haltenden Fernzügen Hotelgäste, weil es in der damaligen Bahnhofsnähe keine entsprechenden Angebote gab. Heute steht dieser ganze Komplex noch, inzwischen restauriert, und dient nach wiederholtem Nutzungswechsel als Wohngebäude, äußerlich unverändert.

Baden blockiert alle Pläne

Aufgrund von Dietlers sehr ausführlicher Beschreibung empfing der badische Finanzminister Reinbold das Komitee am 27. Mai 1913 zu einer ausführlichen Besprechung in Karlsruhe. Vortragender Sprecher war Dr. Spahn neben den anwesenden Dr. Dietler und Dr. Billeter, dem Stadtpräsidenten von Zürich. Trotz aller begründeter sachlich vorgetragener Argumente widersprach Reinbold, bezweifelte die vorgetragenen Argumente und lehnte eine Bauzusage ab.

Dem Komitee war derweil auch das in seinen Augen stärkste Argument aus der Hand genommen: jener § 4 Absatz 3 des Gotthardvertrags. Denn inzwischen hatten sich die Schweizerischen Bundesbahnen (SBB) den Tatsachen gebeugt und

Randenbahnprojekt Schaffhausen – Donaueschingen – Schwenningen.

den ursprünglichen Paragrafen 4 fallen lassen, weil der Verkehr vom Gotthard bereits seit Jahren problemlos über Basel und die Oberrheintalstrecke verlief. Der neue Gotthardbahn-Vertragstext § 4 vom 13. Oktober 1909 lautete jetzt: „Die hohen Vertrag schließenden Teile verpflichten sich im gemeinsamen Interesse, den Verkehr zwischen Deutschland und Italien tunlichst zu erleichtern und zu diesem Zwecke die Beförderung der Reisenden, Güter und Postsachen auf der Gott-

hardbahn so regelmäßig, so bequem und so billig wie möglich einzurichten."[8] Damit hatte das Komitee den wesentlichsten Rechtfertigungsgrund verloren, nämlich den Anspruch einer Linienführung über Schaffhausen.

Kurze Zeit später brach der Krieg aus, und die Randenbahnfrage wurde zunächst zu den Akten gelegt. Badens Beweggründe für eine fortgesetzte Projektablehnung kamen erst nach dem Kriege zur Sprache. Übrigens waren durch die Vorstudien zum Randenbahnbau erhebliche Kosten angefallen. Allein das Gutachten für den Präsidenten der Gotthardbahndirektion, Dr. Hermann Dietler, betrug 7.500 Franken, welche die Kantonsregierung zähneknirschend übernahm.

Bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges hat Baden jeden Vorschlag zum Bau einer Randenbahn abgelehnt. Aus badischer Sicht gab es verschiedene Gründe:

- Die Variante A1 benötigte eine Mitbenutzung der Umgehungsbahn auf dem Abschnitt Epfenhofen – Blumberg-Zollhaus. Deshalb erfolgte aus militärischen Überlegungen die Ablehnung.
- Eine Untertunnelung durchs Zollhausried zur Vermeidung einer Kreuzung mit der Strategischen Bahn wurde als äußerst kritisch (Sumpf, Hochmoor, Wassereinbruch) gesehen.
- Die gesamte Strecke Schaffhausen – Donaueschingen würde finanziell die erwarteten Einnahmen übersteigen (besonders der Bau eines Randentunnels). Ein Ausweichen über Singen auf die bestehende Schwarzwaldbahn sei deshalb zumutbar (allerdings aus Schaffhauser Sicht teurer).
- Eine Randenbahn würde der bereits befahrenen Linie Basel – Offenburg sowie der Strecke im Elsass zur Konkurrenz werden.
- Die Oberrheinstrecke ist im Verhältnis zur Randen-Schwarzwaldbahn etwa 30 Kilometer länger. Somit würden für Baden erhebliche Mindereinnahmen (Achsen-Kilometer-Geld) entstehen.
- Eine tatsächlich positive Verzinsung des aufgewendeten Baukapitals wurde vom badischen Finanzministerium bezweifelt.[9]

Kein Geld für eine Randenbahn

Nach dem Ende des Ersten Weltkriegs gab es aus Schaffhausen einen erneuten Versuch, das Randenprojekt wieder aufleben zu lassen. Inzwischen waren in Deutschland alle Länderbahnen zur Deutschen Reichsbahn-Gesellschaft überführt worden. Für Verhandlungen war jetzt nicht mehr Baden, sondern Berlin zuständig. Deutschland hatte den Krieg verloren und hatte kein Geld übrig. Der Versailler Vertrag verlangte von Deutschland hohe Schadensersatzzahlungen. In dieser Situation kam eine Schaffhauser Delegation zu Gesprächen nach Berlin. Der neue Reichsverkehrsminister General von Gröner empfing die Abordnung im November 1921 freundlich. Er stand einem neuen Randenbahnprojekt jetzt nicht ablehnend gegenüber. Aber die nötigen Finanzmittel konnte er bedauernd nicht zusagen. Doch allein konnte und wollte Schaffhausen das Projekt nicht bewältigen. Daher wurde es von dort aus vorerst nicht weiter verfolgt.

Streckenprofil Schaffhausen – Donaueschingen – Schwenningen. Dietler, Luzern 1912, Archiv Reimer.

Nach einer längeren Pause wurden ab 1938 wieder Planungen zumindest für eine Teilstrecke angestellt. Im Zuge der Autarkiebestrebungen des Deutschen Reiches und für Rüstungszwecke wurde im Raum Blumberg großtechnisch Eisenerz, sogenanntes Bohnerz mit geringprozentigem Erzanteil, sowohl bergmännisch als auch im Tagebau gewonnen. Der aufwändige Abtransport erfolgte weiträumig per Bahn, zunächst ab Zollhaus auf den Gleisen der ehemaligen Umgehungsbahn bis nach Immendingen und von dort über die Schwarzwaldbahn ins Saarland zu den dortigen Röchling-Werken zur Verhüttung. Um Kosten und Umwege zu sparen, sollte in Neudingen/Donau (an der Schwarzwaldbahn) ein modernes Vorschmelzwerk errichtet werden. Dazu sollte auf der Trasse der einst geplanten Randenbahn von Zollhaus über Hondingen und Fürstenberg nach Neudingen mit Anschluss an die Schwarzwaldbahn doch noch eine Bahnverbindung für den Eisenerz-Transport errichtet werden. Kriegsbedingt wurden nach der Eroberung der wertvollen Minette-Erzgruben in Lothringen 1941 alle Arbeiten eingestellt, bereits erstellte Eisenbahnanlagen wieder demontiert.[10]

Eine in den 1970er Jahren inoffiziell verbreitete Behauptung, die SBB zeige neues Interesse an einer Realisierung des alten Randenbahnprojekts, um den Transitverkehr über Singen abzukürzen, war sicherlich spekulativ. Möglicherweise hing sie mit den damals laufenden Elektrifizierungsarbeiten an der Schwarzwaldbahn zusammen. Eine Chance auf Verwirklichung bestand zu keinem Zeitpunkt. Dafür wäre die Randenbahn viel zu aufwändig und teuer gewesen – trotz Gotthardvertrag mit oder ohne den Paragrafen 4.

Autor

Dietrich Reimer
Kiefernweg 34
78176 Blumberg
monika.bill.reimer@t-online.de

Anmerkungen

1 Diese Arbeit basiert auf meinem im Rahmen der 1200-Jahrfeier am 9. November 2018 in Hondingen gehaltenen Vortrag über die Randenbahn mit dem Titel „Sonderzug nach Hondingen“.

2 Zit. n. Robert Bernhardt: Das Eisenbahnprojekt Donaueschingen – Schaffhausen, Bern 1908, S. 7.

3 Vgl. ebd. auf S. 5 die Stellungnahme des Großherzogl. Bad. Handelsministeriums zum Gesuch vom 03.12.1869, das vollständiges Gesuch S. 97 ff.

4 Vgl. ebd., S. 101–103 (17. März 1906).

5 Vgl. ebd., S. 5.

6 Antwort Bundesbeschluss vom 1. Mai 1907, Konzession bis zur Landesgrenze bis Ober-Bargen (Randenbahn), zit. n. ebd., S. 105–109.

7 Vgl. ebd., S. 212 f. (Tabelle 1, Anhang, Beilage).

8 Zit. n. Hans-Wolfgang Scharf: Die Eisenbahn am Hochrhein, Bd. 3, Freiburg 1993, S. 96.

9 Vgl. Reichsernährungsministerium (Willikins) an RfR v. 25.01.1941, BAB R43 II/ 1338a, in: Wolf-Ingo Seidelmann: Eisen schaffen für das kämpfende Heer, Konstanz und München 2016, S. 304.

10 Vgl. Anordnung Baustopp Neudingen RWM (v. Hanneken) vom 14.03.1941 an DAG, RFR, Wagner u.a., LGRB 9 A/95, in: ebd., S. 306.

Weitere Literatur

Hermann Dietler: Die Randenbahn, Luzern 1912.

Albert Kuntzemüller: Die Badischen Eisenbahnen 1840–1940, Freiburg 1940.

Dietrich Reimer und Bernhard Prillwitz: Die Sauschwänzlebahn im südlichen Schwarzwald, Erfurt 2010.

Carl Spahn: Die Randenbahn, Zürich 1913.

A. Steinegger: Entstehungsgeschichte des Schaffhauserischen Eisenbahnnetzes, Schaffhausen 1934.

Max Stocker: Eisenbahnprojekt Schaffhausen – Donaueschingen, Schaffhausen 1905.

Schriften des Vereins für Geschichte
und Naturgeschichte der Baar

Band 63 · Seite 129 – 148
März 2020

Johann Baptist Krebs (1774–1851): Vom Taglöhnersohn aus Überauchen zum Opernstar und Logenmeister in Stuttgart

von Josef Vogt

Vermutlich haben kleine Landgemeinden ein Problem damit, einzelne Persönlichkeiten aus ihren Reihen durch Ehrungen herzuvorheben. Für Überauchen, heute ein Teilort der Gemeinde Brigachtal, trifft dies jedenfalls zu. Wie sonst ließe es sich erklären, dass man in ganz Überauchen vergeblich nach öffentlichen Zeichen sucht, die in irgendeiner Form auf den wohl größten Sohn aus diesem Ort hinweisen? Es könnte daran liegen, dass in kleinen Gemeinden ein Personenkult deshalb verpönt ist, weil man einfach zu eng miteinander verbunden ist und niemand für etwas „Besseres" gehalten wird. Überauchen hatte im 18. Jahrhundert, also zu Lebzeiten von Johann Baptist Krebs, gerade einmal 200 Einwohner, die sich auf weniger als 30 Familien verteilten. Herrschaftlich war es Villingen unterstellt, rein katholisch und agrarisch geprägt. Möglicherweise lag es auch daran, dass die Eltern nicht zu den wenigen privilegierten Grundbesitzern gehörten, sondern Taglöhner waren. Nicht auszuschließen ist, dass jener Johann Baptist Krebs einfach zu viele Besonderheiten hatte, die für seine Mitmenschen eher suspekt waren, sodass man darüber lieber schwieg, was zur Folge hatte, dass das Ausnahmetalent einfach in Vergessenheit geriet. Dies wurde wahrscheinlich noch dadurch begünstigt, dass dieser Sohn armer Leute aus Überauchen vom katholischen Vorderösterreich, wo er eigentlich als Pfarrer wirken sollte, in das protestantische Stuttgart gezogen war, um dort an der herzoglichen, später königlichen Oper zu singen. Noch schwerer sollte wiegen, dass er sich zur Freimaurerei hingezogen sah und über 30 noch heute gehandelte Bücher mit mystischen, auch okkulten und esoterischen Inhalten schrieb. Dieser Umstand war in kirchlichen Kreisen zur damaligen Zeit ein Tabu. Dies tat er zwar unter diversen Pseudonymen. Es dürfte jedoch der katholischen Geistlichkeit nicht völlig verborgen geblieben sein, dass sich hinter den Namen Kerning oder Gneiding jener Johann Baptist Krebs aus Überauchen verbarg.

Frühe Begabungen

Geboren wurde Johann Baptist Krebs am 12. April 1774 als zweites Kind des Taglöhnerehepaars Johann und Maria Viktoria Krebs. Neben einer älteren Schwester hatte er noch sechs weitere Geschwister.[1] Man kann sich vorstellen, dass die Eltern alle Mühe hatten, sich selbst, aber eben auch die Kinder satt zu bekommen. Dass zu jener Zeit die Eltern auch noch für den Schulbesuch zahlen

mussten, machte die Sache nicht einfacher. Einigermaßen begabte Kinder konnten die Eltern für das Leben in einem der zahlreichen Klöster bestimmen. So konnten vor allem die Töchter den ärmlichen Verhältnissen entrinnen. Für besonders begabte Buben gab es zusätzlich den Weg zur Ausbildung zum Geistlichen, denn die Eltern konnten von der Schulgeldpflicht befreit werden, wenn besonders talentierte Knaben schon früh ihrem Lehrer, der in der Regel der Ortspfarrer war, auffielen.[2] Dies muss bei dem jungen Johann Baptist der Fall gewesen sein. Ob die Eltern den jungen Johann Baptist drängen mussten, den Weg zur Priesterausbildung einzuschlagen, ist nicht bekannt. In verschieden Quellen wird berichtet, dass der gerade erst Sechsjährige „bei dem Schulmeister seines Orts die Choräle nothdürftig spielen lernen [...] musste."[3] Vermutlich waren es die bescheiden Verhältnisse des Elternhauses, die den jungen Johann Baptist antrieben, sein offensichtlich angelegtes Talent in der Musikalität mit ungeheurem Fleiß im Üben auf dem Klavier und der Orgel seiner Umwelt kundzutun.

Schulzeit in Villingen und Konstanz

Im Alter von 12 Jahren wurde Krebs auf das von den Benediktinern geleitete Gymnasium nach Villingen geschickt. Hier fand der wissenshungrige und fleißige Pennäler optimale Voraussetzungen vor. Unter den Mitschülern fand sich manch anregender Charakter, etwa der gleichaltrige Lukas Meyer, später Pfarrer und Historiker im Südschwarzwald, und der ebenfalls gleichaltrige Johann Georg Benedikt Kefer, später Professor der Kirchengeschichte in Freiburg und bedeutender Erforscher der Geschichte seiner Heimatstadt Villingen.[4] Zur Professorenschaft des Benediktinergymnasiums gehörten angesehene Gelehrte, wie der Philosoph und Orientalist Georg Maurer und der Patristiker Gottfried Lumper. Die „vortreffliche Bibliothek"[5] wuchs unter dem letzten Abt Anselm Schababerle allmählich auf rund 20.000 Bände an – ein Fundus für jeden wissenschaftlich Interessierten.

1790 wechselte Krebs von Villingen nach Konstanz an das Jesuitenkolleg. Hier wurden nach den klassischen Schulfächern der „studia inferiora", also Grammatik, Poesie und Rhetorik, schon ab 1604 die „studia superiora", nämlich Moraltheologie, ab 1648 Philosophie, ab 1661 Kontroverstheologie und ab 1722 Kirchenrecht als Studienfächer vermittelt, weshalb die Schule 1720 zu einem förmlichen Lyzeum erhoben wurde. Das Studium war unentgeltlich. In der Hochzeit besuchten über 400 Schüler das Gymnasium, von denen jedoch nur 100 adliger Herkunft waren. Dies war der kaiserlichen Regierung in Innsbruck allerdings ein Dorn im Auge. Sie rügte, dass zu viele arme und unadlige Kinder zu den Studien zugelassen würden und verfügte, dass Kinder von mittellosen Eltern vom Studium auszuschließen seien, es sei denn, sie verfügten über außerordentliche Talente.[6] Dies muss bei dem jungen Studenten Krebs der Fall gewesen sein – wie sonst hätte er an eine solche Eliteschule gehen können?

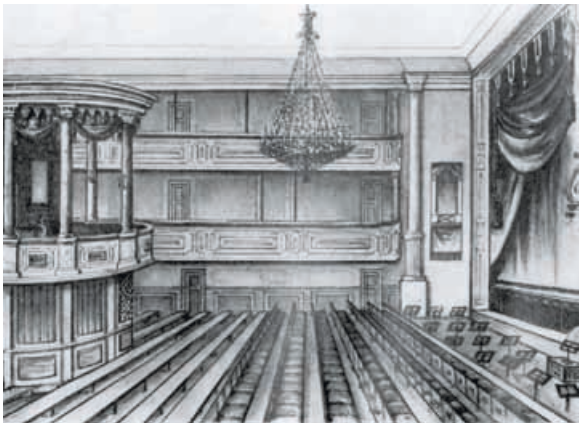
Donaueschingen, das künstlerische Eldorado des jungen Krebs

Das Musikleben am Hof in Donaueschingen übte auf den Werdegang des jungen Krebs einen entscheidenden Einfluss aus. Dort übte er sich neben seiner schulischen Ausbildung in Villingen und Konstanz im Rollenspiel am Hoftheater, und sein sängerisches Talent erhielt den später an der Stuttgarter Hofoper gefeierten Schliff. Wann der musikbegabte Knabe zum ersten Mal in die 10 km von Überauchen, also einen Fußmarsch von weniger als zwei Stunden entfernte Residenzstadt der Fürsten zu Fürstenberg kam, wissen wir nicht. Vermutlich aber weilte er schon in sehr jungen Jahren regelmäßig dort und nahm am aufstrebenden kulturellen Leben teil. Es war in erster Linie die Hof- und Kammermusik, die Fürst Joseph Wenzel bei seinem Regierungsantritt 1762 begründete und während seiner Regentschaft qualitativ durch die Anstellung professioneller Musiker auszubauen verstand, so dass sie sich auch überregional einen Namen machte. Die Folge war, dass die fürstenbergische Residenz eine beliebte Station für reisende Musiker wurde. Der Aufenthalt der Familie Mozart ist darunter der berühmteste und am besten dokumentierte. Am Ende ihrer großen Europareise machten Leopold, Maria Anna („Nannerl“) und Wolfgang im Oktober 1766 für zwölf Tage Station am fürstenbergischen Hof. Dabei trafen sie auch den Salzburger Hofsänger Nikolaus Meißner, der sich ebenfalls auf Konzertreise befand und vier Tage nach Ankunft der Mozarts weiterreiste.[7]

Ein noch deutlicheres Augenmerk als Joseph Wenzel legt Fürst Joseph Maria Benedikt auf die Hofmusik. Noch 1783, kein halbes Jahr nach dem Tod seines Vaters, verfügt er die Anstellung von Franz Christoph Neubauer (Neubaur) als Kapellmeister auf sechs Monate. Der Ausbau des 1775 errichteten Hoftheaters nach Plänen des Stuttgarter Hof-Maschinenmeisters Christian Keym folgt im nächsten Jahr, ebenso die Verpflichtung von Johann Abraham Sixt zum Klaviermeister. 1789 wird dem seit 1779 wirkenden Musikdirektor Wenzel Nördlinger der aus München gekommene Konzertmeister Carl Joseph Hampeln als „Musikintendant“ zur Seite gestellt. In diesen Jahren werden auch die vokalen und instrumentalen Kräfte der Hofmusik verstärkt. Mit den Kammersängern Franz Walter (1786, Tenor) und Franz Xaver Weiß (1789, Bariton) werden die ersten professionellen Sänger angestellt. Unter den neu verpflichteten Instrumentalisten ist der 1792 aus Wien gekommene, als Violoncellist aufgenommene Joseph Fiala der prominenteste.[8]

Außenansicht der ehemaligen Winterreitschule, die bis zum Abriss an der Pfohrener Straße stand und die Fürst Joseph Wenzel 1775 in ein Komödienhaus umbauen ließ und somit als fürstliches Hoftheater bis zum Brand am 28. April 1850 diente.

Abbildung:
http://www.fg.vs.bw.schule.de/doztg/mozart/theater.htm



Das Interieur des ehemaligen barocken Hoftheaters, das um die Wende vom 18. zum 19. Jh. zu den herausragenden Bühnen im süddeutschen Raum gehörte, nach einer Zeichnung von Hans Lembke.

Abbildung:
http://www.fg.vs.bw.schule.de/doztg/mozart/theater.htm

Gerade der Sänger Franz Xaver Weiß sollte für den musikalisch begabten Krebs ein wichtiger Wegbegleiter werden. Offensichtlich hatte Weiß, der seinerseits seine Stimme durch den am Mannheimer Hof und später in München tätigen Hofsänger Anton Raff bilden ließ, sowohl das Talent als auch das Stimmpotential des jungen Krebs schnell erkannt und entsprechend gefördert. Die musikalische Ausbildung und Stimmbildung versetzten den jungen Johann Baptist sehr bald in die Lage, dass er in verschiedenen Singrollen am Donaueschinger Hoftheater auftreten konnte und, wie an verschiedener Stelle berichtet wird, für seine „wunderherrliche, sonore und zarte Tenorstimme allgemeinen Beifall ernten konnte“.[9]

Das Erfolgsrezept des Gesangsunterrichts durch den Hofsänger Weiß dürfte die bei seinem Stimmbildner Raff gelernte „Italienische Schule“ gewesen sein. Diese auch unter dem Begriff Belcanto („schöner Gesang“) bekannte Stimmbildung bezeichnet eine Gesangstechnik, Ästhetik und einen Gesangsstil, der in Italien Ende des 16. Jahrhunderts im Zusammenhang mit der Monodie und der Oper entstand. Als wichtige Elemente des Belcanto nennt der entsprechende Artikel der Wikipedia die „Weichheit des Tons, ausgeglichene Stimmregister über den gesamten Umfang der Stimme sowie die Ausschmückung des Gesangs durch Koloraturen, Fiorituren und Triller“[10]. Als Grundlage dafür gilt eine gute Atem-

Brustporträt des jungen Opernsängers Johann Baptist Krebs gefertigt durch Friedrich Fleischmann aus Nürnberg in Kupfer auf Papier.

Abbildung: Porträtsammlung Friedrich Nicolas Manskopf der Universitätsbibliothek der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität Frankfurt am Main.

technik, verbunden mit einem grundlegenden Muskeltraining der etwa 80 verschiedenen Muskelgruppen, welches dem Sänger die essentiellen physischen und technischen Grundlagen für optimales Musizieren vermittelt und die dauerhaften großen Stimmen hervorbringt.[11] So lesen wir in Gustav Schillings Musikenzyklopädie: „Krebs gebot über ein Register von 2 1/2 Octaven in Brusttönen, dadurch wurde es ihm möglich, in dem kurzen Zeitraum von 6 Wochen in der Zauberflörte den „Tamino“ und den „Sarastro“ zu singen, eine Leistung, die gewiss einzig in ihrer Art dasteht.“[12]

Theologiestudium in Freiburg

1793 verließ Krebs Konstanz und ging zum Theologiestudium an die Universität Freiburg. Ein wesentlicher Grund dürfte die bessere Abkömmlichkeit zum Hoftheater in Donaueschingen gewesen sein, wo Krebs bereits neben seinem Studium einige Auftritte hatte. Über die Jahre in Freiburg ist wenig bekannt. Offenbar schwankte er zwischen der Laufbahn zum Priester und seiner Leidenschaft für Theater und Musik. Religiöse und theologische Fragestellungen sollten Krebs aber zeitlebens beschäftigten. Auch wenn er das Studium nicht zum Abschluss brachte: Ohne das Theologiestudium wäre Krebs nicht zum Verfasser von theosophisch geprägter Literatur in seiner Zeit geworden, die auch heute noch in freimaurerischen Zirkeln verbreitet ist.

Ob er Freiburg 1795 verließ und damit den Weg zum Priesteramt endgültig aufgab, weil sein künstlerisches Naturell immer mehr zur Geltung drängte oder ob er so den intellektuellen Beschränkungen der theologischen Fakultät für seine freigeistigen und freimaurerischen Ideen entkommen wollte, lässt sich nicht eindeutig klären. Motiviert wurde dieser Schritt vermutlich aber auch durch die unruhigen Zeiten, in denen französische Revolutionstruppen Freiburg immer heftiger bedrängten, bis sie es 1796 gänzlich einnahmen. Die Bewohner von Freiburg mussten mehr und mehr um ihr Leben fürchten, und wer konnte, verließ die Stadt und zog in Gegenden, die als sicher vor den Franzosen galten. So dürfte es Krebs gegangen sein, dem seine Freunde, wie Schillings Enzyklopädie berichtet, den Weg ins württembergische Stuttgart empfohlen hatten, damit er nicht in Freiburg „eines der vielen Opfer fränkischen Fanatismus“ werden sollte.[13]

Krebs am Hoftheater in Stuttgart

Als Johann Baptist Krebs sich mit gerade einmal 21 Jahren in der Karwoche 1795[14] auf Empfehlung seines Mentors, des Hofsängers Weiß aus Donaueschingen, an der Hofoper vorstellte und dem damaligen Herzog Ludwig Eugen vorsingen durfte, konnte er nicht ahnen, dass dieser nur wenige Wochen später an einem Schlaganfall versterben und er auf die Gnade eines neuen Dienstherren angewiesen sein sollte. Die Sorge war nicht unbegründet, denn jeder Herrscherwechsel war auch eine Schicksalsfrage für das Hoftheater.

Auf Ludwig Eugen folgte sein jüngerer Bruder Friedrich Eugen. Ihm durfte der hochbegabte und von seinem Lehrmeister Franz Xaver Weiß im Belcanto

Stuttgart
In dem Königlichen kleinen Schauspielhause.
Mit aufgehobenem Abonnement.
Sonntag, den 5ten Merz,
zum Benefiz für Herrn Krebs,
zum Erstenmale:
Die Uniform,
große Oper in 2 Akten, Musik von Weigl.
Personen:
Fabian, Richter des Dorfes — Herr Gosler.
Pauline, seine Tochter — Mlle. Lang.
Der Schulmeister des Dorfes — Herr Weberling.
Bastian, sein Sohn — Herr Krebs.
Wachtmeister Malpeka, Fabians Bruder — Herr Gehlhaar.
Sandra, dessen Jena, Marketänderin — Mlle. Bombus.
Ein General — Herr Schelble.
Ein Major — Herr Hanisch.
Ein Auditor — Herr Leibnitz.
Ein Grenadier-Hauptmann — Herr Rohde.
Adjutanten, Chor von Soldaten, von Bauern, Bäuerinnen.
Billets zu dieser Vorstellung, sind bei Herrn Krebs, wohnhaft in der Eßlinger Straße Nro. 966 so wie bei dem Magazins-Verwalter Reichmann im großen Opernhause und am Abend der Vorstellung an der Kasse zu haben.
Die resp. Herren Abonnenten, welche ihre Logen zu der Vorstellung behalten wollen, werden ersucht: davon die Anzeige zeitig, spätestens aber am Tage der Vorstellung, Vormittags, bei dem Magazinsverwalter Reichmann, im Königlichen großen Opernhause, zu machen. Jedoch wird bemerkt, daß wenn nicht alle Plätze, welche eine Loge fassen, von denen Herren Abonnenten genommen werden sollten, über die übrigen nöthigen Falls anders disponirt werden müsse.
Der Text der Arien und Gesänge zu dieser Oper, ist am Abend der Vorstellung beim Eingang ins Theater für 12 kr. zu haben.
Königliche Hoftheaterdirektion.
1809

Theaterzettel für eine Benefizvorstellung zu Gunsten des Hofsängers Krebs, die ihm vertraglich neben seinem Festgeld alle 2 Jahre zugesichert wurde.

Abbildung: *http://opacplus.bsb-muenchen.de/title/10967879/ft/bsb10495584?page=67*

bestens ausgebildete, mit höchsten Empfehlungen nach Stuttgart gereiste Sänger aus dem Dörfchen Überauchen vorsingen. Der Herzog war offenbar von dem sängerischen Ausnahmetalent so angetan, dass er ihm augenblicklich ein jährliches Festgehalt von zunächst 500 Gulden und einige Monate später 1.200 Gulden nebst sonstigen Privilegien – Krebs wurde zugestanden, dass er alle 2 Jahre eine Benefizoper organisieren durfte, deren Einnahmen Krebs zustanden[15]; ein Lehrer verdiente zu dieser Zeit gerade einmal 200 Gulden – anbot und so Krebs für die Hofoper gewann. Doch auch Friedrich Eugen waren nur drei Jahre Regierungszeit vergönnt, bevor Herzog Friedrich, der spätere König Friedrich I., das Erbe antrat. In seiner nun folgenden 19-jährigen Herrschaft richtete er auch die Hofmusik neu aus. Langsam erhöhte er das zwischenzeitlich auf 30 Musiker reduzierte Personal wieder auf 40. Da Friedrich die Kurfürstenwürde anstrebte, die er 1803 auch erhielt, brauchte er ein funktionierendes und repräsentatives Divertissement, um seine honorigen Staatsgäste zu beeindrucken.[16]

Unter Friedrich I. wurde für das Theater eine eigene Zensurstelle eingerichtet, der Hofmusikbereich war über eine Oberintendanz direkt dem Herrscher unterstellt und das Kapellmeisteramt war mit polizeilichen Befugnissen ausgestattet. Als äußerliches Zeichen des Lakaiendienstes wurde auch die Hofuniform für die Orchestermitglieder Pflicht, um der zunehmenden Disziplinlosigkeit der immer selbstbewusster werdenden Künstler zu begegnen.[17] Die Personalakte dokumentiert, dass Krebs mehrfach in Konflikt mit der strengen Disziplinarordnung des Theaters geriet. So wird Krebs vorgeworfen, dass er 1804 nicht rechtzeitig aus dem Urlaub zurückgekehrt sei und dafür in Arrest gesetzt werde. Nur durch die höchstpersönliche Intervention des Kurfürsten wird er wieder freigelassen.[18] Offensichtlich hat Krebs in dem Minister für auswärtige Angelegenheiten, Graf Wintzingerode, einen argen Widersacher, der keine Gelegenheit auslässt, Krebs

über die gräfliche Theateroberintendanz zu disziplinieren. In über 40 Schriftstücken ist die Person Krebs der Grund, dass sich entweder Graf Wintzingerode an die „Theater Ober-Direktion“ oder gar an den Kurfürsten Friedrich mit Beschwerden und Anschuldigungen über Verfehlungen wendet. In einem Dekret des Kurfürsten vom 3. September 1805 gibt dieser bekannt: „Falls Krebs sich aus seinem Urlaubsort nicht einfinde, werden alle seine Besitztümer beschlagnahmt und Krebs selbst solle durch öffentliche Züchtigung als Betrüger und Wort-Brüchiger [...] erklärt werden.“[19] Höhepunkt der Fehde zwischen Krebs und Graf Wintzingerode dürfte gewesen sein, dass dieser den Hofrat Doering nach Krebs fanden ließ, der ihn dann in Freiburg festnahm und die Auslieferung nach Stuttgart organisierte.[20] Möglicherweise hat auch dieser Dauerzwist mit Graf Wintzingerode nachteilige Folgen für den allgemeinen Gesundheitszustand von Krebs, der sich dann auch auf seine Stimme auswirkte. So bittet Krebs in einem Brief vom 22. Mai 1805 „um Entlassung als erster Tenor wegen Stimmproblemen.“[21] Das daraufhin angefertigte Gutachten des Hofmedicus Jacobi vom 26. Mai 1805 widerlegt zwar schlimme Befürchtungen einer krankheitsbedingten Stimmbeeinträchtigung, bescheinigt jedoch, dass sich die Stimme verändert habe.[22] Erst nachdem Wintzingerode 1807 aus dem königlichen Dienst ausgeschieden war, besserte sich zusehends auch das Verhältnis zwischen Krebs und der Theateroberintendanz sowie seinem obersten Dienstherrn, dem König. Dass die zu dieser Zeit in Stuttgart tätigen Hofkapellmeister Johann Friedrich Kranz (1803–1806), Justin Heinrich Knecht (1806–1808), Franz Danzi (1807–1812), Conradin Kreutzer (1812–1816) und Johann Nepomuk Hummel (1816–1818) es jeweils nur kurze Zeit im Dienst des württembergischen Herrschers aushielten, darf man auch als Beleg für die problematische Situation am Hoftheater ansehen. Mit Friedrichs Tod 1816 endete jedoch diese Art der Wahrung der Staatsräson.[23]

Außenansicht des königlichen Hoftheaters in Stuttgart als Kupferstich um 1840

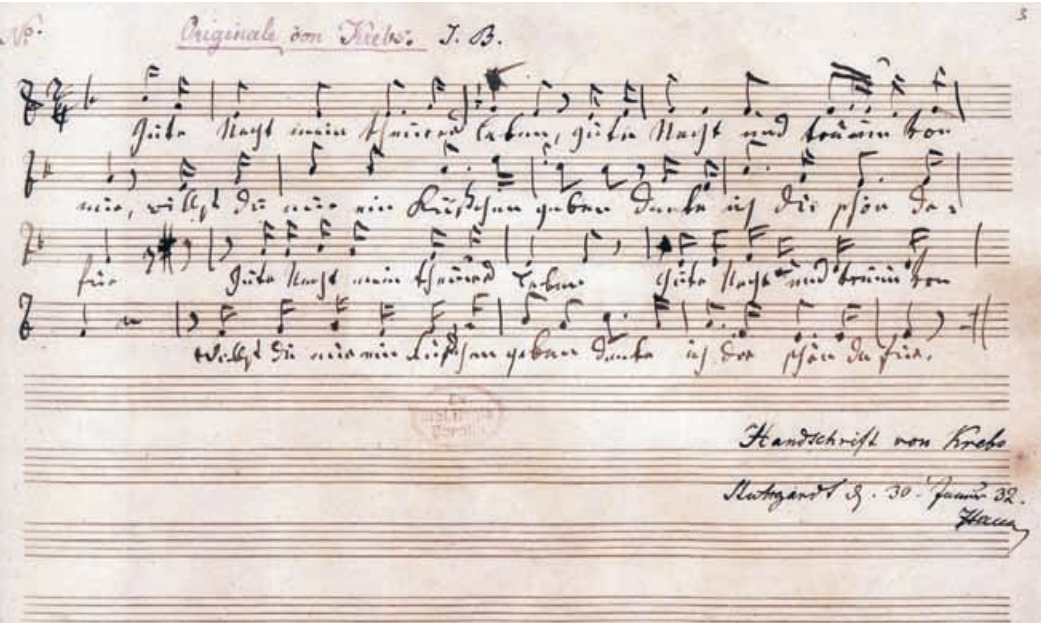
Abbildung: *https://www.leo-bw.de › details › lmz_bilddatenbank_02 › LMZ004445*

Grundlegende Neuerungen für das Hoftheater folgten nach Wilhelms Regierungsantritt. Die Oberintendanz wurde abgeschafft, ebenso die Zensur und die Hofuniform. Das Klima wurde deutlich liberaler, das öffentliche und mediale Interesse an der Opernproduktion wuchs zunehmend und damit der Anspruch auf einen kommerziell ansprechenden und professionell gestalteten Betrieb. Kapellmeister Johann Nepomuk Hummel etablierte noch im letzten Jahr seines Engagements 1818 die sog. „Abonnementskonzerte", eine Konzertreihe, bei der das Hoforchester mitwirkte, die aber der König selten besuchte. Mit Peter Joseph von Lindpaintner kam 1819 ein Kapellmeister nach Stuttgart, der die fürstliche Hofkapelle in seiner langen, bis 1856 währenden Amtszeit zu einem öffentlichen, modernen Orchester umgestaltete.[24]

Krebs konnte sich offensichtlich sowohl mit seinem Dienstherrn, König Friedrich I., als auch mit dessen Nachfolger König Wilhelm I. relativ gut arrangieren und entwickeln. Dies lag sicher daran, dass er innerhalb des Hoftheaters politisch geschickt agierte und anderseits durch seine künstlerischen Auftritte und auch durch seine Nebentätigkeiten ein wesentlicher Garant für das Ansehen und Funktionieren des künstlerischen Betriebes war. So wissen wir, dass er als Tenor jahrelang der Liebling des Stuttgarter Publikums war und dennoch nicht – heute würde man sagen – Starallüren zeigte.[25]

Welch sängerisches Ausnahmetalent der mit gerade einmal 21 Jahren an das herzogliche Hoftheater engagierte Krebs gewesen sein musste, bezeugt ein Bericht des Carl Albert von Schraishuon (1805–1881), der möglicherweise als Kind selbst noch Krebs auf der Bühne erlebt hat:

> *Krebs, den man eher für einen Bassisten als Tenoristen gehalten hätte, wenn man ihn sprechen hörte, gebot über ein Register von 2,5 Oktaven in Brusttönen. Dadurch wurde es ihm aber auch möglich, in dem kurzen Zeitraum von sechs Wochen in der Zauberflöte den Tamino und den Sarastro zu singen, eine Leistung, welche gewiß einzig in ihrer Art dasteht. Seine hohe Meisterschaft bekundete er ganz besonders in den Recitativen, welche in den älteren Opern eine höhere Bedeutung als in den Kompositionen der Neuzeit hatten. Von imponierendem Eindruck war das breite Portamento, bei welchem kein Vokal anders tönte als er lautete und keine Silbe, viel weniger ein Wort verloren ging. Daher war auch das Hauptfeld seiner Tätigkeit die heroische Oper, in welcher er namentlich als „Achilles" von Paer in der Titelrolle, als Licinius in der „Vestalin" und „Ferdinand Cortez", von Spontini ganz Hervorragendes leistete. Dass er aber auch als lyrischer Sänger großen Eindruck machte, bewies sein Tamino, Don Ottavio in „Don Juan", Titus, Belmonte in der „Entführung aus dem Serail" und so manchen anderen Opern dieser Gattung. In seinen späteren Jahren, als er jüngeren Kräften weichen musste, glänzte er noch immer im Kirchengesang, an dem er neben Madame Müller ruhmreich mitwirkte.*[26]



Handschriftliches Notenblatt mit Liedtext von Johann Baptist Krebs.
Abbildung: *https://www.digitale-sammlungen.de*

Neben seiner überaus erfolgreichen sängerischen Karriere an der königlichen Hofoper Stuttgart, die 1795 begann und 1823 dem Ende entgegenging, wirkte Krebs parallel schon als Regisseur und Librettist. So übersetzte er Opern aus dem Italienischen ins Deutsche und dichtete Texte für Arien, Duette, Terzette, Oratorien und ganze Opern. Die aus seiner Feder stammenden Oratorien „Tod Abels" und „Abraham", die der langjährige Hofkapellmeister Peter Lindpaintner vertonte, wurden damals häufig gespielt.[27]

In seiner über 50-jährigen Tätigkeit am Hoftheater und an der Hofoper musste Krebs sich mit nicht weniger als acht Kapellmeistern arrangieren und sich um eine gedeihliche Zusammenarbeit bemühen. Dass ihm dies größtenteils gelungen ist, beweisen zahlreiche Werke, die eine Kooperation zwischen Krebs und dem jeweiligen Kapellmeister belegen. Neben der künstlerischen Zusammenarbeit verband Krebs und die Kapellmeister noch ein weiterer Umstand. Fast alle waren auch Mitglied in den von Krebs initiierten Freimaurerkreisen und bekleideten dort herausragende Positionen.

Johann Baptist Krebs als Musikpädagoge

Ob Johann Baptist Krebs durch seine eigene musikalische Ausbildung inspiriert wurde, sich später auch als Musikpädagoge zu betätigen, wissen wir nicht. Anzunehmen ist jedoch, dass besonders die Gesangsschule durch den Sänger Weiß in Donaueschingen den jungen Krebs nachdrücklich geprägt hat. Tatsache ist,

dass Krebs sich bald nach seiner Anstellung am Hoftheater neben seiner Tätigkeit als Sänger schon bald auch als Gesangslehrer betätigte. So finden wir in verschiedenen Biografien von namhaften Sängern des beginnenden 19. Jahrhunderts, dass sie erst durch die Gesangsschule von Krebs ihr volles Gesangstalent entfalten konnten. Der Tenor und Komponist Franz Xaver Löhle (1792–1837) wurde, so berichtet SCHILLINGS musikalisches Lexikon,

> *bei seiner Ankunft in Stuttgart im November 1807 [...] zuerst dem Unterricht und der Pflege des Kapellmeisters Danzi übergeben, bei dem er bis ins Spätjahr 1809 blieb; dann aber dem damaligen ersten Tenoristen Krebs, dem er denn auch nach seiner eigenen Versicherung ziemlich Alles verdankt, was er weiß und kann, sowohl in rein künstlerischer als auch wissenschaftlicher Beziehung.*[28]

Auch der später an verschiedenen Hofopern gefeierte Tenor Georg Weixelbaum (eigentlich W. Freiherr von Auffenberg, 1780–1833) betätigte sich zunächst als Violonist, bevor sein stimmliches Talent durch den Gesangspädagogen Krebs so geformt wurde, dass er zur Meisterklasse in seinem Stimmfach aufsteigen konnte:

> *Unterdessen hatte sich seine Stimme in einen reinen Tenor umgewandelt. Mit Freuden machte er nun den ersten Gebrauch davon in Haydns Schöpfung. Und da dieser Versuch gelang, wandte er auch wieder mehrern Fleiß auf den Gesang, machte sogar, um den berühmten Krebs in Stuttgart zu hören, eine Reise zu ihm, der ihn aufmunderte, sich gänzlich dem Gesange zu widmen.*[29]

Besonders gewichtig im Leben von Krebs dürfte gewesen sein, dass er mit seiner Frau Maria Anna keine eigenen leiblichen Kinder haben konnte. Dennoch kamen sie durch einen tragischen Umstand zu einem Pflegekind mit Namen Carl. Dieser wurde am 16. Januar 1804 in Nürnberg geboren, wo seine Eltern Carl und Charlotte Miedke am dortigen Stadttheater als Sänger beschäftigt waren. Nachdem sie jedoch einen besser bezahlten Ruf aus Stuttgart erhielten, wechselten sie dorthin und freundeten sich mit dem Ehepaar Krebs an. Leider währte das Glück an der Hofoper nur kurz. Ein bösartiges Nervenfieber raffte die junge hoffungsvolle Sängerin dahin. Offensichtlich war die Freundschaft besonders zwischen den beiden Frauen so tief, dass Maria Anna Krebs ihrer Freundin Charlotte am Sterbebett gelobte,

> *für das jüngste und hülfe bedürftigste die Mutterpflichten zu übernehmen, welche Trostworte der Scheidenden letzte Augenblicke wohltätig versüßten. Redlich treu wurde auch die menschenfreundliche Zusage gehalten. 14 Tage darauf kam der Kleine in das Haus seiner zweiten Eltern, wo er, als Adoptivsohn, die sorgfältigste Erziehung genoß.*[30]

1825 kam Karl August Krebs nach Wien, wo er schon bald als dritter Kapellmeister am Hoftheater angestellt wurde. Nach einer weiteren Station in Ham-

burg fand er dann 1850 als Nachfolger Richard Wagners seine endgültige Wirkungsstätte als Hofkapellmeister in Dresden. Neben vielen Klavierwerken und „melodiösen Liedern, welche weit verbreitet und unter den Dilettanten bekannt und beliebt“[31] waren, komponierte er auch mehrere Opern.

Begegnung mit Johann Nepomuk Schelble aus Hüfingen

Als Johann Nepomuk Schelble am 16. Mai 1789 in Hüfingen geboren wurde, war Johann Baptist Krebs bereits 15 Jahre alt und hatte schon regen Kontakt nach Donaueschingen. Möglicherweise waren es zwei Umstände, die den Hüfinger Schelble und den aus Überauchen stammenden Krebs zusammenführten. Wie Krebs wurde auch Schelble durch den Donaueschinger Hofmusiker Franz Xaver Weiß geformt und hatte seine ersten Auftritte am dortigen Hoftheater. Als er im Alter von 18 Jahren durch die Vermittlung des in Hüfingen aufgewachsenen, beim Herzog und späteren König Friedrich I. als Hofmaler tätigen Johann Baptist Seele (1774–1814) 1807 nach Stuttgart kam, begegnete er dem zu dieser Zeit schon über 10 Jahre an der dortigen königlichen Oper tätigen Krebs. Offensichtlich verstanden sich die beiden von der Baar stammenden Musiker auf Anhieb. Krebs arrangierte ein Vorsingen vor dem König, der Schelble daraufhin sogleich als Hofsänger einstellte.[32] Obwohl Schelble nur sieben Jahre in Stuttgart weilte, bevor er 1814 nach Wien weiterzog, entwickelte sich zwischen Krebs und Schelble eine fruchtbare Zusammenarbeit. So wissen wir, dass Schelble eine wichtige Aufgabe in dem von Krebs 1811 gegründete Musikinstitut am Waisenhaus übernahm, in dem er nach den Grundsätzen des Reformpädagogen Pestalozzi Jungen und Mädchen für den Einsatz an der Hofoper im Musizieren, Tanz und Schauspiel unterrichtete. Erhalten aus der künstlerischen Zusammenarbeit von Krebs und Schelble ist uns die am 2. Februar 1813 in Stuttgart uraufgeführte Oper in drei Akten „Graf Adelbert“, zu der Krebs das Libretto und Schelble die Musik geschrieben hat.[33]

Arien und Gesänge
aus
Graf Adelbert,
große Oper
in drey Akten,
von Krebs,
Musik
von Schelble.
Stuttgart 1813.

Titelblatt zur Oper „Graf Adelbert“.
Abbildung:
http://daten.digitale-sammlungen.de/bsb00061942/image_7

Die Gründung des Waisenhausinstituts 1811

Es waren verschiedene Motive, die Krebs antrieben, eine institutionalisierte Ausbildungsstätte für junge Musiker zu schaffen. Eines davon war sicherlich die Erkenntnis, dass talentierte junge Menschen professionelle Hilfen brauchen, damit aus ihnen Künstler werden können. Dies hatte er ja am eigenen Leib durch seinen Lehrmeister Weiß eindrucksvoll erfahren dürfen. Dank der Dissertation von Tim Zumhof (2018), in der er die Erziehung und Bildung der Schauspieler zwischen 1690–1830 zum Thema macht, erfahren wir viel über das von Krebs initiierte Musikinstitut am Waisenhaus in Stuttgart, das nachweislich von 1811 bis 1818 existierte. In einem Schreiben vom 4. Januar 1809 bittet Krebs beim König darum, „einen zweiten Kursus mit etlichen 20 Kindern grösthentheils Knaben zwischen 8 u[nd] 11 Jahren anfangen zu dürfen", nachdem ihm schon zuvor „erlaubt [worden war] einen Versuch im Unterricht der Musik nach Pestalozzischen Grundsätzen, mit einigen Kindern des Waiseninstituts zu machen."[34] Offenbar hatte Krebs sich mit dem Reformpädagogen Johann Heinrich Pestalozzi (1746–1827) intensiv beschäftigt und daraus seine Idee für die Errichtung einer Art „Künstlerschule" speziell für Waisenkinder entwickelt. Für die Umsetzung neuer pädagogischer Ideen fanden die Anhänger der Reformpädagogik Waisenhäuser deshalb ideal, da die Kinder nicht durch ein Elternhaus vorgeprägt waren, sondern ausschließlich und allein von Anbeginn der Erziehung durch die jeweils Verantwortlichen in deren Sinne ausgebildet werden konnten.

Es wurden von verschiedenen Seiten Bedenken geäußert, „Waisenkinder für solche Zwecke zu verwenden"[35]. Letztendlich willigte das Konsistorium jedoch ein, nachdem Krebs versicherte, für einen wissenschaftlichen Unterricht der Kinder zu sorgen. In der Ordnung der Waisenhäuser vom 1. Juli 1811 heißt es, dass Kinder nicht wie bisher „bloss für Handwerker und häusliche Dienste erzogen werden, sondern eine solche Bildung und Bestimmung erhalten, welche ihren Fähigkeiten, Neigungen und Lebensbeschaffenheit angemessen ist." Außerdem sah die Ordnung vor, dass Kinder, die besondere Talente zu „höheren Berufsarten" aufweisen, einen entsprechenden Unterricht erhalten sollen. Allen staatlich beschäftigten Künstlern, Musikern und Baumeistern solle es daher zur Pflicht gemacht werden, „für ihren Unterricht sich eignende Waisen in ihre öffentliche Lehrstunden unentgeltlich aufzunehmen."[36]

Am 21. Dezember 1811 erfolgte schließlich der Erlass zur Errichtung dieses „musikalischen Lehrinstituts im Stuttgardter Waisenhause", in dem nun „Unterricht für 60 Waise beiderlei Geschlechts in der Musik, Akustik, Aesthetik, im musik[alischen] Komponieren, im Italienischen, Französischen u[nd] Rein-Deutschen" stattfinden sollte.[37] Es wurde zudem Klavier-, Geigen-, Tanz- und Gesangsunterricht erteilt. Der Tanzunterricht war für alle Schüler verbindlich. In den Akten des Instituts findet sich eine Tabelle mit der Überschrift „Musikinstitutszöglinge 1812–1816", die insgesamt 78 Namen zusammen mit Geburtsdatum, Herkunftsort und dem Beruf des Vaters verzeichnet. Die meisten Zöglinge wurden laut dieser Liste zwischen 1797 und 1801 geboren, waren

also zwischen zehn und vierzehn Jahren alt, als das Institut gegründet wurde. Diese Musikinstitutszöglinge erhielten neben ihrem kostenfreien Unterricht eine bessere Verpflegung als die anderen Kinder des Waisenhauses. Neben den als tauglich befundenen Kindern der beiden Waisenhäuser wurden auch Kinder aus bürgerlichen Kreisen in das Ausbildungsinstitut aufgenommen. Den Eltern wurde, so Krauß, die Wahl gelassen, ihre Kinder „entweder ganz in das Waisenhaus zu geben oder zu Hause zu behalten und nur in den Unterricht zu schicken."[38]

Dem Königlichen General-Oberintendanten und Generalleutnant Graf von Dillen wurde die Oberaufsicht über das Institut übertragen. Ihm unterstand ein Komitee, das aus dem Kapellmeister Franz Danzi, dem Instrumentaldirektor Carl Joseph von Hampeln und dem Hofsänger Johann Baptist Krebs bestand. Sie wurden beauftragt, Unterrichtspläne zu entwerfen, Berufungen von Lehrkräften vorzuschlagen und Prüfungen vorzunehmen. Bei schwerwiegenden Vergehen der Schüler hatten die Aufseher dem Komitee Bericht zu erstatten. Neben Diebstahl, der nach den Strafgesetzen für die Zöglinge des Königlichen Musikinstituts direkt zur Entlassung des Schülers führte, wurde Desertion – also unerlaubtes Wegbleiben vom Institut – besonders geahndet. Mit welcher Strenge die Zöglinge dieses Institutes konfrontiert waren, machen folgende Ausführungen der Disziplinar- und Strafgesetze unmissverständlich deutlich:

> *Jeder Anschlag zur Disertion zieht auf Monate Hausarrest in Sträflingskleidung mit der Aufschrift: Undankbarer nach sich. Jeder zurückgebrachte Deserteur hat nach Maßgabe der gravirenden Umstände empfindliche Strafen und selbst Ausstossen aus dem Institut zu erwarten. Seine Strafe wird jedesmal vom Comite bestimmt, und wird in Arrest mit beschimpfender Kleidung, in körperlicher Züchtigung und im elendlichen Ausstellen zur Beschämung seines Undanks zu beträfen.*[39]

Unterricht wurde von 14 bis 16 Musiklehrern am Institut erteilt. Krebs selbst gab Gesangsunterricht und übernahm die Aufsicht über den Klavierunterricht. Von Hampeln leitete die Geigenklassen und Danzi war Lehrer für Komposition und Leiter der Bläserklasse. Der Hofsänger Johann Nepomuk Schelble erteilte den Kindern Elementarunterricht „nach Pestalozzischen und eigenen Grundsätzen". Der Hofschauspieler Blumauer und die Hofschauspielerin Leibnitz unterrichteten Reklamationskunst.[40]

Die Umstände, die dazu führten, dass dieses Institut im Frühjahr 1818 plötzlich und unerwartet aufgelöst wurde, sind aus dem vorhandenen Aktenmaterial nicht ersichtlich. Offensichtlich war der Druck aus der Gesellschaft gegen die vermeintliche Zweckentfremdung der Waisenhäuser so groß, dass der König mit der Schließung den Kritikern den Wind aus den Segeln nehmen wollte. Krebs muss dieser Entschluss des Königs sehr getroffen haben. In den umfangreichen Personalakten finden sich aus dem Jahr 1818 mehrere Schreiben, in denen Krebs ernsthaft die Entlassung aus dem königlichen Dienst am Hoftheater betrieb. Da jedoch eine Entlassung dazu geführt hätte, dass Krebs, obwohl er bereits 23

Dienstjahre hatte, ohne Pension aus dem gut besoldeten Dienstvertrag ausscheiden sollte, zog er reumütig seine Gesuche zurück.[41] Am Ende hält die Statistik des Instituts fest: Zwölf männliche und sieben weibliche Mitglieder wurden durch das Hoftheater übernommen, hierunter der Hofschauspieler Christian Friedrich Braun und die Hofschauspielerin Friederike Schiedinger. 19 junge Männer und sechs Mädchen wurden ohne Anstellung entlassen.[42]

Johann Baptist Krebs und die Freimaurerei

Krebs machte sich neben seinem Beruf als Sänger an der württembergischen Hofoper in Stuttgart auch einen Namen als „Wiedererwecker" der Freimaurerei in Stuttgart und als Verfasser von esoterischen und freimaurerischen Schriften. Diese publizierte er unter verschiedenen Pseudonymen, wie Johann Baptist Kerning oder J. M. Gneiding; sie wurden in einschlägigen Kreisen sehr geschätzt und sind noch heute im Handel erhältlich. Wie kam es dazu, dass der in einem streng katholisch geprägten Umfeld aufgewachsene und für den geistlichen Stand bestimmte Krebs, der in Freiburg zwei Jahre Theologie studiert hatte, sich so zur Freimaurerei hingezogen fühlte, dass er über 30 Schriften mit maurerischen Themen verfasste? Wann und durch wen der seit 1795 in Stuttgart an der Hofoper tätige Sänger Krebs mit der Freimaurerei zum ersten Mal in Berührung gekommen ist, lässt sich nicht feststellen. Es ist aber anzunehmen, dass die ersten Kontakte durch seine Musikerkollegen hergestellt wurden, da viele Mitglieder der Hofoper sich zu den Freimaurern hingezogen fühlten und in den einschlägigen Kreisen zusammenkamen. Offensichtlich traf der Geist, der bei diesen Treffen gepflegt wurde, die Wesensart des jungen Krebs, der durch seine theologische Vorbildung gute Voraussetzungen für philosophische Spekulation, Rituale und ethische Haltung mitbrachte. Am 12. August 1820 wurde er von der Berliner Johannis-Loge zum Widder in den Grad eines Ritter-Lehrlings erhoben. Er empfing diesen Grad in Berlin, da in seiner Heimatstadt Stuttgart die Freimaurerei verboten worden war. Nachdem das Verbot aufgehoben worden war, trieb er mit großem Engagement die Neugründung einer Loge in Stuttgart voran und konnte diese letztendlich mit königlichem Dekret im Mai 1835 konstituieren. Als Meister vom Stuhl stand er dann der Loge, die sich zur Ehre König Wilhelms I. den Namen „Wilhelm zur aufgehenden Sonne" gegeben hatte, von 1835 bis zu seinem Tode 1851, also 16 Jahre vor und verhalf ihr durch seine geschickte Führung zu großem Ansehen bei Hof und einem stetigen Wachstum an Mitgliedern aus den unterschiedlichsten Kreisen.[43]

Wie sehr er auch als Stuhlmeister faszinierte, macht die folgende Aussage eines Logenbruders deutlich:

> *Sprach er vom Altare aus mit der ihm eigenen Gewandtheit und Überzeugungskühnheit, mit hinreißender Begeisterung und voller Klarheit, so musste sein Wort die Zuhörer packen und ergreifen, die Geister beleben, durchdringen. Ja, es war ein hoher Genuß, den von ihm geleiteten Arbeiten*

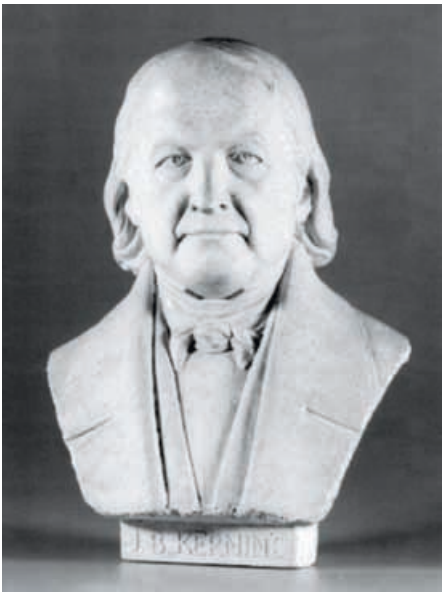
anwohnen, seiner Rede lauschen zu können. Keine Arbeit ging vorüber, ohne dass er in immer neuen Wendungen, in immer scharfen Zügen, in immer lebendiger Darstellung das erhabene Ziel der Maurerei beleuchtet hätte.[44]

Krebs versuchte das Wesen der Freimaurerei auf mystischem Wege zu ergründen. Ihr letztendliches Ziel ist nach ihm die „Erkenntnis und Wiederbelebung einer prophetischen Kraft im Menschen“[45]. Er entwickelte auch eine auf Konsonanten und Vokalen basierende Form yogischer Praktik, die von seinem Schüler und Nachfolger Karl Kolb in „Die Wiedergeburt, das innere Wahrhaftige Leben“ (teilweise auch unter dem Titel „Das Buchstabenbuch“[46]) publiziert wurde. Diese Übungen begannen in den Füßen und waren auf das konzentrierte Denken und Fühlen von Lauten ausgerichtet. In die freimaurerischen Rituale ging diese Praktik als ein von Krebs geschaffener „Sabbithengrad“ ein, dessen Lehre auf Gedanken des Aristoteles zurückging, wobei er einzelne Wörter, Begriffe und Sätze in Töne umsetzte. Krebs alias Kerning ist auch der eigentliche Urheber der so genannten »Ich-bin-Lehre«.[47]

Krebs war seinerzeit vor allem unter seinem schriftstellerischen Pseudonym bekannt. Eine Fülle von erhaltenen Logenzertifikaten aus Deutschland und der Schweiz belegen sein freimaurerisches Wirken. Daraus geht hervor, in welchem Umfang sein Anliegen in freimaurerischen Kreisen zwischen 1820 und 1850 gewürdigt worden ist. Er wurde unter anderem von Logen in Frankfurt, Erlangen, Fürth, Bayreuth, Mannheim, Ulm, Basel, Berlin, Frankenthal und Worms geehrt. Durch seine Tätigkeit an der Oper hatte er besonderen Einfluss in künstlerischen Kreisen, die durch ihn Zugang zur Maurerei fanden.[48]

Krebs' literarisches Werk

Es würde den Rahmen dieser Biografie sprengen, auf alle Schriften intensiv einzugehen oder diese zu beurteilen. Insgesamt sind es 31 Bücher, die dem ehemaligen Hofsänger Krebs unter seinen schriftstellerischen Pseudonymen Johann Baptist Kerning und J. M. Gneiding zugeordnet werden können. Kaum ein Name ist häufiger mit freimaurerischem Gedankengut verbunden als der von Krebs alias Kerning. Die Bücher tragen Titel wie „Wege zur Unsterblichkeit auf unläugbare Kräfte der menschlichen Natur gegründet“, „Weisheit vom Orient: philosophische Betrachtungen“, „Schlüssel zur Geisterwelt oder Die Kunst des Lebens“, „Der Student: Wissenschaft, Gefühlsleben und Religion oder Erkenntnis, Empfindung und Ausführung“, „Betrachtungen über evangelische Wahrheiten auf alle Tage des Jahres: Als Beitrag zur wahren Verständigung der heiligen Schrift“. Sie beruhen größtenteils auf Vortragsmanuskripten, die Krebs ursprünglich als „Mitteilungen an Freimauer“[49] herausgegeben hat. Erst später wurden daraus Bücher, von denen einige noch zu Lebzeiten von Krebs in den Handel gelangten. Nicht wenige Bücher entstanden jedoch dadurch, dass Schüler und Mitbrüder, die sich den Lehren ihres großen Vorbildes ganz und gar hingegeben hatten, aus den Manuskripten Bücher zusammenstellten und diese herausgaben.



Büste des J. B. Kerning, die der Stuttgarter Bildhauer Claus Mohr nach vorhandenen Gemälden und Stichen posthum 1905 gefertigt hat und von der nicht wenige Verehrer Kernings Gipsabdrücke fertigen ließen.
Es ist anzunehmen, dass in vielen Logen eine solche Büste einen Platz gefunden hat.
Abbildung: *www.ferri-drout.com*

Zu Krebs alias Kernings Schülern gehörten unter anderem Carl Graf zu Leiningen-Billigheim und Friedrich Eckstein, die die Wiener Loge der Theosophischen Gesellschaft leiteten, die aber auch freimaurerische Arbeiten in der Art Kernings praktizierten. Die christlichen Mystiker Alois Mailänder und Nikolaus Gabele benutzten seine Schriften, um ihre Schüler vorzubereiten. Auch der Arzt und Schriftsteller Dr. Gustav Widenmann, der 1851 ein bedeutendes und philosophisch fundiertes Buch über die Idee der Wiederverkörperung veröffentlichte, bekannte, ein Schüler „Kernings" zu sein. Der Schriftsteller Gustav Meyrink, dessen „okkulte" Romane bekannt sind, soll von Eckstein angeregt, die Kerning'schen Übungen einige Jahre lang praktiziert haben, äußerte sich aber im Nachhinein negativ über deren Wert, betrachtete sogar ein Rückenmarksleiden als Folge dieser Übungen.[50]

Im Folgenden sollen nur einige Beispiele seiner Schriften herausgestellt und deren Inhalt angesprochen werden: Der „Schlüssel zur Geisterwelt" zählt zu den begehrtesten aller Kerning'schen Bücher. Hier lehrt Kerning, was Geist und was Geister sind, und wie man zum Geist gelangt und wie man mit Geistern zurechtkommt. Nicht weniger gefragt ist die Schrift: „Der Student oder Die Sichere Grundlagen für die Gemüts- und Charakterbildung"; darin postuliert Krebs: „Der weise Mensch überlässt sich selbst in seinem Leben nicht Zufälligkeiten, sondern Grundsätzen, er muß den größten Wert auf Charakterbildung legen, muß sich selbst zum Guten bekennen, nicht mit Worten, sondern mit Taten, nicht vor anderen, sondern vor sich selbst."[51]

In der Erzählung „Ebbe und Flut – Der Rhythmus in der Geisterwelt" versetzt der Schriftsteller Kerning uns zeitlich in die Revolutionsjahre um die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Wir lernen Studenten kennen, die sich von revolutionären Gedanken umgarnen lassen und schließlich ihr Heil in der Flucht suchen müssen. Auch ihnen hilft die Vorsehung, indem sie ihnen im richtigen Moment geeignete Führer zur Seite stellt. „Ebbe und Flut" beschreibt den großen Atmungsprozess der Natur, auch der geistigen Natur des Menschen, dabei

offenbart sich ein Weltgesetz von größter Wichtigkeit und Bedeutung, das Gesetz der Periodizität in allen Phasen des Lebens. Dieses Buch wurde erstmals durch den Kerning-Schüler Gottfried Buchner aus den Manuskripten von Krebs zusammengestellt. Wie sehr diese Schriften auch heute noch in den maurerischen Kreisen die geistige Basis bilden, dürfte folgende Ankündigung aus dem Jahr 1927 des Renatus-Verlages aus Lorch, der die meisten Kerning-Bücher auf den Markt brachte, auf den Punkt bringen:

> *Unter den Schriften, welche dem Leser wertvolle Beihilfe zur Erlangung einer gediegenen Welt- und Lebensanschauung leisten können, sind die Schriften des Theosophen J. B. Kerning und seiner Schüler von besonderer Bedeutung. Diese Schriften sind etwas Originales: sie lehnen sich nicht an Vorhandenes an: sondern sie gründen auf den tiefen Einblicken in die Lebensgeheimnisse, welche der Theosoph J. B. Kerning tun durfte.*[52]

Wie sehr Kerning/Krebs durch die Theologie geprägt ist, lässt sich an verschiedenen Werken belegen. Das Buch „Die Missionäre oder Der Weg zum Lehramte des Christentums" ist in 15 Lektionen mit jeweils 2 Kapiteln aufgeteilt, in denen er sich unter anderem mit dem Uranfang der Schöpfung, Übergang zur Lehre des Christentums und dem Wunderwerk Christi theosophisch auseinandersetzt. Ganz eindringlich ermahnte Krebs seine Logenbrüder zum Lesen der Bibel mit folgenden Worten:

> *Die Bibel müssen wir lesen, einmal deshalb, weil sie das einzige Dokument ist, welches die innige Beziehung zwischen Gott und Menschen, die gegenseitige Bedingung des Erfassens, die strikte Abhängigkeit des Menschengeschlechts von dem allmächtigen Willen der Gottheit am Schicksal einer ganzen Nation Jahrhunderte hindurch darstellt und mit historischer Sicherheit nachweist; sodann deshalb, weil die Bibel gleichsam ein großes Bild gibt von der Wirkung einer Kraft, welche, wenn wir mit ihr verbunden bleiben, uns erhält und fördert, wenn wir sie aber verachten, sie nicht unausgesetzt anziehen, auch uns verläßt und uns dem Zufall, der Vernichtung preisgibt; weiter deshalb, weil die Bibel für die Einheit von Wort, Wille und Kraft sowohl an einem ganzen Volke als an einzelnen Personen einen fortlaufenden Beweis liefert; endlich aber deshalb, weil die Bibel im A. Testament hauptsächlich den Einfluß der Herrschaft des Wortes (Name des Herren) auf das Schicksal des Volkes beschreibt, im N. Testament dagegen mehr und deutlicher lehrt, wie dieses Wort (der Logos) das Heil auch des einzelnen Menschen begründet und wie die persönliche Fortdauer des Einzelnen, wes Volkes er sein möge, durch die gesetzmäßige Anwendung des Wortes zu wirken sei.*[53]

Johann Baptist Krebs starb am 15. September 1851 im Alter von 77 Jahren. An seiner feierlichen Beerdigung auf dem Fangelsbachfriedhof in Stuttgart nahm „eine überaus große Zahl Verehrer des Heimgegangenen"[54] teil. Hierin zeigt sich

Ein Portrait von Krebs, wie es der Logenbruder Christian Pfann 1851, also vier Jahre vor dessen Tod, angefertigt hat.

Abbildung: Aus „J. B. Kerning: Sein Leben und seine Schriften" von Gottfried Buchner.

eindrücklich, welche Hochachtung durch seine Mitbürger sich Krebs erworben hatte. Zu hoffen bleibt, dass diesem bemerkenswerten Mann auch in seinem ursprünglichen Heimatdorf Überauchen etwas mehr Ehre zuteil wird und damit in Erinnerung gehalten wird, was der Sohn armer Taglöhner seinerzeit aus seinem Talent gemacht hat.

Dank

Für Unterstützung und wertvolle Hinweise danke ich Michael Tocha, Friedemann Kawohl, Clemens Joos (Kreisarchiv), David Hammann, Berlin (Transkription).

Autor

Josef Vogt

70 Jahre alt, über 35 Jahre als Lehrer an der Landesberufsschule für das Hotel- und Gaststättengewerbe in Villingen tätig. Verfasser von Sachbüchern zum Thema Kartoffel, Kinderernährung und Zubereitung von Wildgerichten. Inzwischen hat er verschiedene Berichte zur Ortsgeschichte von Brigachtal verfasst und veröffentlicht.

Josef Vogt
Hauptstraße 17
78086 Brigachtal

Anmerkungen

1 Pfarreiarchiv St. Martin Brigachtal/Kirchdorf: Taufregister und Sippenbuch, Band III Überauchen.

2 Von 1773 bis 1796 war Franz Josef Bemmel als Pfarrer, Lehrer und Dekan u.a. für Überauchen zuständig, vgl. Fiedrich Itta: Verzeichnis der Ortsgeistlichen, zusammengestellt aus den Verkündbüchern der Pfarrei St. Martin Brigachtal/Kirchdorf (1979).

3 So Gustav Schilling: Artikel: Johann Baptist Krebs, in: Encyclopädie der gesammelten musikalischen Wissenschaften, Bd. 4 (1841) S. 222.

4 Vgl. Michael Tocha: Benediktinerschüler und ihre Lebenswege, in: Villingen im Wandel der Zeit, XXXIX (2016), S. 19 ff.

5 So Franz Sales Wocheler in einem Brief an Wessenberg 1809, zitiert nach: Michael Raub: Von der Baar an den Bodensee. Franz Sales Wocheler – Ein Mönch aus Villingen, Pfarrer und Bildungsreformer in Überlingen, in: Schriften der Baar 59 (2016), S. 33.

6 Vgl. Conrad Gröber: Geschichte des Jesuitenkollegs u. Gymnasium Konstanz, Konstanz (1904).

7 Vgl. Felix Loy: Die Hofmusik am Fürstenbergischen Hof zu Donaueschingen im 18 Jh. in: Leopold, Silke und Pelker, Bärbel (Hrsg.): Süddeutsche Hofkapellen im 18. Jahrhundert: Eine Bestandsaufnahme, Heidelberg: Heidelberg University Publishing (2018), Schriften zur Südwestdeutschen Hofmusik, Band 1, online unter: *https://doi.org/10.17885/heiup.347.479* (01.10.2019).

8 Vgl. Loy.

9 Schilling (1841), S. 223.

10 Art. Belcanto, in: *https://de.wikipedia.org/wiki/Belcanto* (24.9.2019).

11 Rodolfo Celletti: Geschichte des Belcanto, Kassel u. a. (1989), S. 114–116.

12 Rudolf Krauß: Das Stuttgarter Hoftheater von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart (1908), S. 101, online unter *https://archive.org/details/dasstuttgarterh00kraugoog/page/n6* (06.10.2019).

13 Schilling (1841), S. 223.

14 Schilling (1841), S. 223.

15 Staatsarchiv Ludwigsburg (StAL), Archivalieneinheit E18 II BÜ 568: Kgl. Hoftheater Stuttgart: Personalakten/1780–1915/ Krebs, Johann Baptist; Hofsänger (Tenor, Bariton); ausgesch.: 1849. Die Akte zu Krebs ist verfilmt und online zugänglich über *http://www.landesarchiv-bw.de/plink/?f=2-322256* (14.09.2019).

16 Vgl. Krauß (1908), S. 101 ff.

17 Vgl. Krauß (1908), S. 101 ff.

18 Personalakte Krebs, vgl. Anm. 15, Abb. 52.

19 Personalakte Krebs, vgl. Anm. 15, Abb. 92.

20 Personalakte Krebs, vgl. Anm. 15, Abb. 98 u. 100.

21 Personalakte Krebs, vgl. Anm. 15, Abb. 57.

22 Personalakte Krebs, vgl. Anm. 15, Abb. 58.

23 Vgl. Rainer Nägele: Die württembergische Hofmusik – eine Bestandsaufnahme in: Leopold, Silke und Pelker, Bärbel (Hrsg.): Süddeutsche Hofkapellen im 18. Jahrhundert: Eine Bestandsaufnahme, Heidelberg: Heidelberg University Publishing (2018), Schriften zur Südwestdeutschen Hofmusik, Band 1. S. 485. Online unter: *https://doi.org/10.17885/heiup.347.479* (06.10.2019).

24 Vgl. Nägele (2018), S. 485 f.

25 Vgl. Anonym: Lebensabriß des am 2. Oktober 1851 verstorbenen Opernregisseurs Johann Baptist Krebs, Meister vom Stuhl der Freimaurerloge in Stuttgart, Stuttgart: Kienzler 1851, S. 6, online: Digitale Sammlung der Württembergischen Landesbibliothek Stuttgart *http://digital.wlb-stuttgart.de/ purl/bsz517464926*.

26 C. A. von Schraishuon: Das Königliche Hoftheater in Stuttgart von 1811 bis zur neueren Zeit, S. 21, Stuttgart (1878), online unter: *http://gateway-bayern.de/BV005988207* (02.10.2019).

27 Schilling (1841), S. 222 f.

28 Schilling (1841), S. 438.

29 Ernst Ludwig Gerber: Biographisches Lexikon der Tonkünstler, Bd. 4 (Leipzig 1814) S. 840 ff., online unter: *urn:nbn:de:bvb:12-bsb00008094-9* (02.10.2019).

30 Schilling (1841), S. 224.

31 Fürstenau, Moritz, Artikel: Krebs, Karl August, in: Allgemeine Deutsche

Biographie 17 (1883), S. 99–100 [Online-Version]; *https://www.deutsche-biographie.de/pnd116403942.html#adbcontent* (06.10.2019).

32 Krauß (1908), S. 125.

33 Johann Nepomuk Schelble: Arien und Gesänge aus Graf Adelbert: große Oper in drey Akten, online unter: *http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:bvb:12-bsb00061942-4* (05.10.2019).

34 Unterrichtskurse am Waisenhaus in Musik durch den Hofsänger Krebs nach Pestalozzischen Grundsätzen und Plan zur Einrichtung eines Singinstituts zum Gebrauch für das Hoftheater, StAL, F 420 I Bü 724, hier zitiert nach Tim Zumhof: Die Erziehung und Bildung der Schauspieler: Disziplinierung und Moralisierung zwischen 1690 und 1830, Göttingen 2018, S. 464.

35 Krauß (1908), S. 135.

36 Ordnung vom 1. Juli 1811 für die beiden Waisenhäuser zu Stuttgart und Ludwigsburg (1839), vgl. August Ludwig Reyscher (Hg.): Sammlung der württembergischen Gesetze, Tübingen (1839), S. 260–277. *https://reader.digitale-sammlungen.de/resolve/display/bsb10552291.html.*

37 Zumhof (2018), S. 465.

38 Krauß (1908), S. 134 ff.

39 Landesarchiv Baden-Württemberg, Abt. Staatsarchiv Ludwigsburg, StAL: F 420/Bü 213, Disziplinar- und Strafgesetze für die Zöglinge des Musikinstituts, online: *https://www.landesarchiv-bw.de/plink/?f=2-621452.*

40 Krauß (1908), S. 134.

41 Personalakte Krebs, vgl. Anm. 15, Nr. 247–269.

42 Zumhof (2018), S. 467.

43 Johann Philipp Glökler: Festschrift zur Feier des fünfzigjährigen Jubiläums der Freimaurerloge Wilhelm zur Aufgehenden Sonne im OR. Stuttgart am 11. Okt. 1885 (Stuttgart: Metzler 1885), online unter: *https://archive.org/details/bub_gb_GbM_AQAAMAAJ* (02.10.2019).

44 Glökler (1885), S. 39.

45 Johann Baptist Krebs: Maurerische Mitteilungen als Manuskript für Brüder, 6 Bde., Stuttgart 1831–40.

46 Vgl. Karl Kolb: Die Wiedergeburt, das innere wahrhaftige Leben. Das sogenannte Buchstabenbuch. Lorch (1908).

47 Vgl. Gottfried Buchner: J. B. Kerning – Sein Leben und seine Schriften, Lorch (1927), online unter: *http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:bsz:24-digibib-bsz5158472403.*

48 Glökler (1885), S. 39.

49 Buchner (1927), S. 36 f.

50 Vgl. Rolf Speckner: Friedrich Eckstein als Okkultist, Online-Version vom 16. Dezember 2017: *https://www.academia.edu/7853146/Friedrich_Eckstein_als_Okkultist* (15.02.2019).

51 Kerning, J. B. [Pseudonym] = Johann Baptist Krebs: Der Student oder Sichere Grundlagen für die Gemüts- und Charakterbildung. Lorch (Württemberg), 1928. Ausgabe Verlag Elfriede Lang (2000).

52 Renatus-Verlag: Kerning-Literatur in Gottfried Buchner: J. B. Kerning – Sein Leben und seine Schriften, Lorch (1927).

53 Zitiert nach Glökler (1885), S. 42 f.

54 Glökler (1885), S. 59 f.

Schriften des Vereins für Geschichte
und Naturgeschichte der Baar

Band 63 · Seite 149 – 164
März 2020

Johann Georg Schultheiß – ein Schwarzwälder Majestätsbeleidiger im Vormärz

von Frank Zeiler

Johann Georg Schultheiß (1809–1872), ein in seiner Heimatstadt St. Georgen im Schwarzwald wegen seines vielfältigen öffentlichen Wirkens bis heute bekannter Bürger, dessen Name in einer Straßenbezeichnung verewigt ist, gehörte in den 1830er Jahren als Student zu den nicht wenigen „Individuen, welche sich politischer Umtriebe“[1] hingaben. Deshalb geriet er gemeinsam mit anderen, heute ungleich bekannteren Opfern der damaligen „Demagogenverfolgung“ wie Georg Büchner oder Philipp Jakob Siebenpfeiffer, mit denen zusammen er auf einer Fahndungsliste der Zentralbehörde für politische Untersuchungen in Frankfurt a. M. stand,[2] ins Visier der Obrigkeit und erfuhr strafrechtliche Verfolgung, Exil und polizeiliche Überwachung, wie sich aus archivalischem Material in den Beständen des Generallandesarchivs Karlsruhe (GLA) und des Staatsarchivs Freiburg (StAF) rekonstruiert lässt.

Anfänge

„Derselbe ist 23 Jahre alt, schlanker Gestalt, 5 Fuß 10 Zoll groß, hat eine blasse Gesichtsfarbe, braunen Bart, braune Haare, graue Augen, spitze Nase, gute Zähne, gewöhnlicher Mund und spricht den rheinländischen Dialekt. Er trägt einen grünen Rock, braunes Gilet von Piqué, braunes Beinkleid, Halbstiefel, rothes Halstuch und schwarzen Hut.“ Diese Personenbeschreibung entstammt dem Steckbrief, mit dem Johann Georg Schultheiß im Jahr 1832 zur Fahndung ausgeschrieben wurde.[3] Sein Vergehen: die Beleidigung seiner Majestät König Ludwigs I. von Bayern. Das Tatmittel: ein Gedicht.

Schultheiß war zur Zeit seiner strafrechtlichen Verfolgung Student an der Universität München,[4] seine „Karriere“ als politischer Poet begann aber in Heidelberg. Dort war er nach Abschluss seiner durch den Fürsten zu Fürstenberg finanziell unterstützten Schulzeit am Lyzeum in Karlsruhe[5] seit Herbst 1829 an der theologischen Fakultät immatrikuliert,[6] wo mit Heinrich Eberhard Gottlob Paulus – dem damals führenden Vertreter des theologischen Rationalismus – ein liberal gesinnter Professor wirkte. Dieser bekannte Theologe huldigte im Mai 1831 während einer Pfingstfeier von Heidelberger Bürgern den Abgeordneten des seit März tagenden sog. Reformlandtags, und er tat dies mit einem Gedicht, das von Schultheiß eigens für die Feierlichkeit verfertigt, oder, wie ein zeitgenössischer Beobachter meinte, „in vaterländischem Hochgefühl erzeugt“[7] worden war. In dieser vor Pathos triefenden Eloge verklärte der 21-jährige Student der Theologie unter dem Titel „Das Pfingstfest am Rheine. Badens Abgeordneten gewid-

Tagungsort der 2. Kammer der badischen Landstände, nach 1822. Landesarchiv Baden-Württemberg, Abteilung GLA Karlsruhe J-B Karlsruhe Nr. 112.

met“ das Ereignis dem Anlass entsprechend ins Religiöse: das freie Wort wird zum Evangelium erhoben, der Landtag selbst ist nichts Geringeres als ein Wunder, die Volksvertreter sind nichts weniger als Apostel.[8] Gemeint sind mit dieser Glorifizierung freilich nur diejenigen Abgeordneten der zweiten Kammer der badischen Landstände, die gleich nach der Eröffnung des Landtags versuchten, mit Forderungen wie der Einführung vollkommener Pressefreiheit Reformen im Sinne des Liberalismus durchzusetzen. Schultheiß hatte in seiner Heidelberger Zeit verschiedentlich Umgang mit Repräsentanten dieser politischen Richtung – und auch mit Personen radikalerer Gesinnung. So stand er in Verbindung mit einem politischen Zirkel, der sich im Umfeld des praktischen Arztes Franz Ludwig Herr im südbadischen Herbolzheim gebildet hatte, wo der knapp 30-jährige Mediziner ein Organisationsbüro der illegalen Opposition betrieb.[9] Dies geht aus einer Liste mit „compromittirten Personen“ hervor, die den Ermittlungsakten zu einem Untersuchungsverfahren gegen den des „Ultra-Liberalismus“ bezichtigten Herr[10] und den Rechtspraktikanten Busch wegen Majestätsbeleidigung und Hochverrats beigefügt ist.[11] Wie eng sich Schultheiß' Beziehung zu den Mitgliedern dieses 35-köpfigen Kreises, der vom gemäßigten Liberalen bis zum Revolutionär alle politischen Schattierungen aufwies, gestaltete, ist nicht bekannt. Bekannt ist lediglich, dass er im Mai 1832, als er zum Studium in Tübingen weilte, in brieflicher Verbindung mit Herr stand und ihm Gedichte zum Lesen überließ,[12] so zum Beispiel ein „Das neue Evangelium“ betiteltes Poem über die Pressefreiheit.[13]

In der Zeit um 1830 hatte Schultheiß bereits Kontakt zu einer der führenden Gestalten des deutschen Liberalismus, dem Freiburger Professor für Natur-, Staats-, Völkerrecht und Staatswissenschaften Karl von Rotteck. Rotteck war ein sog. politischer Professor, der zusammen mit seinen Kollegen Karl Theodor Welcker und Johann Georg Duttlinger in den 1820er Jahren die juristische Fakultät in Freiburg zu einem deutschlandweit gefeierten „Hort des Liberalismus“ machte. 1831 war er als neugewählter Abgeordneter der zweiten Kammer ein Mitglied des erwähnten Reformlandtags. Auf diesen verfasste Schultheiß nach dem „Pfingstgedicht“ ein weiteres Gedicht, in dem er nach eigenem Bekunden „alle Motionen in ihren schönsten Folgen für das Volkswohl“ darstellte.[14] Um den Druck des Gedichtes zu ermöglichen, hatte sich Schultheiß anscheinend um finanzielle Hilfe aus einem „Fond für Wissenschaft und Künste“ bemüht. Im Dezember 1831 wandte er sich während eines Aufenthalts in Karlsruhe brieflich

Karl von Rotteck, 1830. Wikimedia Commons.

Ignaz von Wessenberg, 1819. Wikimedia Commons.

an Rotteck, um ihn um Unterstützung für dieses Vorhaben zu bitten. Zur Bekräftigung fügte er an, dass sich Paulus, mit dem Rotteck einen lebhaften Briefwechsel führte,[15] bereits für das von ihm verfasste „Pfingstgedicht" eingesetzt habe. Ob das „Landtagsgedicht" jemals publiziert wurde, ist nicht zu sagen.

Ebenfalls um das Jahr 1830 scheint die Bekanntschaft Schultheiß' mit einer weiteren dem Liberalismus verbundenen Persönlichkeit, dem vormaligen Konstanzer Bistumsverweser Ignaz Heinrich Freiherr von Wessenberg, entstanden zu sein.[16] Dieser 1774 in Dresden geborene und 1860 in Konstanz gestorbene Geistliche war einer der profiliertesten Vertreter der katholischen Spätaufklärung im 19. Jahrhundert. Seit 1802 war Wessenberg als Generalvikar des Konstanzer Fürstbischofs Karl Theodor von Dalberg bei dessen langen Abwesenheiten faktisch Leiter der größten deutschen Diözese. Dort trieb er weitreichende Reformen auf verschiedenen Gebieten wie der Theologenausbildung, der Liturgie und der Volksfrömmigkeit voran. Mit dieser Reformtätigkeit erregte Wessenberg das Missfallen der römischen Kurie, die 1814 seine Amtsenthebung forderte und 1817 nach dem Tod Dalbergs seine Wahl zum Kapitularvikar und Bistumsverweser nicht anerkannte. Letztlich blieb Wessenberg aber bis zur Besetzung des Erzbischofsstuhls der Konstanzer Nachfolgediözese Freiburg im Jahr 1827 als Verweser im Amt.

Schultheiß' Bekanntschaft mit Wessenberg kam möglicherweise – vielleicht ebenso wie die Beziehung zu Rotteck – über Paulus zustande, der mit Wessenberg befreundet war.[17] Vielleicht hatte Wessenbergs Liebe zur Poesie sein Interesse an dem dichtenden Studenten geweckt; jedenfalls hat Wessenberg, wie aus dem obengenannten Brief an Rotteck hervorgeht, Schultheiß' 1831 in Heidelberg erschienenes Werk „Hebel's Leben. Eine Idylle in des Schwarzwaldes alemannischer Mundart" nicht nur gelesen, sondern dem Verfasser auch einen langen Brief

darüber geschrieben. Ob und in welchem Umfang Schultheiß zu dieser Zeit darüber hinaus Umgang mit Wessenberg pflegte, ist nicht bekannt. In jedem Fall blieb die Verbindung in den kommenden Jahren erhalten, wie weiter unten dargelegt wird.

Majestätsbeleidigung

Im Frühjahr 1832 verließ Schultheiß Heidelberg und setzte sein Theologiestudium an der württembergischen Landesuniversität in Tübingen fort.[18] Zum Wintersemester 1832/33 wechselte er bereits wieder die Universität – wahrscheinlich wegen der seiner Meinung nach noch immer „servilen" und dem Liberalismus feindlich eingestellten Württemberger[19] – und immatrikulierte sich an der philosophischen Fakultät in München. Dort machte er die folgenreiche Bekanntschaft des Naturforschers und Naturphilosophen Lorenz Oken.[20] Oken musste sich, als er Professor in Jena war, wegen seiner kritischen Beiträge in der von ihm gegründeten freisinnigen Wissenschaftszeitschrift „Isis" vor Gericht verantworten und wurde schließlich vor die Alternative gestellt, seine Zeitschrift einzustellen oder seine Professur niederzulegen. Oken wählte den Amtsverzicht und ging zunächst nach Basel. Später wechselte er als Professor für Physiologie nach München. Dort geriet er 1832 erneut in Konflikt mit der Obrigkeit, nachdem er zwangsweise nach Erlangen versetzt worden war, um bestehende Zwistigkeiten zwischen ihm und seinen Kollegen an der Universität München zu beenden. Oken weigerte sich allerdings, die Versetzung hinzunehmen, und erklärte dem bayerischen König: „Majestät, ein deutscher Professor wird nicht versetzt, er wird berufen", woraufhin er seines Amtes enthoben wurde. Bayern befand sich zur damaligen Zeit unter der Regentschaft von König Ludwig I., einem kunstsinnigen Monarchen und leidenschaftlichen Dichter, in dessen Regierungszeit München zu einer Kunstmetropole von europäischem Rang ausgebaut wurde.[21] Ludwig war stets ein vom Gottesgnadentum überzeugter Herrscher, der die monarchische Souveränität sorgfältig pflegte, andererseits akzeptierte er den seit 1818 in Bayern bestehenden Konstitutionalismus. Nach seiner Thronbesteigung im Jahr 1825 wurde er als einer der liberalsten Fürsten Deutschlands gefeiert. Nach 1830 wurde seine Einstellung jedoch zunehmend konservativ. Anlass waren die im Gefolge der französischen Julirevolution verstärkt aufkommenden kritischen Bewegungen im Volk, denen Ludwig mit heftigsten Reaktionen entgegentrat. Mit der nunmehr einsetzenden verschärften Repressions-

Lorenz Oken, o. J. Wikimedia Commons.

König Ludwig I. im Krönungsornat. Gemälde von Karl Joseph Stieler, 1826. Wikimedia Commons.

politik nahm Bayern zwar lediglich an der allgemeinen Entwicklung im Deutschen Bund teil, aber der besonders stark um sein Königtum fürchtende Ludwig ließ Oppositionelle besonders unnachsichtig verfolgen. Insgesamt sollen in der Zeit von 1831 bis 1839 ca. 800 Untersuchungsverfahren gegen „Demagogen" eingeleitet worden sein, es kam zu hunderten von Verurteilungen zu Gefängnis und zu einigen Todesurteilen, von denen allerdings keines vollstreckt wurde.

Willfähriger Erfüllungsgehilfe Ludwigs bei der Durchführung des justiziellen Staatsschutzes war der gebürtige Tiroler Joseph Hoermann von Hörbach, der ab 1832 als Präsident des Appellationsgerichts des Isarkreises in Landshut diese Justizbehörde insbesondere durch personelle Umbesetzungen in ein politisches Gericht verwandelte.

Vor diesem Gericht wurde im Jahr 1833 gegen den Studenten Johann Georg Schultheiß Anklage wegen Majestätsbeleidigung erhoben.[22] Schultheiß hatte 1832 aus Anlass der Entfernung Okens aus seinem Amt ein Gedicht mit dem Titel „Nachruf auf Oken" verfasst, in dessen 6. Strophe er die Amtsenthebung durch den König mit den Versen kritisierte: „der Dichter Fürst/ Trieb aber lichtscheu bald den Lichtheld / Achtlos hinweg aus der finsteren Mönchsstadt". Schultheiß gab dieses Gedicht einigen Bekannten zu lesen, und es sollte nach seinem Willen in der Schweiz veröffentlicht werden. Aus diesem Grund schrieb er einen Brief an Oken in Zürich, wohin sich dieser nach seiner Amtsenthebung begeben hatte. Schultheiß bat ihn, das Gedicht, falls opportun, in „einem der gelesensten Schweizerblätter" abdrucken zu lassen,[23] und übergab den Brief am 3. Juli 1832 dem 26-jährigen Redakteur Karl Erasmus Krause, einem Sohn des Philosophen Karl Christian Friedrich Krause, damit dieser das Schreiben zu Oken bringen konnte. Allerdings gelangte der Brief, und damit das Gedicht, zwei Tage später bei einer von der Polizeidirektion München durchgeführten Haussuchung bei Krause in die Hände der bayerischen Strafverfolgungsbehörden. Dort erregte vor allem die Apostrophierung von Ludwig I. als „lichtscheu" das Missfallen der Ermittler,[24] weshalb vom Kreis- und Stadtgericht München eine Untersuchung gegen Schultheiß wegen des Verdachts der Majestätsbeleidigung verfügt wurde. Schultheiß wurde daraufhin arretiert, später aber gegen die Zahlung einer Kaution wieder freigelassen. Dem weiteren Fortgang des Verfahrens entzog er sich durch Flucht.

Die fluchtbedingte Abwesenheit von Schultheiß hinderte die Strafverfolger indes nicht, nach Abschluss der Untersuchungen durch das Kreis- und Stadtgericht München beim Appellationsgericht des Isarkreises gegen Schultheiß Anklage wegen des Verbrechens der Majestätsbeleidigung zweiten Grades zu erheben. Aufgrund dieser Anklage hatte Schultheiß im Falle der Verurteilung eine Mindeststrafe von einem Jahr geschärftem Arbeitshaus zu gewärtigen. Am 4. Oktober 1833 wurde Schultheiß tatsächlich unter Vorsitz des Präsidenten Hoermann vom Appellationsgericht *in absentia* verurteilt, allerdings abweichend von der Anklage wegen der „Verletzung der dem Monarchen schuldigen Ehrfurcht in Concurrenz mit dem Vergehen des entfernten Versuchs zum Verbrechen der Majestätsbeleidigung 2. Grades". Damit kamen die Richter zu dem Ergebnis, dass keine vollendete Majestätsbeleidigung zweiten Grades, sondern lediglich ein wesentlich geringer zu bestrafender entfernter Versuch dieses Delikts vorlag, zugleich verurteilten sie Schultheiß aber wegen des ursprünglich nicht angeklagten Vergehens der Verletzung der dem Monarchen schuldigen Ehrfurcht. Gleichwohl gelangte das Gericht wegen des Geständnisses von Schultheiß und

dessen guten Leumunds zu einem im Vergleich zur ursprünglichen Anklage milden Strafausspruch: Für die versuchte Majestätsbeleidigung wurde statt der Arbeitshausstrafe eine Gefängnisstrafe von einem Monat in Ansatz gebracht, die Ehrfurchtsverletzung wurde mit der geringstmöglichen Strafe von sechs Monaten Gefängnis geahndet. Verbunden wurde die Freiheitsstrafe mit der bei Majestätsdelikten obligatorischen öffentlichen Abbitte vor dem Bildnis des Monarchen. Die Kosten des Verfahrens fielen wegen der Mittellosigkeit von Schultheiß und seiner unterhaltsverpflichteten Verwandten dem bayerischen Staat zur Last.

Exil

Das Urteil gegen Schultheiß konnte nicht vollzogen werden, da dieser, wie erwähnt, bereits flüchtig war. Schultheiß wurde daraufhin von den bayerischen Behörden steckbrieflich gesucht, und am 1. November 1833 verfügte auch das badische Innenministerium die Fahndung nach Schultheiß.[25] Tags darauf erließ die örtlich für St. Georgen als Heimatort des Flüchtigen zuständige Regierung des Oberrheinkreises in Freiburg einen Steckbrief mit der Maßgabe an die Bezirksämter, dass nach Schultheiß zu fahnden und dieser im Falle der Einreise ins Großherzogtum zu verhaften sei.[26] Zu diesem Zeitpunkt befand sich Schultheiß allerdings bereits seit längerem in seinem Exil in der Schweiz.[27]

Dass Schultheiß sich in die Schweiz begab, war in zweifacher Hinsicht kein Zufall. Einerseits hielt Oken sich in Zürich auf, zum anderen war die Schweiz durch die Flüchtlingswelle nach dem Hambacher Fest (1832) und dem Frankfurter Wachensturm (1833) zu einem Sammelpunkt deutscher politischer Flüchtlinge geworden. Der Grund hierfür war das liberale Klima, das sich in der durch die französische Julirevolution angestoßenen sog. Zeit der Regeneration in einigen Teilen der Schweiz durchsetzte. Damals erzwang die Bevölkerung in zehn Kantonen (Thurgau, Aargau, Luzern, Solothurn, Zürich, St. Gallen, Freiburg, Waadt, Bern und Schaffhausen) eine liberale Verfassungsgebung nach dem Prinzip der Volkssouveränität, wodurch sich in diesen Gebieten zu Beginn der 1830er Jahre eine recht liberale Asylpraxis etablierte.[28] Deshalb konnte sich Schultheiß in Zürich, wo die Bevölkerung wie in anderen Landesteilen teilweise begeisterten Anteil am Schicksal der Exilanten nahm,[29] einigermaßen sicher fühlen.

Über den Aufenthalt von Schultheiß in der Schweiz ist wenig bekannt. Vom Wintersemester 1833 an war er an der Universität Zürich immatrikuliert.[30] Nach der Darstellung seines Neffen Jakob Schultheiß fand er zunächst im Hause Okens in Zürich Aufnahme. Dort soll er die Bekanntschaft von Louis Napoléon, dem späteren französischen Kaiser Napoleon III., gemacht haben.[31] Der Neffe von Napoleon I. hielt sich in der Zeit von 1832 bis 1836 zumeist gemeinsam mit seiner Mutter Hortense Beauharnais, der Stieftochter von Napoleon I., in dem am Schweizer Ufer des Untersees gegenüber der Insel Reichenau gelegenen Schloss Arenenberg auf. Hortense, die seit 1810 von ihrem Mann Louis Bonaparte, dem Bruder von Napoleon I. und in den Jahren 1806 bis 1810 König von Holland, getrennt lebte, hatte das Anwesen 1817 gekauft, nachdem sie, wie alle

Schloss Arenenberg. Ölgemälde von H. Brunner-Lacoste, 1859.
Führer durch das Napoleonische Museum im Schloss Arenenberg, 1936.

Bonapartes, nach dem Sturz des Kaisers Frankreich verlassen musste. Hier auf dem Arenenberg entfaltete sich in den späten 1820er und in den 1830er Jahren bis zu Hortenses Tod im Jahr 1837 ein reges gesellschaftliches Leben.[32] Neben Verwandten, befreundeten Adeligen und Schweizer Bürgern waren französische Intellektuelle wie die Schriftsteller Alexandre Dumas d. Ä., Chateaubriand und Madame Récamier Gäste Hortenses. Sie wohnten zumeist in dem nahe gelegenen Schloss Wolfsberg, das von Oberst Parquin, einem Offizier in der Armee von Napoleon I. und späteren Mitverschwörer des bonapartistischen Thronprätendenten Louis Napoléon bei dessen kläglich gescheitertem Straßburger Putschversuch vom Jahr 1836, zu einer Pension umgewandelt worden war.

Zu den Gästen auf dem Arenenberg zählte auch Johann Georg Schultheiß. Näheres ist über seine dortigen Aufenthalte freilich nicht bekannt; es lassen sich weder die Anzahl noch die Dauer seiner Besuche im Schweizer Domizil der Bonapartes bestimmen. Dass er dort auch mit dem einen oder anderen der berühmten Besucher in Berührung kam, kann nur vermutet werden. Mit einem regelmäßigen Gast auf Schloss Arenenberg, Heinrich Freiherr von Wessenberg, einem engen Vertrauten Hortenses, war Schultheiß wie gesehen bereits von früher bekannt. Ihn könnte er auch auf dem Arenenberg getroffen haben. Die Verbindung zu Wessenberg bestand jedenfalls weiterhin: so war Schultheiß im November 1834 ungeachtet der in Deutschland gegen ihn bestehenden Fahndung Gast in dessen Konstanzer Haus,[33] und später machte sich Wessenberg für die Rückkehr des politischen Flüchtlings in seine Heimat stark.

Vorläufig befand sich Schultheiß aber noch in der Schweiz. Im Frühjahr 1834 war er in Zürich, von wo aus er unter dem Datum vom 29. Mai an den mittlerweile aus politischen Gründen zwangspensionierten Rotteck einen Brief richtete.[34] In diesem berichtete er von seinen zahlreichen literarischen Vorhaben, für die ihm – wie üblich – die finanziellen Mittel fehlten, weshalb er Rotteck um

Unterstützung bat. Im Einzelnen wollte er eine Ode an Rotteck und die Stadt Freiburg publizieren sowie „ähnliche Gesänge“ über die katholische Kirche an Wessenberg, über die protestantische Kirche an Paulus und über die Poesie an Ludwig Uhland. Darüber hinaus teilte er mit, dass als nächstes ein Gedicht über die Cholera erscheinen werde[35] und er eine Darstellung des Zustandes der Schweiz in einem Band Briefe plane. Ob Schultheiß diese Vorhaben letztlich durchgeführt hat, kann nicht gesagt werden; im Druck nachweisen lässt sich jedenfalls keines der genannten Werke.

Währenddessen war der Aufenthalt von Schultheiß in der Schweiz keineswegs gesichert. Die Schweiz lieferte nämlich mit Rücksicht auf außenpolitische Umstände gelegentlich auch politische Straftäter aus.[36] Bereits 1808 schlossen einige Schweizer Kantone einen Auslieferungsvertrag mit Baden, dem 1821 weitere Kantone beitraten.[37] Dieser Vertrag verpflichtete die Kantone auch, politische Straftäter auf Antrag der badischen Behörden an diese auszuliefern, und im badischen Justizministerium bestand durchaus die Neigung, Schultheiß im Wege der Auslieferung habhaft zu werden. 1834 ließ es im Zusammenhang mit den Ermittlungen gegen Herr und Busch vom Hofgericht in Freiburg prüfen, ob bei der Schweizer Regierung die Auslieferung von Schultheiß betrieben werden könnte. Allerdings antwortete das Hofgericht in Freiburg, das die Anfrage absichtlich misszuverstehen schien, dem Justizministerium, dass von einem Auslieferungsgesuch eines ausländischen Staates bezüglich des Studenten Schultheiß nichts bekannt sei. Diese Antwort veranlasste das Ministerium zu einer ausführlichen Darlegung seines wirklichen Anliegens, so dass sich das Hofgericht schließlich zu einem Beschluss in der Sache genötigt sah: Am 13. November 1834 erklärte der 1. Senat dem Justizministerium, dass der ihm überlassene Aktenauszug nichts enthalte, worauf eine Untersuchung gegen Schultheiß gegründet werden könne. Deshalb sehe sich der Senat nicht veranlasst, eine solche Untersuchung einzuleiten und die Auslieferung von Schultheiß zu beantragen.[38] Damit war die Regierung mit ihrem Versuch gescheitert.

Heimkehr

Schultheiß kehrte schließlich freiwillig ins Großherzogtum zurück. Im April 1835 befand er sich, noch illegal, da ohne Aufenthaltsgenehmigung,[39] in Durlach.[40] Zuvor war er in Straßburg ansässig.[41] Von Durlach aus versuchte Schultheiß am 20. April durch eine Eingabe an das Innenministerium eine Aufenthaltsbewilligung für Baden und einen Pass zu erlangen, mit dem er über Tübingen nach St. Georgen und später nach Konstanz reisen konnte.[42] Diesem Gesuch war am 7. April ein Brief Wessenbergs an den badischen Staats- und Innenminister Ludwig Georg Winter vorausgegangen, in dem sich dieser für Schultheiß verwandte. Wessenberg schrieb: „[...] ueber dessen [Schultheiß'] Aufführung vernahm ich aus München und Heidelberg nur Gutes [...]. Ich empfehle ihn zur möglichst [...] gelinden Behandlung, und erachte [...], daß es genügen dürfe, ihn allenfalls einige Zeit einer polizeilichen Aufsicht zu unterstellen, wo

Ludwig Georg Winter, o. J. Wikimedia Commons.

sich dann, wie ich glaube, seine politische Ungefährlichkeit [...] an den Tag bringen dürfte."[43] Doch Winter reagierte zunächst vorsichtig. Er teilte dem ehemaligen Bistumsverweser mit, dass er vor einer Entscheidung noch weitere Informationen einholen müsse. Deshalb wandte er sich mit Schreiben vom 11. April 1835 an seinen bayerischen Amtskollegen, um von diesem über die Münchner Vorgänge des Jahres 1833 unterrichtet zu werden.[44] Nach der Lektüre der Antwort aus München gelangte der als liberal geltende Winter zu einem positiven Ergebnis. Die Fahndung nach Schultheiß wurde aufgehoben und die Behörden in Freiburg und Hornberg – dem Sitz des für St. Georgen zuständigen Bezirksamtes – angewiesen, ihm in seiner Heimat mit der Auflage, sich „still und ruhig zu verhalten", einen „ungestörten Aufenthalt" zu ermöglichen.[45] Ferner gab Winter dem Begehren Schultheiß' statt, einen Reisepass zu erhalten, allerdings nicht, wie dieser es wünschte, mit der Berechtigung, nach Frankreich reisen zu dürfen, um seine literarischen Studien zu vervollkommnen.[46] Am 5. Mai 1835 wurde von der Polizeidirektion Karlsruhe schließlich ein Pass ausgestellt,[47] woraufhin Schultheiß in seine Heimatgemeinde zurückkehrte.

Ende der Causa Schultheiß

Wieder in seiner Heimat angelangt, verhielt sich Schultheiß keineswegs „still und ruhig". Die Behörden registrierten vielmehr misstrauisch eine Vielzahl von Reisen Schultheiß' sowohl ins benachbarte Württemberg, wo er wegen der noch bestehenden bundesweiten Fahndung bei einem Grenzübertritt vorübergehend festgenommen wurde,[48] als auch nach Konstanz, wo der behördlicherseits ungeliebte „bekannte Dichterling", den man gerne loswerden wollte,[49] stets für zwei bis drei Wochen im Gasthaus zur Krone wohnte.[50] Von Konstanz aus begab er sich zu Oken nach Zürich und traf sich (wohl oft) auf Schloss Arenenberg mit Louis Napoléon,[51] der seinem mittellosen Bekannten wiederholt finanzielle Unterstützung gewährte.[52] Daneben hatte Schultheiß in der Schweiz, „nach eigenem Eingeständnis", wie die Regierung des Oberrheinkreises in Freiburg sagte,[53] Umgang mit badischen Flüchtlingen wie dem späteren Obergerichtsadvokaten Ludwig Stephani. Auch traf Schultheiß mit dem früher zum Herr-Kreis gehörenden Müllheimer Apotheker Vulpius zusammen, einem „leidenschaftlichen Republikaner", der in Baden wegen Majestätsbeleidigung bereits zu einem halben Jahr Arrest verurteilt worden war.[54]

Aufgrund dieser Aktivitäten wurde Schultheiß im Sommer 1836 auf Geheiß des Bezirksamtes Hornberg erneut unter dem Verdacht der „Teilnahme an politischen Umtrieben" verhaftet, nachdem bei einer Haussuchung verschiedene Papiere, darunter ein „Lied mit höchst revolutionärem Inhalt", beschlagnahmt worden waren.[55] Später wurde er zwar gegen Zahlung einer Kaution wieder freigelassen, doch nur bei gleichzeitiger Verfügung eines Ortsarrests für St. Georgen.[56] In dieser Situation setzte sich erneut Wessenberg für Schultheiß ein. Dieser hatte ihm zuvor in einem Brief vom 17. September 1836 sein Leid geklagt und „auf Ehre" versichert, dass er sich sowohl in der Schweiz als auch nach seiner Rückkehr „durchaus in nichts Politisches gemischt habe", wenn man nicht aus der Ode an Oken und den „napoleonischen Gedichten" – ein Napoleon I. glorifizierender Lyrikband[57] – ein Verbrechen machen wolle. Wessenberg schrieb daraufhin einen Brief an Winter und bat, weil er Schultheiß für unschuldig hielt, um eine Beschleunigung der Untersuchung. Der mit Schultheiß persönlich bekannte Minister aber erklärte, so ganz unschuldig scheine Schultheiß nicht zu sein, und gab zu verstehen, dass dieser sich seine Lage selbst zuzuschreiben habe. Der Ortsarrest dauerte vermutlich mindestens bis zum November des Jahres an, als die Kreisregierung dem Innenministerium mitteilte, dass für eine Fortführung des Untersuchungsverfahrens kein Grund bestehe. Allerdings empfahl man zugleich, Schultheiß wegen seiner „revolutionäre[n] Tendenzen" unter polizeilicher Aufsicht zu halten. Am 21. November 1836 erging eine Verfügung des Innenministeriums an die Kreisregierung, sie solle in Bezug auf Schultheiß „das Geeignete" tun, was wohl bedeutet, dass das von der Kreisregierung vorgeschlagene Vorgehen gebilligt wurde. Im Oktober 1838 scheint die Angelegenheit letztlich ein Ende gefunden zu haben, als Schultheiß aus dem Fahndungsverzeichnis der Zentralbehörde für politische Untersuchungen gestrichen wurde.[58]

Ausblick: Die Geschichte wiederholt sich

Der Oktober 1838 markierte für Schultheiß das Ende der durch seine „Ode an Oken" ausgelösten Kalamität, nicht aber das Ende seiner Kollisionen mit der Staatsmacht; denn in den 1840/50er Jahren sah er sich erneut mit Ermittlungsverfahren, Verhaftung, Verurteilung und Überwachung konfrontiert. Einzelheiten zu den strafbaren Handlungen, die Schultheiß angelastet wurden, lassen sich dem ausgewerteten Aktenmaterial nicht entnehmen, lediglich die Vorgänge selbst sind in amtlichen Schriftstücken dieser Jahre niedergelegt. So findet sich die Angabe, dass gegen Schultheiß 1844 ein Verfahren wegen Gotteslästerung und Majestätsbeleidigung eingeleitet wurde, das 1845 ohne Verurteilung endete.[59] Im Revolutionsjahr 1848 wurde ausweislich eines „Verzeichnisses politischer Verbrecher"[60] gegen ihn wegen Verleitung zur Desertion ermittelt; diese Untersuchung wurde durch einen Beschluss des Staatsministeriums für beruhend erklärt.[61] Im folgenden Jahr wurden Ermittlungen wegen der Teilnahme am Hochverrat geführt – hauptsächlich, weil er „bei den revolutionären Vorgängen" als „Anführer eines Zuges nach Unterkirnach zur Verhaftung des Bürgermeis-

ters“ gewirkt haben soll.[62] Nach der anekdotenhaft anmutenden Schilderung von Jakob Schultheiß habe sein Onkel hierbei allerdings nicht aus eigenem Antrieb gehandelt;[63] vielmehr sei er zu dieser Tat von dem Hornberger Diakonus Christoph Heinrich Adolph Gerwig, einem sehr aktiven Revolutionär, der im Wintersemester 1831/32 zeitgleich mit Schultheiß in Heidelberg Theologie studiert hatte[64] und von ihm allem Anschein nach häufig in Hornberg besucht wurde,[65] in dessen Funktion als Zivilkommissär der provisorischen Regierung angestiftet worden.

Eventuell im Zusammenhang mit dieser Ermittlung wurde Schultheiß irgendwann gegen Ende des Jahres 1849 verhaftet und ins Amtsgefängnis Villingen verbracht, aus dem er im Dezember des Jahres wieder entlassen wurde.[66] Bereits im Oktober war ihm als Person, gegen die ein Verfahren wegen des „Aufstandes im Großherzogtum Baden“ geführt wurde, die Emigration in die USA nahegelegt worden, doch dazu hatte Schultheiß „keine Lust“.[67] Zu Beginn des Jahres 1850 war er noch wegen „Aufforderung zum Hochverrat, wegen Eidesbruchs und wegen Betruges“ in Untersuchung,[68] am 3. Mai 1850 wurde die Sache aber durch ein Urteil des Hofgerichts des Seekreises in Konstanz als minderwichtig eingestuft und gemäß einem Justizministerialerlass von 1849 für „einstweilen beruhend erklärt“.[69]

Kam es in all diesen Fällen zu keinem Schuldspruch, so endete 1850 ein Prozess wegen „Ehrenkränkung von Mitgliedern der fürstlich fürstenbergischen Kanzlei“ mit der Verurteilung zu einer Gefängnisstrafe. Dem Vollzug dieses Urteils soll sich Schultheiß entzogen haben[70] – nach Angabe seines Neffen dadurch, dass er 1850 nach Paris ging.[71] Nach Darstellung des Bezirksamts Waldkirch befand sich Schultheiß indes noch 1851 (behördlich genehmigt) auf Altsimonswälder Gemarkung, wo er sich mit Matthias Kaltenbach, dem Besitzer des Martinskapellenhofes, der Käseproduktion gewidmet habe und wegen seiner angeblichen politischen Gefährlichkeit fortwährend von der Gendarmerie überwacht worden sei.[72] So kann nicht zweifelsfrei gesagt werden, wann Schultheiß nach Frankreich ging, wo er sich bis zum Frühjahr 1858 aufhielt.[73] Nach seiner Rückkehr nach St. Georgen wurde die Ehrenkränkungssache durch den von Jakob Schultheiß als „wohlwollend“ charakterisierten Hornberger Amtsrichter Gustav Adolf Jägerschmidt für verjährt erklärt,[74] gleichzeitig ordnete das seit 1857 für St. Georgen zuständige Bezirksamt Triberg aber an, den Heimgekehrten „strengstens zu überwachen“, weil er in der Hochverratssache (entgegen der Meinung von Schultheiß)[75]

Straßenschild für den Johann-Georg-Schultheiß-Weg in St. Georgen. Foto: Michael Tocha.

nicht freigesprochen worden war,[76] und verlangte in regelmäßigen Abständen, über dessen Verhalten unterrichtet zu werden. Die daraufhin vom Bürgermeisteramt St. Georgen angefertigten Berichte haben alle den gleichen Tenor: nichts Nachteiliges zu berichten.[77] Im Herbst des Jahres 1859 stellte das Bezirksamt seine Aufforderungen an das Bürgermeisteramt schließlich ein, weil „J. G. Schultheiß [...] durch sein Verhalten in neuerer Zeit nicht Veranlassung zur Fortsetzung dieser Anfragen" gab.[78]

Autor

Dr. Frank Zeiler

ist ein Ur-, Ur-, Ur-Großneffe von Johann Georg Schultheiß. Er ist als wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg mit dem Aufbau einer Medaillendatenbank zum Thema Recht und Gerechtigkeit befasst.

Dr. Frank Zeiler
Kandelblickstraße 4
79108 Freiburg im Breisgau
zeiler.f@t-online.de

Anmerkungen

1 So die Formulierung des badischen Innenministeriums, StAF B 692/2 Nr. 266, fol. 30r.

2 Ebd., fol. 41r.

3 StAF B 735/4 Nr. 58, fol. 3.

4 Verzeichniß des Lehr-Personals und der sämmtlichen Studirenden an der k. Ludwig-Maximilians Universität in München im Studien-Jahre 1832/33, München 1833, S. 42.

5 GLA 313/2905, fol. 122r.

6 Gustav Toepke (Bearb.): Die Matrikel der Universität Heidelberg. Band 5. Heidelberg 1904, S. 399. Die Immatrikulation erfolgte am 28.10.1829. Die Angabe des Neffen Jakob Schultheiß, wonach sein Onkel das Studium in Tübingen begonnen habe, ist unrichtig (Jakob Schultheiss: Geschichtliches über die Familie Schultheiß in St. Georgen Schwarzwald, Manuskript im Stadtarchiv Villingen-Schwenningen, zitiert nach dem Teilabdruck in: Wolfdieter Gramlich: St. Georgener Heimatbuch. Villingen-Schwenningen 1984, S. 96 ff., hier S. 96).

7 Vgl. den von einem namentlich nicht genannten Landtagsdelegierten verfassten Bericht über die Feierlichkeit in der „Neuen Speyerer Zeitung" vom 12.7.1831.

8 Text des Gedichts ebd. Das in Straßburg erscheinende, im Deutschen Bund alsbald verbotene radikale Oppositionsorgan „Das konstitutionelle Deutschland" druckte das Gedicht in der Ausgabe vom 12.7.1831 ebenfalls ab, in Auszügen erschien es auch in der Zeitschrift „Hesperus" (Nr. 187 vom 6.8.1831); als selbständige Schrift wurde es im selben Jahr von dem Heidelberger Verleger Georg Reichard herausgegeben.

9 Siehe zu Herr und seinem politischen Kreis Norbert Deuchert: Vom Hambacher Fest zur badischen Revolution. Politische Presse und Anfänge deutscher Demokratie 1832–1848/49. Stuttgart 1983, S. 53.

10 Jahrbücher des Grossherzoglich Badischen Oberhofgerichts. 1. Jg. (N. F.). Mannheim 1834, S. 215.

11 GLA 236/8487, fol. 138v. Darstellung des Untersuchungsverfahrens in: Jahrbücher des Oberhofgerichts (wie Anm. 10), S. 215 ff.

12 GLA 236/8487, fol. 138v, 149r.

13 GLA 234/655, fol. 8v.

14 Stadtarchiv Freiburg K 1/25, Nr. 903 (Brief von Schultheiß an Rotteck vom Dezember 1831).

15 Insgesamt befinden sich in Rottecks Nachlass im Stadtarchiv Freiburg 47 Briefe und einige Manuskripte von Paulus.

16 Vgl. zum Folgenden Karl-Heinz Braun: Die Causa Wessenberg. In: ders. (Hrsg.): Kirche und Aufklärung – Ignaz Heinrich von Wessenberg (1774–1860). München/Zürich 1989, S. 28 ff.

17 Julius August Wagenmann: Paulus, Heinrich Eberhard Gottlob. In: Allgemeine Deutsche Biographie. Band 25. Leipzig 1887, S. 293. Daneben waren auch Rotteck und Wessenberg befreundet (Herman Kopf: Karl von Rotteck. Zwischen Revolution und Restauration. Freiburg i. Br. 1980, S. 36 ff.).

18 Verzeichniß der Studirenden auf der Königlich Würtembergischen Universität Tübingen zu Anfang des Sommer-Halbjahres 1832, Tübingen 1832, S. 6.

19 Vgl. den Brief an Herr vom Mai 1832, in dem Schultheiß darüber klagt, „daß im Würtembergischen noch der Servilismus“ herrsche und „der Liberalismus dort als eine Lächerlichkeit“ betrachtet werde (Jahrbücher des Oberhofgerichts [wie Anm. 10], S. 218).

20 Vgl. zum Folgenden Max Pfannenstiel: Lorenz Oken. Sein Leben und Wirken, Freiburg 1952; Stefan Büttner: Oken. In: Neue Deutsche Biographie. Band 19. Berlin 1999, S. 498 f.

21 Vgl. zum Folgenden Heinz Gollwitzer: Ludwig I. von Bayern. München 1986; Hubert Glaser, Souveränität und Integration – Leitschienen bayerischer Politik im Vormärz. In: Hans Ottomeyer (Hrsg.): Biedermeiers Glück und Ende ... die gestörte Idylle 1815–1848. München 1987, S. 9 ff.; Eva Alexandra Mayring: Bayern nach der französischen Julirevolution. München 1990; Cornelia Zumkeller: Bayern nach der französischen Julirevolution. Die Aburteilung politischer Vergehen und Verbrechen durch das Appellationsgericht Landshut/Freising in den Jahren 1832–1840. Diss. phil. Univ. München 1991.

22 Das Folgende nach GLA 236/8804, fol. 8 ff.

23 Das Gedicht wurde 1834 in einer erweiterten Fassung in Zürich durch Freunde von Schultheiß unter dem Titel „Nachruf auf Oken und Begrüßung an der Hochschule Zürich“ veröffentlicht und illegal auch in Bayern vertrieben (Elisabeth Dross: Vom Spottgedicht zum Attentat. Angriffe auf König Ludwig I. von Bayern 1825–1848. Frankfurt a. M. et al. 1994, S. 161). In Österreich wurde das Gedicht im Juli 1834 von der Zensur verboten (vgl. Komparatistik Wien Zensurdatenbank, http://www.univie.ac.at/zensur/ [s. v. Schultheiss] [25.10.2019]).

24 Dross (wie Anm. 23), S. 160.

25 GLA 236/8804, fol. 12.

26 StAF B 735/4 Nr. 58, fol. 3.

27 GLA 236/8804, fol. 12.

28 Luzius Lenherr: Ultimatum an die Schweiz. Der politische Druck Metternichs auf die Eidgenossenschaft infolge ihrer Asylpolitik in der Regeneration (1833–1836). Bern et al. 1991, S. 88.

29 Heinrich Schmidt: Die deutschen Flüchtlinge in der Schweiz und die erste deutsche Arbeiterbewegung 1833–1836. Zürich 1899, S. 19 ff.

30 Vgl. den Eintrag im Matrikelbuch der Universität Zürich, http://www.matrikel.uzh.ch/active/static/410.htm (s. v. Schultheiss, Joh. Georg) (25.10.2019).

31 Schultheiss (wie Anm. 6), S. 97. Nach Erich Ziebarth: Sauppe, Hermann. In: Allgemeine Deutsche Biographie. Band 55. Leipzig 1910, S. 148, war Louis Napoléon in der Tat des Öfteren bei Oken in Zürich.

32 Vgl. zum Folgenden Pierre Grellet: Königin Hortense auf Arenenberg. Frauenfeld 1949, S. 64 ff.; Jakob Hugentobler: Die Familie Bonaparte auf Arenenberg. Basel 1931, S. 18 ff.; Johannes Mayer: Die früheren Besitzer von Arenenberg. Königin Hortense und Prinz Ludwig Napoleon. Frauenfeld 1908, S. 279 f.; Jakob Hugentobler: Wessenbergs Beziehungen zu Arenenberg. In: Das Bodenseebuch 1932, S. 32 ff.

33 GLA 236/8763, fol. 138r.

34 Stadtarchiv Freiburg K 1/25, Nr. 903.

35 Hierbei sollte es sich in den Worten von Schultheiß um „ein grosses Gedicht über den Kampf der Civilisation gegen Barbarei bei Heimsuchung der Cholera“ handeln (zitiert nach: E. G. Gersdorf [Hrsg.]: Repertorium der gesammten deutschen Literatur. Jahrgang 1834. 3. Bd. Leipzig 1834, S. 352).

36 Herbert Reiter: Politisches Asyl im 19. Jahrhundert. Die deutschen politischen Flüchtlinge des Vormärz und der Revolution von 1848/49 in Europa und den USA. Berlin 1992, S. 25. Zum auf die Schweiz ausgeübten Druck siehe Lenherr (wie Anm. 28).

37 Badisches Regierungsblatt 1821, Nr. V, S. 38.

38 GLA 234/655, fol. 5r, 16r, 17r, 20r.

39 GLA 236/8804, fol. 11r. Die Berechtigung zum Aufenthalt im Großherzogtum hatte Schultheiß des Münchner Urteils wegen verloren (ebd., fol. 3v).

40 Ebd., fol. 11r.

41 Ebd., fol. 3r. Nach dem Exmatrikulationsvermerk in den Matrikeln der Universität Zürich (wie Anm. 30) ist Schultheiß im November 1834 nach Frankreich gegangen.

42 GLA 236/8804, fol. 10r.

43 Ebd., fol. 3v.

44 Ebd., fol. 5.

45 Ebd., fol. 13r.

46 Ebd., fol. 11r. Im Entwurf der Verfügung war Frankreich noch genannt, später wurde es gestrichen.

47 Ebd., fol. 14r.

48 Ebd., fol. 15 f. Die Freilassung erfolgte erst nach Zahlung einer Kaution.

49 GLA 236/8795, fol. 46v; Zitat oben im Text ebd.

50 GLA 236/8804, fol. 94r.

51 Nach den Ausführungen in GLA 313/2905, fol. 122v, verkehrte Schultheiß in jener Zeit viel mit Louis Napoléon und mit anderen Mitgliedern der Familie Bonaparte.

52 Ebd., fol. 17v und GLA 236/8767, fol. 94r.

53 GLA 236/8804, fol. 17v.

54 Deuchert (wie Anm. 9), S. 59.

55 GLA 236/8804, fol. 17r; Zitat ebd., fol. 23v. Bei dem Lied handelt es sich eventuell um „einige die Fürsten, den Adel, die Geistlichkeit und die Beamten schmähende Verse“ aus einem „auf Erregung der Massen berechnete[n] Druckblatt“. Diese Verse seien „unter den Papieren des in Baden zur Untersuchung gezogenen Stud. Schultheiß, von seiner Hand geschrieben“ gefunden worden (Protokolle der Deutschen Bundesversammlung vom Jahre 1839. Frankfurt a. M. 1839, S. 76). Ende 1837 wurde der Zentral-

behörde für politische Untersuchungen von den badischen Behörden auf Anfrage mitgeteilt, dass Schultheiß „ein bei ihm gefundenes revolutionäres Lied“ nach seinen Angaben von einem Maler in Straßburg erhalten habe (GLA 236/8804, fol. 33r).

56 GLA 236/8804, fol. 21r.

57 Napoleon auf Helena nebst zwei ähnlichen Gesängen, Zürich 1834. Das erste Gedicht des Louis Napoléon gewidmeten Bandes ist in der Einschätzung von Norbert Bachleitner: Die literarische Zensur in Österreich von 1751 bis 1848, Wien et al. 2017, S. 362 ff., eine stark polemische Verherrlichung von Napoleon I., die im Ton zuweilen an Heine erinnere, das dritte Gedicht ist eine Ode an Louis selbst; hier rufe Schultheiß seinen Freund indirekt dazu auf, das Werk seines Onkels fortzuführen (a.a.O., S. 365). Bei Rezensenten stießen die „Gesänge“ auf deutliche Kritik; vgl. Repertorium der deutschen Literatur (wie Anm. 35) und Blätter für literarische Unterhaltung, Nr. 52, 21.2.1835, S. 215 f.; Nr. 53, 23.2.1835, S. 218 ff. In Österreich wurde der Band im Februar 1835 von der Zensur verboten (Komparatistik Wien Zensurdatenbank [wie Anm. 23]).

58 GLA 236/8804, fol. 21, 19r, 23, 24, 25r; GLA 236/8797, S. 156v.

59 StAF B 746/6 Nr. 75, fol. 29r.

60 GLA 234/10176, fol. 19r.

61 GLA 313/2905, fol. 123r.

62 StAF B 746/6 Nr. 75, fol. 29r.

63 Schultheiss (wie Anm. 6), S. 98.

64 Toepke (wie Anm. 6), S. 467; die Immatrikulation erfolgte am 2.11.1831.

65 Vgl. den Bericht vom 15.11.1848 in der Personalakte von Gerwig, zitiert bei Werner Scheurer: Schicksale Haslacher Revolutionäre. In: Die Ortenau. Band 60 (1980), S. 189 ff.

66 GLA 236/8559, fol. 139r. Was genau die Festnahme veranlasste, wann sie erfolgte und wie lange die Haft dauerte, kann den amtlichen Schriftstücken nicht entnommen werden. Nach Schultheiss (wie Anm. 6), S. 99, soll sein Onkel auf der Martinskapelle verhaftet worden sein und sich daraufhin 66 Tage in Untersuchungshaft befunden haben. Nach Aktenlage war Schultheiß zumindest bis Ende Oktober 1849 anscheinend auf freiem Fuß, und er war auch nicht flüchtig, da er in Kontakt mit den Behörden stand.

67 StAF B 748/1 Nr. 11, fol. 54r.

68 GLA 237/2766, fol. 3r.

69 GLA 234/10211, fol. 110r, 126.

70 StAF B 746/6 Nr. 75, fol. 29r.

71 Schultheiss (wie Anm. 6), S. 99.

72 GLA 313/2905, fol. 118; zu dem augenscheinlich recht revolutionär gesinnten Kaltenbach siehe Bernhard Dorer: Wälderleben. Geschichte und Geschichten der Landwirtschaft im Hochschwarzwald im Wandel der Zeit. Freiburg 2012, S. 111, und Joseph Fischer: Chronik von Gütenbach. Furtwangen 1904, S. 133.

73 StAF B 746/6 Nr. 75, fol. 25r. Das von Schultheiss (wie Anm. 6), S. 99, genannte Jahr 1856 als Zeit für die Rückkehr aus Frankreich ist unrichtig.

74 StAF B 746/6 Nr. 75, fol. 29r.

75 Das geht aus einem Bericht des Gemeinderats von St. Georgen vom 18.5.1858 an das Bezirksamt Triberg hervor (StAF B 746/6 Nr. 75, fol. 28r). Schultheiss (wie Anm. 6), S. 99, erklärt ebenfalls fälschlicherweise, dass „eine volle Freisprechung erfolgte“.

76 StAF B 746/6 Nr. 75, fol. 26r.

77 Ebd., fol. 30 ff.

78 Ebd., fol. 34v.

Schriften des Vereins für Geschichte
und Naturgeschichte der Baar

Band 63 · Seite 165 – 172
März 2020

Max Schneckenburger (1819 – 1849) – der Dichter der „Wacht am Rhein“

von Adelheid Klaiber

Die „Wacht am Rhein“ ist die Dichtung eines gebildeten jungen Mannes, der in seinen politischen Vorstellungen – nicht ohne Widersprüche – von den Ideen des Vormärz geprägt war. Als 1840 in Frankreich Forderungen nach einer Eroberung des Rheinufers als einer natürlichen Grenze aufkamen, verfasste er einen Text, der nach seinem frühen Tod eine ungeheure Konjunktur erlebte und – inzwischen Lied geworden – im Kaiserreich gleichsam zur inoffiziellen Nationalhymne der Deutschen aufstieg. Die „Wacht am Rhein“ zog sich wie ein roter Faden durch den Krieg von 1870/71 und auch durch den schrecklichen Ersten Weltkrieg, und ihre ersten Töne waren während der ersten Jahre des Zweiten Weltkriegs die Erkennungsmelodie der Sondermeldungen des Wehrmachtsberichtes. Der Dichter jener Zeilen, Max Schneckenburger, stammte aus unserer Region, nämlich aus Talheim. Er ist heute, ebenso wie sein einst allbekannter Text, weitgehend vergessen.

Plakette an Max Schneckenburgers Geburtshaus in Talheim. Foto: Michael Tocha.

Lebenslauf

Maximilian Schneckenburger, genannt Max, wurde am 17. Februar 1819 in Talheim geboren. Sein Vater kam aus dem Nachbarort Tuningen und hatte die Tochter eines geachteten Talheimer Kaufmanns geheiratet. Maximilian war das vierte Kind; voraus ging ihm sein Bruder Matthias, der evangelische Theologie studierte. Ein Bruder besaß eine Baumwollfabrik in der Schweiz, ein weiterer Bruder war Arzt in Ebingen. Jüngstes Kind war Christina Margarethe, die nach Meßkirch heiratete. Die Ausbildung von Max stand unter dem Einfluss seines um 15 Jahre älteren Bruders Matthias. Nach der Volksschule besuchte er die Lateinschule in Tuttlingen. Als Matthias Stadtpfarrer in Herrenberg wurde, nahm er Max zu sich. Seinen Lehrern fiel er durch Fleiß und Begabung auf. Nach der Schulzeit kehrte er nach Talheim zurück. Sein Vater wünschte, dass er Kaufmann und sein Nachfolger werden sollte. In einer Drogerie in Bern wurde er zum Kaufmann ausgebildet, blieb jedoch auch in dieser Zeit unter der Obhut und geistigen Leitung seines Bruders Matthias, der inzwischen als Theologieprofessor an der Universität Bern tätig war. Max widmete sich während der Kaufmannsausbildung in seiner Freizeit dem Studium der Literatur und Geschichte.

Die Lehrzeit war nach zweieinhalb Jahren erfolgreich beendet, und Max Schneckenburger trat 1838 in eine Eisengießerei in Burgdorf bei Bern ein. Mit 19 Jahren war er bereits Teilhaber und Leiter der Gießerei und bereiste Frankreich und England. Nachdem er sich als Jugendlicher vor allem mit der Poesie befasste und in jungen Jahren schon kleine Gedichte geschrieben hatte, galt nun sein Interesse vor allem der Politik. In Burgdorf gehörte er zu einem Kreis geistig und politisch gebildeter junger Männer, die sich mit den Verhältnissen in der Schweiz und in Deutschland beschäftigten. In Talheim wurde im Oktober 1842 die Hochzeit von Max Schneckenburger und Luise Weikersreuter, der Tochter des Talheimer Pfarrers Karl Max Weikersreuter, gefeiert. Drei Söhne wurden in Burgdorf geboren, der jüngste starb schon als Kind. Luise Schneckenburger geb. Weikersreuter (1819–1894) kam mit zehn Jahren ins Talheimer Pfarrhaus, in dem von 1813 bis 1829 Beate Paulus lebte, eine Tochter des berühmten pietistischen Theologen und mechanisch-mathematischen Genies Philipp Matthäus Hahn. Beate Paulus (1778–1842) ist bekannt geworden durch die Veröffentlichung verschiedener Biografien und durch ihre Tagebuchaufzeichnungen während ihrer Zeit als Pfarrersfrau in Talheim, die als Band V „Texte zur Geschichte des Pietismus“ im Auftrag der Historischen Kommission zur Erforschung des Pietismus im Jahr 2007 herausgegeben wurden.[1]

Max Schneckenburger litt während seiner Jahre in der Schweiz unter großem Heimweh, was aus seinen Aufzeichnungen hervorgeht. Er plante – nachdem sein Vater 1846 gestorben war – nach Talheim zurückzukehren und das väterliche Geschäft zu übernehmen. Dazu kam es nicht mehr, denn schon im Frühjahr 1849 wurde er schwer krank und starb am 3. Mai 1849, erst 30 Jahre alt. Ein Jahr zuvor war sein 15 Jahre älterer Bruder Matthias verstorben. Auf dem Burgdorfer Friedhof wurde Max Schneckenburger von seinen Freunden beerdigt,

jedoch hatte er sich sein Grab in Talheim gewünscht. Dieser Wunsch erfüllte sich erst im Jahr 1886: Sein Sarg wurde über Tuttlingen nach Talheim gebracht und in der aufwändig gestalteten Gruft auf dem Friedhof neben der Kirche beigesetzt. Neben der Gruft ist das Grab seiner Witwe erhalten, die nach seinem Tod nach Talheim zurückkam und sich dort wieder verheiratete.

Politische Positionen

Schneckenburger studierte politische und volkswirtschaftliche Literatur und veröffentlichte während der Burgdorfer Zeit eine Reihe von Aufsätzen. Sie zeigen ihn in innenpolitischer Hinsicht als gemäßigten Vertreter des Liberalismus. Dazu schreibt er in den „Politischen Aphorismen“:

> *„Was in Deutschland vor allem not tut, ist Kräftigung und Verbreitung jedes besonnenen Liberalismus, der entschieden den Fortschritt will, aber den organischen Fortschritt, das Aufbauen auf geschichtlichen Basen, der gleich fern ist von jedem scheinheiligen Aristokratismus.“*[2]

Im Zentrum stehen die liberalen Freiheitsrechte. Am 4. Oktober 1839 schreibt er:

> *„Mein politisches Glaubensbekenntnis steht fest und glaub' ich wenigstens in den Hauptsätzen für's Leben gegründet. Recht heißt der erste Satz und Gleichheit der allgemeinen Menschenrechte ohne Unterschied des Standes und Glaubens der zweite. (...) Freiheit der Presse rechne ich zu den allgemeinen Menschenrechten, die der Despotismus gewaltsam hinterhält.“*[3]

Hinsichtlich der politischen Ordnung lehnt er die Demokratie der Französischen Revolution als gleichmacherisch ab und befürwortet statt dessen die konstitutionelle Monarchie:

> *„Viel praktischer ist (...) der Konstitutionalismus, der sich uns darstellt, wie er sich bald mit mehrerer, bald mit minderer Rücksichtnahme auf die englische Verfassung und das altdeutsche Städtewesen gestaltet hat. Ich halte ihn unbedingt für den rechten Übergang zum wahren Staate, dessen Aufstellung gewiß auch im weit historischen Berufe der Deutschen mit inbegriffen ist.“*[4]

Sein Liberalismus wird ergänzt und erweitert durch christliche Überzeugungen. Sie veranlassen ihn, sich ab 1838 entschieden gegen die Todesstrafe zu stellen:

> *„Wenn wir nun darauf hinarbeiten, unsere staatlichen Einrichtungen mit dem echten Geiste des Christentums in Einklang zu setzen, so muß auch die durch vorchristliche Theorien gestützte Todesstrafe hinfallen (...). Ich erstrebe die Beseitigung aller derjenigen Hindernisse und Einrichtungen, die meiner Idee des christlich freien Staates entgegenstehen. Als Beginn des Überganges möchte ich überall sogleich alle verschärften Todesstrafen und die öffentlichen Hinrichtungen, diese traurigen, verwilderten Schauspiele,*

abgeschafft wissen. (...) Reform der peinlichen Rechtspflege nach den Grundsätzen der Menschlichkeit und des geläuterten Christentums ist noch einer der heißesten Wünsche.“[5]

In außenpolitischer Hinsicht zeigt sich Schneckenburger als Nationalist. Der Tuttlinger Historiker Wolfgang Seiffer schreibt dazu:

„Schneckenburgers deutsches Nationalgefühl, das als Leitgedanke in seinen Niederschriften eine beherrschende Rolle spielt, führte dazu, daß 1840 das Gedicht von der Wacht am Rhein entstand, in einer Zeit, als zwischen Frankreich und Deutschland ein Krieg um den Besitz des Stromes zu drohen schien. Vieles an Schneckenburgers Nationalstolz erscheint uns heute fremd, manches fast unverständlich. Er stand aber eben wie zahlreiche Zeitgenossen vor dem unfaßbaren Phänomen, daß Deutschland trotz seiner großen geistigen Leistungen im Gegensatz zu den großen Nationalstaaten England und Frankreich nicht zur Einheit gefunden hatte. Wie viele andere wollte er Staat und Volk als Einheit sehen, die Sprache war das Merkmal der Volkszugehörigkeit; er träumte von einem großen Reich aller deutschsprachigen Menschen und konnte nicht begreifen, daß während seiner Frankreichreise 1838 ein Elsässer zu ihm sagte: Ich bin ein Franzose.“[6]

Neben der Politik war er auch an kulturellen Themen interessiert. Über einen Besuch der Oper „Der Freischütz“ in Bern schrieb er eine amüsante Kritik:

„Gestern abend sah ich Freischützen, so eine Oper vom alten Schlage, das echt deutsche Stück. Seinwollende Kunstverständige tun dieser Oper gewaltig Unrecht, und nennen sie einen ausgepeitschten Gemeinplatz. Man hört zwar den Jungfernkranz, das Jägerlied, die Walzer aus dem Freischütz auf allen Bauernkirchweihen. Jeder Handwerksbursche, jeder Bauernbub, ja jedes Kind, soweit die deutsche Zung erklingt, kennt sie und kennt den grauenden Namen Freischütz. Aber eben daraus möchte ich einen Schluß zu Gunsten der Oper ziehen. Es ist ein Nationalstück in Text und Musik, und das Volk hat es aufgenommen und lässt sichs alljährlich auf allen Schaubuden frisch aufführen. Vox populi! Das Jägerlied ist die deutsche Marseillaise.“[7]

„Die Wacht am Rhein“

Im Sommer 1840 löste die Rheinkrise in Frankreich und in Deutschland eine Welle nationalistischer Erregung aus. Französische Zeitungen forderten die Übergabe des linken Rheinufers an Frankreich, der Rhein wurde erneut als die „natürliche“ Grenze zwischen den beiden Völkern angesehen. Als Reaktion flammte in mehreren Mitgliedstaaten des Deutschen Bundes das Nationalgefühl auf, es entstanden patriotische Gedichte und Rheinlieder. Schon im September 1840 war von Nicolaus Becker das Gedicht „Der Deutsche Rhein“ („Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein“) veröffentlicht worden. Auch Max

Der Text der „Wacht am Rhein“ auf dem Sockel des Niederwalddenkmals bei Rüdesheim.
Foto: Michael Tocha.

Schneckenburger wurde im Kreis der Burgdorfer Freunde angeregt, dichterisch zu protestieren. So verfasste er im November 1840 „Die Wacht am Rhein“. Darüber schrieb er an seine Braut Luise: „Auf mannigfaches Bestürmen durch meine Freunde habe ich auch ein Rheinlied gedichtet, das Dich wohl interessieren wird. Später erhältst Du die Musik dazu, hier einstweilen den Text“.[8]

Es braust ein Ruf wie Donnerhall,
wie Schwertgeklirr und Wogenprall:
Zum Rhein, zum Rhein, zum deutschen Rhein!
Wer will des Stromes Hüter sein?

Solang ein Tropfen Blut noch glüht,
Noch eine Faust den Degen zieht,
Und noch ein Arm die Büchse spannt,
Betritt kein Feind hier deinen Strand.

Refrain
Lieb Vaterland magst ruhig sein, :|
Fest steht und treu die Wacht, die Wacht am Rhein! :|

Die „kleine Germania“ vor Schneckenburgers Geburtshaus. Foto: Michael Tocha.

Die „Wacht am Rhein“ wurde umgehend von dem aus Darmstadt stammenden Berner Organisten J. Mendel vertont, im Dezember gedruckt und zum ersten Mal im Hause des preußischen Gesandten in Bern, von Bunsen, vom Berner Musikdirektor Adolph Methfessel (Tenor) zu Gehör gebracht. Das Lied erlangte zunächst keine allzu große Beachtung. An Minderwertigkeitskomplexen litt Max Schneckenburger aber nicht. „Ich bin die populäre Ausgabe meines Bruders, des Professors,“ pflegte er zu sagen, wenn er in Bern jemandem vorgestellt wurde.[9]

1854, fünf Jahre nach Schneckenburgers Tod, wurde der Text der „Wacht am Rhein“ von Karl Wilhelm aus Krefeld neu vertont. Von den ursprünglich fünf Versen waren jedoch in der Chorfassung nur vier enthalten. Das Lied wurde von Männerchören gesungen, kam jedoch erst 1870 bei Ausbruch des deutsch-französischen Krieges zur vollen Geltung. Es passte hervorragend in Bismarcks Plan, für den von ihm provozierten deutsch-französischen Krieg die nationalen Leidenschaften der Deutschen zu entfachen und gegen Frankreich zu lenken. Der „Eiserne Kanzler“ erklärte 1893, die „Wacht am Rhein“ sei „mehr gewesen, als wenn wir ein paar Armee-Korps am Rhein stehen gehabt hätten.“ Die Witwe des Dichters erhielt von Bismarck ein jährliches Ehrengeschenk von 1.000 Talern, ebenso auch der Komponist Karl Wilhelm. Beiden wurde von Kaiser Wilhelm I. die Goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft verliehen.[10]

Spätere Ehrungen

Nicht weit vom Talheimer Friedhof stand inmitten eines Rondells aus Buchsbäumen ein Denkmal, die „Kleine Germania“. Sie wurde zum Andenken an Max Schneckenburger zusammen mit ihrer großen Schwester, die für den Tuttlinger Stadtgarten bestimmt war, im Jahr 1892 hergestellt. Im Ersten Weltkrieg wurde

Schneckenburger-Denkmal von Fritz von Graevenitz im Tuttlinger Stadtgarten.
Foto: Christof Klaiber.

die über drei Meter große Tuttlinger „Germania“ zu Kanonen umgeschmolzen. Zu der Zeit stand die kleine Ausführung noch in Stuttgart vor der Liederhalle. Sie kam erst 1931 in den Heimatort des Mannes, an den sie erinnern sollte. Nach annähernd 40 Jahren in Talheim war sie stark beschädigt, fand aber in einem Privatgarten in Tuttlingen einen neuen Platz. Sie wurde 1980 durch einen Neuguss ersetzt – gestiftet von der Talheimer Bürgerschaft –, der nun vor dem Geburtshaus Max Schneckenburgers steht.

Eine kuriose Situation entstand Ende des Jahres 1885, als sich eine Gruppe von überwiegend Stuttgarter Personen mit der Idee zusammenfand, in Stuttgart ein Denkmal für Max Schneckenburger zu errichten. Mitten in der Zeitphase der entsprechenden Veröffentlichungen im „Schwäbischen Merkur“ und der Werbung um Förderer platzte dann die Nachricht im „Stuttgarter Tagblatt“, dass ein solches Komitee aus Tuttlinger und Talheimer Bürgern bereits bestehen würde. Dieses startete nun ebenfalls mit einem Aufruf eine Werbeaktion, allerdings für ein Denkmal in Tuttlingen. So entstand zwischen den beiden Blättern ein kleiner „Zeitungskrieg“, der sich auch auf weitere Zeitungen, vor allem auch in der

Schweiz, erstreckte und für Belustigung sorgte. Aber schon nach einer Woche war das „Geplänkel“ durch den Rückzug des „Stuttgarter Komitees“ beendet.[11]

Für den Tuttlinger Stadtgarten wurde 1937 von Fritz von Graevenitz, dem Direktor der Stuttgarter Kunstakademie, ein neues Denkmal mit der Darstellung einer Reitergruppe geschaffen, die zum Rhein eilt, um dort die Landesgrenze zu schützen. Es zeigt drei unbekleidete junge Männer auf Pferden ohne Zaum- und Sattelzeug. Auf einer Tafel steht: *Plastik Fritz von Graevenitz 1937 – Zum Gedächtnis an Max Schneckenburger, Talheim, 1819–1849. Nach seinem Tod berühmt durch das Gedicht „Die Wacht am Rhein“*. Die Karriere des Bildhauers von Graevenitz nahm in der Nazi-Zeit einen großen Aufschwung, da sich seine Art der Darstellung genau dem Geschmack der damaligen Kunst-Verantwortlichen anpasste.

Max Schneckenburgers Nachlass ist zum größten Teil in den Familien seiner Nachkommen erhalten geblieben. Seine reichhaltige Bibliothek wird heute im Heimatmuseum Tuttlingen verwahrt. Es sind etwa 200 Bände deutscher und ausländischer Literatur, wobei alle italienischen und teilweise die französischen Autoren in der Originalsprache vorhanden sind. Obwohl Max Schneckenburger außer der „Wacht am Rhein“ kein weiteres allgemein bekanntes Gedicht verfasst hat, wurde sein Geburtshaus in Talheim als 148. Ort in die „Schwäbische Dichterstraße“ aufgenommen. In dem äußerlich kaum veränderten Haus ist ein kleines Heimatmuseum eingerichtet. In einem der Räume sind Bilder und Urkunden des Dichters sowie der Liedtext in Faksimile-Form und das Lied in der Chorfassung mit den Noten von Karl Wilhelm zu sehen. Vor dem Haus steht die wehrhafte „Germania“ und zieht ihr Schwert – ein Denkmal aus einer noch nicht so fernen und doch anderen Zeit.

Autorin

Adelheid Klaiber

Neuköllner Weg 26
78056 Villingen-Schwenningen
adelheid.klaiber@gmx.de

Anmerkungen

1 Ulrike Gleixner (Hrsg.): Beate Hahn Paulus – die Talheimer Wochenbücher 1817–1829, Göttingen 2007, online unter: *https://digi20.digitale-sammlungen.de/de/fs1/object/display/bsb00082548_00002.html.*

2 Wolfgang Seiffer: Aus Max Schneckenburgers Nachlass, in: Tuttlinger Heimatblätter 1969, S. 44.

3 Ebd.

4 Ebd.

5 Ebd. S. 47 f.

6 Ebd. S. 42 f.

7 Ebd.

8 Friedrich Carl Hugo Hochstetter: Gemeinde Talheim, Chronik „Talheim in der Baar“, Teil A, 1954, S. 79. H. war von 1908 bis 1948 Pfarrer in Talheim.

9 Carl Ziegenhirt: Zeitungskrieg um ein Denkmal, in: Die Gartenlaube 1931, S. 131.

10 Hochstetter: Talheim, S. 82.

11 Vgl. Ziegenhirt: Zeitungskrieg, S. 132.

Schriften des Vereins für Geschichte
und Naturgeschichte der Baar

Band 63 · Seite 173 – 180
März 2020

Kommunalisierung einer sakralen Bauaufgabe in den 1960er Jahren.

Zu den Aussegnungshallen in Dauchingen und Obereschach

von Folkhard Cremer

In der gesellschaftlichen Umbruchsphase Ende der 1960er und Anfang der 1970er Jahre zeichnete sich ein historischer Prozess ab, in dem verschiedene zuvor wesentlich von den Kirchen verwaltete Aufgaben in die Hände kommunaler Träger gelangten. Neben dem bis dahin stark von den Kirchen dominierten Erziehungs- und Bildungswesen (Kindergärten und Schulen) betraf dies auch das Bestattungswesen. War bisher die von der jeweils in einem Ort vorherrschenden Religionsgemeinschaft errichtete Friedhofskapelle der dominante Bautyp auf Bestattungsplätzen, so kam es jetzt verstärkt zur Errichtung von Trauerhallen, die durch die politischen Gemeinden errichtet wurden. Sie dienten und dienen nicht mehr nur einer Konfession. Sie mussten so gestaltet werden, dass sie für Trauerfeiern aller vor Ort ansässi-gen Religionsgemeinschaften und Weltanschauungen nutzbar sind. So kam es zu einem besonderen Aufschwung eines durch die Kommune als Bauträger beauftragten semisakralen Bautyps, der Anleihen beim zeitgenössischen Kirchenbau machte. In den offiziellen Schriftstücken setzte sich dafür die Gattungsbezeichnung Aussegnungshalle durch.

Zur Entstehungsgeschichte der Baugattung der Aussegnungshallen

Während bis in das 18. Jahrhundert alle Bestattungsplätze konfessionelle Kirchhöfe, Gottesäcker oder Friedhöfe waren, entstanden im Zuge der Aufklärung und Säkularisierung seit Ende des 18. Jahrhunderts neben den konfessionellen auch kommunale Friedhöfe. Für diese Form von Friedhöfen entwickelte sich als Entsprechung zu den Friedhofs- oder Gottesackerkapellen der beiden christlichen Konfessionen diese neue, konfessionsunabhängige Baugattung. Im durch die Kirchen geprägten 19. Jahrhundert gab es allerdings nur sehr geringe Unterschiede zwischen konfessionellen Friedhofskapellen und kommunalen Aussegnungshallen, da auch auf den kommunalen Friedhöfen weitgehend Mitglieder der ohnehin vor Ort vorherrschenden Konfession bestattet wurden.

Erst im Verlauf des 20. Jahrhunderts änderte sich das langsam. Seit 1878 in Gotha das erste und 1891 in Heidelberg das zweite Krematorium in Deutschland errichtet worden war, entwickelten sich vermehrt Freidenkergruppen, die sich in Feuerbestattungsvereinen engagierten. Da die katholische Kirche länger und stärker als die evangelische wegen des Widerspruchs der Leichenverbrennung zur christlichen Glaubenslehre von der Auferstehung auf der Erdbestattung bestan-

den hatte, beschränkte sich der Bau von Krematorien im Großen und Ganzen eher auf die traditionell evangelisch geprägten Regionen der verschiedenen Länder. Zwischen 1920 und 1930 wurden in Deutschland 51 Krematorien realisiert. Dazu gehören in unserer Region zum Beispiel das Krematorium in Schwenningen auf dem Waldfriedhof und das in Tuttlingen auf dem alten Friedhof. Bei dieser Baugattung steht die Einsegnungshalle stets im Kontext mit einer Versenkungsanlage des Sarges und einem darunter gelegenen Verbrennungsraum.

Ein erneuter Bauboom von Aussegnungshallen setzte in den westdeutschen Städten und Gemeinden nach dem Zweiten Weltkrieg ein. Durch die Integration der Heimatvertriebenen aus den durch den Krieg verlorenen Ostgebieten wurde in den Prognosen ein sehr hoher Bedarf an Bestattungsmöglichkeiten errechnet. Das führte dazu, dass nicht nur die bestehenden konfessionellen und kommunalen Friedhöfe erweitert, sondern auch etliche neu geschaffen wurden. Da die Heimatvertriebenen oft nicht der Konfession angehörten, die seit dem Ende des Dreißigjährigen Kriegs in der Gemeinde, in der sie strandeten, vorherrschten, mussten auch die Aussegnungshallen dieser neuen Situation gerecht werden. Durch die konfessionelle Durchmischung der Bevölkerung bedurfte es zunächst der Erstellung von Gehäusen, die katholischen wie protestantischen Bestattungsriten gleichermaßen entsprachen. So wurde bis Ende der 1960er Jahre vielerorts das Bestattungswesen wesentlich zu einer Aufgabe der politischen Gemeinden.

Während dieses Ausdifferenzierungsprozesses im dritten Viertel des 20. Jahrhunderts waren für die Bauaufgabe noch sehr unterschiedliche Begriffe gebräuchlich. Sie reichten von Einsegnungs-, Trauer- oder Trauerversammlungshalle bis Feierhalle oder einfach Friedhofs- oder Leichenhalle. Heute sind offiziell noch drei verschiedene Gattungsbegriffe im Gebrauch: Der am weitesten verbreitete Name *Aussegnungshalle* greift zurück auf die Aussegnung, mit der innerhalb des Bestattungsrituals nach der *Einsegnungsfeier* die eigentliche Bestattung mit dem Weg zum und der Beisetzung im Grab einsetzt. Der Begriff der *Trauer-* oder *Trauerversammlungshalle* stellt die Trauerfeier in den Mittelpunkt, und auch der Begriff *Feierhalle* impliziert, dass die Beerdigung als feierliche Handlung im Rahmen eines würdigen Bestattungszeremoniells begangen wird. Das Raumprogramm beinhaltet unter anderem Aufbahrung, Arbeitsgang, Räume für die Verwaltung, Toiletten und Anfahrt. Seit Anfang der 50er Jahre war auch eine Totenkammer vorgeschrieben.

Zwar hatte die Suche nach einem Bautyp, der für Trauerfeiern aller Religionsgemeinschaften und Weltanschauungen einen würdigen Rahmen schafft, schon in den 1950ern begonnen, aber erst als es ab 1968 zu einer starken Kirchenaustrittswelle kam, die 1975 ihren Höhepunkt erreichte, entwickelte sich eine Konkurrenz zwischen kommunalen und kirchlichen Bauämtern um qualitätsvolle und repräsentative Lösungen. Würdevoll-repräsentative und künstlerisch anspruchsvolle Architektur für die Bestattungskultur zu schaffen, war nun nicht länger ein Experimentierfeld der Architekten kirchlicher Bauämter, sondern

gelangte mehr und mehr in die Hände der Architekten der Hochbauämter bzw. der von diesen mit der Bauaufgabe beauftragten freien Architekten. Dennoch wurden Form und Gestalt stark am zeitgleichen modernen Kirchenbau der katholischen Diözesen und protestantischen Landeskirchen orientiert. Denn der Raum kommunaler Aussegnungshallen sollte für die Trauergemeinde ähnlich würdevoll wie ein Sakralraum sein. Dabei musste jedoch eine gewisse religiöse Neutralität gewahrt bleiben, damit der Raum für Bestattungen aller ortsansässigen Konfessionen, aber auch anderer Weltanschauungen und Konfessionsloser für die Abhaltung von Trauerfeiern entsprach und ansprechend blieb. Um diese unterschiedlichen Bedürfnisse zu befriedigen, wurde die Architektur und Ausstattung an würdevolle religiöse Raumvorstellungen angelehnt. Für kirchliche Bestattungen genügte es in diesen ohnehin an Kirchenräumen orientierten „Pseudo-Sakralräumen" dann, dass im Innern ein Kreuz aufgestellt oder aufgehängt war.

Die Obereschacher Aussegnungshalle

Ein Zeugnis dieses gesellschaftsgeschichtlichen Entwicklungsprozesses ist die 1972/73 auf dem Friedhof der traditionell katholischen, nach Villingen-Schwenningen eingemeindeten Ortschaft Obereschach errichtete Trauerhalle. Obwohl als Bau der Kommune eigentlich dem Bautyp „Aussegnungshalle" zuzurechnen, steht auf den Entwurfszeichnungen noch ganz im Sinne der religiös-konfessionellen Tradition Obereschachs „Neubau einer Friedhofskapelle auf dem Grundstück Lagebuch-Nr. 35/7 in Obereschach durch die Stadt Villingen, Stadtbezirk Obereschach". Doch finden sich im Schriftwechsel in der Bauakte auch Benen-

Obereschach, Aussegnungshalle.

Alle Fotos: Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart, Dienstsitz Freiburg.

nungen als „Friedhofshalle“, „Aussegnungshalle“, „Einsegnungshalle“ oder „Leichenhalle“. Das zeigt, dass zu dieser Zeit der Prozess des Ausdifferenzierens der herkömmlichen regionalen Bezeichnungen und der sich in den offiziellen Verordnungen langsam durchsetzenden Begriffe noch nicht abgeschlossen war.

Im Dezember 1971 wurde der Bauantrag mit den Entwurfszeichnungen des Villinger Architekten Ulrich Döring eingereicht, am 5. April 1972 die Baugenehmigung erteilt. Die statischen Berechnungen lieferte Bau.-Ing. Rolf Guyer aus Überauchen. Sein 22-seitiger Bericht mit 6 Planzeichnungen wurde Ende Mai/Anfang Juni 1972 von dem Karlsruher Prüfungsingenieur für Baustatik Hurt Harrer auf Basis der einzuhaltenden DIN-Normen gegengeprüft und weitestgehend für korrekt befunden. Für die Qualitätssicherung des Betons für die Stahlbetondecke wurde die Fertigung dreier Probewürfel beauflagt. Im Prüfbericht wurde konstatiert, dass die: „Druckflächen (...) eben und gleichlaufend (waren)“, und die Würfel damit die Probe bestanden hatten. Am 10. Oktober 1972 konnte der Rohbau vollendet, am 12. Juni das gesamte Bauvorhaben abgeschlossen werden. Die Bauleitung übernahm Dörings Büropartner Siegfried Ruge, die Bauausführung das Bauunternehmen Reiser & Müller.

Entstanden ist ein asymmetrisch aus drei wirkungsvoll ineinander geschobenen Kuben geformten ästhetisch ansprechender Bau mit teils verglasten, teils weiß geputzten Außenwänden unter schieferschwarzem Dach. Über der großen als Viertelrundform gestalteten Glasfront der Halle erhebt sich ein schräg in den Himmel aufsteigendes turmartiges Pultdach. Dahinter erstreckt sich das am Haken einer Stahlbetonstütze aufgehängte Kegeldach der über viertelrundem Grundriss errichteten eigentlichen Aussegnungshalle. Die Leimbinder liegen an der Kegelspitze auf einem Betonkranz auf, während sie an der Traufe jeweils durch eine Stahlstütze abgefangen werden. Zwischen Dach und Außenmauer ist unter der Traufzone ein schmales Fensterband eingeschoben. Seitlich an die Aussegnungshalle angefügt und mit der senkrecht aufsteigenden Seite des turmarti-

Obereschach, Kruzifix von Klaus Ringwald in der Aussegnungshalle.

gen Vorbaus verzahnt, schließen die in einem eckigen Kubus mit Dachüberstand zusammengefassten Aufbahrungsräume mit weiteren Nebenräumen an. Neben den beiden Totenkammern (Zelle 1 und Zelle 2) gibt es einen Vorbereitungsraum für den Pfarrer, einen Abstellraum und das WC. Bewusst ist die Kreisform für die Feierhalle gegen den eckigen Kubus der nachgeordneten Räume gesetzt. Insgesamt hat Döring sich bei der Formgebung deutlich an Entwicklungen des dynamisch rhythmisierten Schalenbaus im Kirchenbau der 1960er Jahre orientiert. In der Außenwirkung des Gebäudes ist ihm eine für die Aussegnung angemessene feierliche Geschlossenheit des Baukörpers gelungen, und der Innenraum erhielt durch die auflockernde Verglasung der Außenwände Lichtverhältnisse, die der gewünschten feierlichen Sakralität des Aussegnungszeremoniells angemessen sind. In der Feierhalle befindet sich eine qualitätsvolle Christusfigur. Sie stammt von dem Schonacher Bildhauer Klaus Ringwald (1939–2011). Es handelt sich um ein relativ frühes Werk des später überregional anerkannten Künstlers, der 1995 mit einer Ehrenprofessur ausgestattet wurde.

Die Dauchinger Aussegnungshalle

In Dauchingen fasste die Gemeinde, bedingt durch das starke Anwachsen der Einwohnerzahl, 1965 den Entschluss zu einer Friedhofserweiterung. Zunächst wurde der überregional als Theoretiker engagierte Gartenarchitekt Bengt William von Barloewen (1918–1984), dessen Nachlass im Architekturmuseum der TU Berlin aufbewahrt wird, herangezogen. Barloewens Versuch, eine gartenarchitektonisch mustergültige Friedhofsanlage zu schaffen, endete jedoch 1966 in Meinungsverschiedenheiten mit dem Gemeinderat. Dieser übertrug die Neuplanung des Friedhofs samt Aussegnungshalle daraufhin dem Architekten Emil Obergfell, der gerade mit der Fertigstellung der Villinger St. Konradskirche reüssiert und seine Fähigkeit, ingenieurtechnisch wie ästhetisch beeindruckende Architekturen zu schaffen, unter Beweis gestellt hatte. Obergfell hatte sein Architekturbüro während des Baus der Villinger Kirche von Bad Dürrheim nach Villingen verlegt. Sein Bauantrag für die Dauchinger Aussegnungshalle datiert auf den 30. Juni 1967. Die Baugenehmigung erfolgte im August/September 1967, die statische Prüfung war im Dezember 1967 abgeschlossen. Die Rohbauabnahme erfolgte am 12. Juli 1968, die Schlussabnahme am 10 März 1969. Im Jahre 1973 entwarf Obergfell den stilistisch angepassten freistehenden Glockenträger.

Obergfell wählte einen gegenüber dem Niveau der Friedhofstraße leicht erhöhten Standort an der Böschung zu dem auf einem Plateau angelegten Friedhof. Die Aussegnungshalle ist ein architektonisch ansprechender und funktionaler Bau in Form des im Kirchenbau der 1950er/60er Jahre häufig gewählten Zelttypus. Die für eine Einsegnungshalle notwendigen Nebenräume sind in einem firstparallel in den Hang gebauten Frackdachanbau untergebracht. Zu diesem gehört eine durch Mauern gefasste Zufahrt unter einer den Müllabwurfbereich in der Pflasterung um die Einsegnungshalle abgrenzenden Betonbrüstung. Die zeltförmige Halle samt den erwähnten Anbauten sowie der straßenseitigen Ein-

friedungsmauer mit dem Friedhofstor sind einheitlich im Stil des „béton brut“ gestaltet. Für die Gestaltung der Oberflächen des grauen Sichtbetons wurden die Schalungsbretter sehr bewusst derart aufeinander abgestimmt, dass sich nach ihrem Entfernen von der gefestigten Betonmasse in der Fläche schmale, horizontal und vertikal verlaufende Grate abzeichnen, welche dem an und für sich eher schroffen Material sensible Licht- und Schattenwirkungen entlocken. Diese minimalistische Gestaltung mit nur sehr leicht vortretenden Graten ist besonders an den Außenwänden des Frackdachanbau elegant eingesetzt: an der Sockelzone als horizontale, an Erdgeschoss- und Giebelzone als vertikal verlaufende Schraffur. Die Dachhaut aus schwarzen rechteckigen Asbestzementziegeln nimmt wieder die horizontale Gliederung der Sockelzone auf. Die Außenwände sind in Stahlbeton ausgeführt. Das tragende Gerüst des Daches der Halle besteht aus Stahlbindern mit Holzpfetten. Der östliche, vertikal schraffierte Betongiebel ist von einem dreieckigen Fensterband gerahmt. Der Mitte des Giebels ist ein laternisches Kreuz aus Betonglas eingeschrieben. Es wurde von H. G. Schmitt (Baiersbronn) entworfen, der auch das Eingangsrelief und die Türgriffe schuf. Die Giebelfront des westlichen Haupteingangs ist über einer Glaswand durch eine durch Rauten strukturierte Vorhangfassade optisch hervorgehoben. An der südlichen Traufseite wird der Bezug zum Firstzelt besonders deutlich. An der Schwelle ist hier das Lichtband weitergeführt. Unter der Dachhaut lugen – ähnlich dem Gestänge eines Zeltes – die Füße der Stahlbinder hervor. Als wäre eine Zeltplane

Dauchingen, Aussegnungshalle.

Dauchingen, Anbau der Aussegnungshalle.

durch zwei Zeltstützen hochgeschoben, um das Durchschreiten unter einem erhöhten Vordach zu ermöglichen, ist im östlichen Teil ein Seitenausgang ausgebildet. Er ist rein funktional für den Auszug des Trauerzugs zum Grab angelegt. Das Untergeschoss beherbergt das für den Bautyp Aussegnungshalle übliche Raumprogramm mit Pfarrer- und Besucherraum im Erdgeschoss und drei Leichenzellen im Sockelgeschoss. Eine Wendeltreppe und eine Hebebühne dienen als Verbindung beider Geschosse.

Insgesamt handelt es sich um eine funktional und ästhetisch gelungene Baugruppe aus Halle, Frackdachanbau und Einfriedungsmauern, die ihre Wirkung besonders über die für die 1960er Jahre typische „béton brut"-Ästhetik erzielt. Darüber hinaus ist die Aussegnungshalle aber auch auf das anschließende Außenraumkonzept des Friedhofs abgestimmt. Die als Böschungsmauer der Einfahrt zum Sockelbereich des Frackdachanbaus beginnende Sichtbetonmauer zieht als Friedhofsmauer entlang des Bürgersteigs. Sie bezieht das westlich gelegene Friedhofstor ein und knickt hier als Böschungsmauer der zu einem Hauptweg aufsteigenden Treppe ab. Von diesem Hauptweg aus laufen von Westen aus zwei parallel entlang einer Grünfläche geführte Wege auf die Eingangsfront der Aussegnungshalle zu. Als Bodenbelag ziehen sich die Waschbetonplatten des Vorplatzes bis in das Innere der Halle. Um den Vorplatz schließen die Grünflächen mit dem Wegesystem und den Grabfeldern der Friedhofsanlage nach Osten, Süden und Westen an.

Fazit

Die beiden vorgestellten Bauten entstanden in kleineren Landgemeinden auf der Baar mit katholischer Tradition. Die Unentschiedenheit in der Gattungsbezeichnung in den zeitgenössischen Schriftquellen zu Obereschach macht deutlich, dass hier zwar die politische Gemeinde Bauträger war, diese sich jedoch stark der religiös-konfessionellen Tradition verpflichtet fühlte. In diesem Sinne entstanden in Dauchingen und Obereschach von politischen Kommunen errichtete Aussegnungshallen, die sich – im Gegensatz zu zeitgleich entstandenen Aussegnungshallen auf Friedhöfen von größeren Städten – noch stark in die Tradition des älteren Bautyps der von den Kirchengemeinden errichteten Friedhofskapelle einreihten. Damit erweisen sie sich als bemerkenswerte Zeugnisse der regionalen Baukultur im Rahmen des allgemeinen soziokulturellen Wandels des Beerdigungsritus in der Umbruchphase der späten 1960er zu den frühen 1970er Jahren. Als an der zeitgenössischen Kirchenarchitektur orientierte, in den Dimensionen allerdings kleiner geratene Friedhofshallen folgen sie denselben ästhetischen Gestaltungsprinzipien des Kirchenbaus der 1950er/60er Jahre. Auch wenn den Architekten für den aus der kirchenrechtlich nachgeordneten Gattung Friedhofskapelle ländlicher Regionen entwickelten Friedhofshallen nicht die ganz großen gestalterischen Möglichkeiten erlaubt waren, so zeigen sie für ihre Entstehungszeit im Vergleich mit gestalterischen Lösungen anderer Baugattungen im ländlichen Raum ein relativ hohes architektonisches Gestaltungsniveau.

Autor

Dr. Folkhard Cremer

studierte Kunstgeschichte, Geschichte und Literaturwissenschaften.
Seit Juli 2010 Inventarisator für die Kreise Schwarzwald-Baar, Tuttlingen, Emmendingen und den Breisgau im Referat Denkmalpflege der Regierungspräsidien Freiburg/Stuttgart mit Dienstsitz in Freiburg
(s. auch SchrrVGBaar 62, 2019, S. 105).
folkhard.cremer@rps.bwl.de

Archivalien

Zur Aussegnungshalle Dauchingen: Kreisarchiv SBK Nr. 9123, Bestand A: Bauantrag für die Aussegnungshalle mit Entwurfsplänen.

Zur Aussegnungshalle Obereschach: Archiv des Amtes für Gebäudewirtschaft und Hochbau VS, Bauakte, Schlossberg 40.

Literatur

Großes Lexikon der Bestattungskultur. Wörterbuch zur Sepulkralkultur, Bd. 1, hrsg. u. bearb. v. Reiner Sörries, Braunschweig 2002.

Joachim Sturm: Dauchingen. Ein Gang durch die Geschichte, hrsg. v. der Gemeinde Dauchingen anläßlich der 900-Jahr-Feier 1994, S. 173–177.

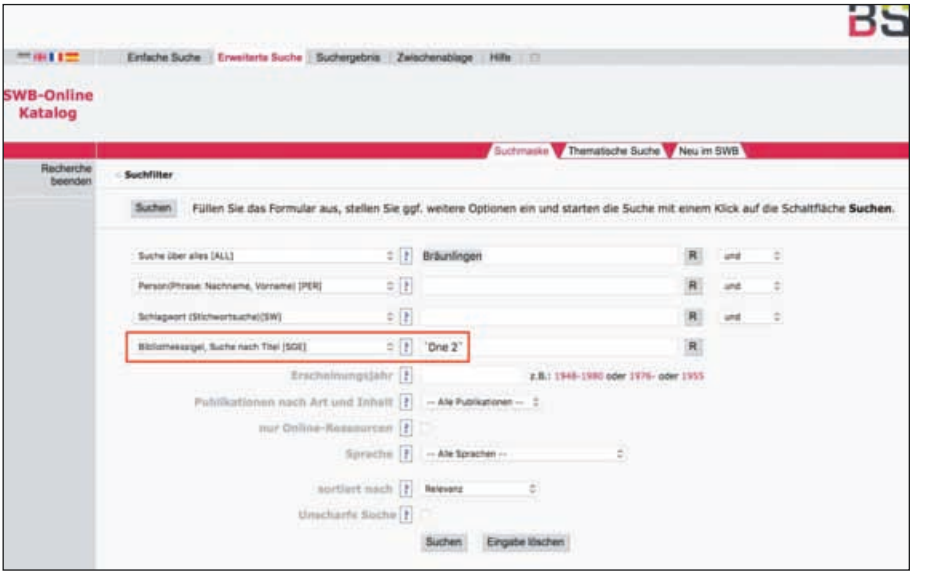
Obereschach. Geschichte und Gegenwart, hrsg. v. Stadtarchiv VS und der Ortsverwaltung Obereschach, VS 1997, S. 313.

Gotteszelt und Großskulptur. Kirchenbau der Nachkriegsmoderne in Baden-Württemberg (Arbeitshefte – Landesamt für Denkmalpflege im RP Stuttgart, Band 38), herausgegeben vom Landesamt für Denkmalpflege im RP Stuttgart, mit Beiträgen von F. Cremer, B. Gehrke, S. Kraume-Probst, M. Mertens, T. Schächtele, A. Steudle und J. Widmaier, Ostfildern 2019.

Aus der Bibliothek des Baarvereins

Unsere Vereinsbibliothek in Donaueschingen (Schulstraße 6) ist in der Regel montags zwischen 18 und 20 Uhr geöffnet. Damit Sie nicht vor verschlossenen Türen stehen, bitten wir um kurze Anmeldung unter info@baarverein.de.

Den Bibliothekskatalog können Sie online unter *swb.bsz-bw.de* ansehen. Dazu wählen Sie zunächst oben in der Auswahlleiste die „Erweiterte Suche". Dann klicken Sie auf eines der Pop-up-Menüs, zum Beispiel das vierte, wo zunächst „Ort, Verlag" steht, halten die Taste gedrückt und gehen ganz nach unten auf „Bibliothekssigel". Dort geben Sie dann unser Bibliothekssigel „dne 2" ein. (Achtung: Das Leerzeichen zwischen „dne" und „2" ist erforderlich!) Jetzt können Sie unter den verbleibenden drei Suchfeldern Ihre Suche zum Beispiel nach Personen und Schlagworten fortsetzen.



Unsere Bibliothekarin Gisela von Briel konnte im vergangenen Jahr 229 Bände in die Bibliothek aufnehmen. Die Monographien unter den Neuzugängen stellen wir Ihnen auf den folgenden Seiten vor.

Außerdem möchten wir Sie auf den danach folgenden Seiten mit ausführlichen Buchbesprechungen auf die Neuerscheinungen unter den Neuzugängen in unserer Bibliothek hinweisen.

Jürgen Tautz und **Tobias Hülswitt:**
Das Einmaleins der Honigbiene.
66 x Wissen zum Mitreden und Weitererzählen (*Berlin Springer 2019)*. Die Autoren haben unter Titeln wie „Tandemlandung" und „Lustselbstmord" 66 auf einer Seite Platz findende Artikel mit 66 ansprechenden Grafiken kombiniert. Ein schönes Geschenk für Anfänger und Fortgeschrittene unter den Bienenfreunden.

Demokratie wagen? Baden 1818–1919
Unter dem mehr als 100 Jahre umfassenden Titel hat das Landesarchiv Baden-Württemberg den Katalog zur gleichnamigen, 2018 in Freiburg, Karlsruhe und Villingen gezeigten Ausstellung veröffentlicht. Eine Verfassungsgeschichte kann das bebilderte Lesebuch nicht sein. Dazu ist es zu nahe an der Ausstellungsdidaktik und zu fern den Inhalten der Verfassungstexte. Doch auch der Blick auf das verfassungsgeschichtliche Drum und Dran ist interessant: Die Fotos und Biographien der Akteure, die zeitgenössischen Karikaturen und die anrührenden 1918 entstandenen privaten Aufzeichnungen der damals achtzigjährigen Luise von Baden, die „im Gefühl der Vernichtung, welche über unser Fürstenhaus nun gekommen war", „heiße[n] Tränen" vergoss.

Kriminalität und Gesellschaft
Aus dem kleinen Tal der Yach, einem Nebenfluss der Elzach, und dem gleichnamigen, heute zu Elzach gehörenden Dorf berichtet ein vom Heimat- und Landschaftspflegeverein Yach herausgegebenes und über den *verlag regionalkultur* erhältliches Buch. Der Autor **Karl Tränkle** berichtet in drei Aufsätzen über den Holzhandel im 18. und über zwei Kriminalfälle aus dem 19. Jahrhundert.

Kleindenkmale im Landkreis Rottweil
Bernhard Rüth und **Armin Braun** haben darüber im Auftrag des Landkreises einen 320 Seiten umfassenden Band herausgegeben (*Ubstadt-Weiher: verlag regionalkultur 2018*). In der zweiten Hälfte des Bandes sind die Denkmale dokumentiert und über eine alphabetische Gliederung nach Ortschaften von Aichhalden bis Zimmern leicht auffindbar. In der ersten Hälfte des Bandes sind etwa vier bis sieben Seiten lange thematische Beiträge versammelt, die die Besonderheiten der einzelnen Orte und Denkmale deutlich machen. Die dritte Form des Zugangs überschreiben die Herausgeber mit „Kleindenkmale erzählen Geschichte(n)". Hier berichten die Autoren, darunter auch viele Stadtarchivare aus den beteiligten Orten, u.a. über erhaltene Reste der Fliegersperre oberhalb von Oberndorf, über die „Polensteine" in Schiltach und über ein Minnesängerdenkmal in Leinstetten.

Vom Freischärler zum Parlamentarier
Bausteine zu einer Biographie des Lörrachers Marcus Pflüger, der als Abgeordneter im badischen Landtag und im Reichstag wirkte, hat **Carola Hoécker** vorgelegt (*Ubstadt-Weiher: verlag regionalkultur 2019*) vorgelegt. Die erstmals herausgegeben Briefe Pflügers an seine in Lörrach verbliebene und dort die Gastwirtschaft „Zum Hirschen" weiterführende Frau Johanna zeigen von einem offenen Ton zwischen den Eheleuten, die sich sowohl über die Intrigen der Markgräfler Verwandtschaft als auch über die politischen und repräsentativen Pflichten und Vergnügen des Reichstagsabgeordneten austauschten.

Wir gießen Präzision in Form
Furtwangener Industriegeschichte dokumentiert ein von **Anneliese** und **Bernhard Ketterer** herausgegebener und von **Wilfried Dold** mit Texten und Fotos versehener Band (*Dold Verlag 2012*). Wie viele Schwarzwälder Industrieunternehmen begannen

auch die Ketterer mit der Fertigung und dem Handel von Uhren. Unter dem Enkel des Gründers, Oskar Ketterer, verlagerte sich das Unternehmen auf die Fertigung von Gaszählern, Sogar Radioapparate wurden in den 1920er Jahren als Bausätze vertrieben. Der Ururenkel des vor 180 Jahren nach Portsmouth ausgewanderten und acht Jahre später nach Furtwangen zurückgekehrten Benedikt Ketterer betreibt heute in Furtwangen eine Druckgießerei für Aluminiumteile.

Der gefährliche See. Wetterextreme und Unglücksfälle am Bodensee und Alpenrhein

Die meisten Menschen auf der Baar werden den Bodensee eher als Ausflugsziel bei ruhigem und schönen Wetter kennen. Dass es auch anders sein kann, dokumentiert der 2019 im Konstanzer *Südverlag* erschienene zur gleichnamigen Ausstellung im Konstanzer Rosgartenmuseum 2019 erschienene Katalog von **Tobias Engelsing**, Museumsleiter in Konstanz. Thematisiert werden in dem reich illustrierten, 255-seitigen Band Stürme und Hochwasser sowie deren oft tödliche Folgen, aber auch frühere vorwissenschaftliche Deutungsversuche der Unwetter, Katastrophenschutz, Schiffsunglücke und Wassersportunfälle. Es gibt auch heute skurril erscheinende Pläne aus der Vergangenheit, riesige Industriehäfen anzulegen und den Rhein zur Energiegewinnung total zu regulieren. Aktuelle Themen wie Bodensee und Klimawandel dürfen auch nicht fehlen.

Die Herrschaft Schalksburg zwischen Zollern und Württemberg

Dieser als Schenkung eingegangene Band dokumentiert eine 2003 abgehaltene Tagung über dieses Thema, herausgegeben von **Andreas Zekorn, Peter Thaddäus Lang** und **Hans Schimpf-Reinhardt** (*Epfendorf: bibliotheca academica Verlag 2005).*

Nachrichten über Aloys Hirt und Bibliographie seiner gedruckten Schriften

Als Schenkung ist auch ein einzelner Band eines Berliner Jahrbuchs zu erwähnen, dem wegen des Aufsatzes von **Jürgen Zimmer** im Jahrbuch der Berliner Museen, Bd. 41, 1999 (*Berlin: Gebr. Mann Verlag, S. 133–194*) ein Platz in unserer Bibliothek gebührt. Aloys Hirt, 1759 in Behla geboren, wurde zu einem einflussreichen Archäologen, Kunst- und Bauhistoriker, der als Vordenker des Berliner Alten Museums gilt und an der Berliner Bauakademie als Lehrer u. a. Karl Friedrich Schinkel und Christian Daniel Rauch in der Baugeschichte unterrichtete. Jürgen Zimmer liefert hier die bisher umfangreichste Biographie über Hirt.

Heinrich Fürst zu Fürstenberg und Andreas Wilts (Hg.): Max Egon II. zu Fürstenberg – Fürst, Soldat, Mäzen

Kurz vor der Drucklegung der *Schriften der Baar* ging dieses für Donaueschingen und die Region wichtige Werk in unserer Bibliothek ein, mit Beiträgen von Christopher Deutsch, Ulrich Feldhahn, Lothar Höbelt, Sven Riepe, Wolf-Ingo Seidelmann, Joachim Sturm und Andreas Wilts (*Ostfildern: Thorbecke Verlag, 1. Auflage 2019).* Eine ausführliche Rezension ist für 2021 vorgesehen.

Der Bestand der Bibliothek wird durch Käufe, Schenkungen, Nachlässe und Rezensionsexemplare kontinuierlich erweitert und aktualisiert.

Susanne Scharnowski: Heimat. Geschichte eines Missverständnisses.
272 Seiten • 40 Euro • wbg Academic, Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 2019.

In dem Buch, einem Textband ohne Abbildungen, wird die Kultur- und Debattengeschichte des Begriffs „Heimat“ beleuchtet mit dem Ziel, die Diskussion zu versachlichen und den Lesern ein Verständnis dieses Schlüsselwortes zu ermöglichen, das sich nicht auf Verteufelung oder Verklärung beschränkt.

Die Autorin zeichnet die Bedeutungsgeschichte der Heimat im Wesentlichen von der Romantik um 1800 bis in die Gegenwart nach und bezieht sich auf zahlreiche Dokumente aus Literatur, Kunst, Philosophie, politischer Theorie, Presse und Film.

Nach einem chronologischen Teil in fünf Kapiteln werden im zweiten Teil kulturelle, soziale und politische Entwicklungen seit den 1960er Jahren dargestellt, in denen Heimat relevant wurde. Im Fokus steht der deutschsprachige Raum, ergänzt um vergleichende Verweise auf die englische und amerikanische Kulturgeschichte.

Zunächst geht die Autorin dem Missverständnis nach, romantische Heimat bezöge sich auf Nation und Volk und stehe letztlich in einer Linie zur Blut- und Bodenideologie des Nationalsozialismus. Ganz im Gegenteil sei die Romantik von Fernweh und Reiselust geprägt; der sesshafte „Philister“ hingegen werde abgelehnt. Die eigentliche Heimat des Romantikers liege in Spiritualität und christlichen Jenseitsvorstellungen.

Auf dem Hintergrund der Industrialisierung des 19. Jahrhunderts und der damit verbundenen Lösung des Einzelnen aus traditionellen Bindungen wie Dorfgemeinschaft und Großfamilie sei eine neue Literaturgattung der Dorfgeschichte als „Urform der Heimatliteratur“ entstanden. Die Autorin stellt beispielhaft die „Schwarzwälder Dorfgeschichten“ des Autors Berthold Auerbach vor.

Die Auswanderung von ca. fünf Millionen Deutschen in die USA im Laufe des Jahrhunderts prägte ebenfalls den Blick auf die nun verlassene Heimat. Die Sehnsucht nach Heimat als Gegenpol zu den Überforderungen von städtischer Zivilisation und Fortschritt im frühen 20. Jahrhundert, dann aber auch zu den Zerstörungen und Verwerfungen des Zweiten Weltkrieges wird im Weiteren bis in die junge Bundesrepublik und die DDR nachvollzogen. Dabei gilt der Okkupation des Heimatbegriffs durch die nationalsozialistische Propaganda ein eigenes Kapitel.

Der zweite Teil des Buches widmet sich thematischen Aspekten des Heimatbegriffs: Was bedeutet Heimat im Kontext moderner Raum- und Stadtplanung, der Globalisierung, des Massentourismus, der Lebensweise kosmopolitischer Eliten sowie der Herausforderungen des Umweltschutzes?

Differenziert und anschaulich geht die Autorin den Fragen nach, zum Beispiel stellt sie die kontroversen Positionen innerhalb der Umwelt- und Ökologiebewegung dar.

Abschließend wird die Sehnsucht nach einer vertrauten Lebenswelt, nach Zugehörigkeit und Bindung, also Heimat als legitimer und notwendiger Gegenpol zur global vernetzten Welt des 21. Jahrhunderts postuliert. Ein starres Entweder-Oder von Weltoffenheit oder Abschottung gelte es zu überwinden zugunsten eines Heimatbegriffes, der den Menschen Selbstwirk-

samkeit ermöglicht durch konkrete Mitgestaltung ihres Lebensortes.

Anmerkungen, Register und ein ausführliches Literaturverzeichnis schließen den Band ab.

Fazit: Ein kluges, anspruchsvolles Buch, das zum Überdenken lieb gewordener Klischees einlädt und einen neuen Blick auf das Thema „Heimat" anbietet.

Eine gelegentliche Illustration oder Abbildung wäre eine schöne Ergänzung und ein zusätzlicher Anreiz, das Buch in die Hand zu nehmen.

Karin Neubarth-Raub

Klaus Echle / Sabrina Streif / Rudi Suchant / Sarah Veith: Wildkatzen. Rückkehr in unsere Wälder. 144 Seiten • 200 farbige Abbildungen • 30 Euro • Knesebeck, München 2018.

Die Wildkatze (*Felis silvestris silvestris*) galt in Baden-Württemberg seit 1912 als ausgestorben. Obwohl es immer wieder Berichte über Sichtungen gab, gelang erst im Frühjahr 2007 der erste sichere genetische Nachweis im Land.

Das Autorenteam Sabrina Streif, Dr. Rudi Suchant und Sarah Veith beschäftigt sich schon längere Zeit mit der Ökologie von Wildtieren. Entsprechend ihres Forschungsgebietes sind die Texte fachlich fundiert. In den informativen und gut lesbaren Texten erfährt der Leser Wissenswertes zur Lebensweise der Wildkatze und dazu, warum sie so schützenswert ist und wie ihre Rückkehr in die Wälder dauerhaft gelingen kann. Die sehr im Verborgenen lebenden Tiere brauchen vor allem den Schutz ihrer Lebensräume und deren Verbesserung. Dazu tragen zum Beispiel Wildbrücken bei, die eine gefahrlose Querung von Straßen, nicht nur für Wildkatzen, ermöglichen.

Der mehrfach ausgezeichnete Fotograf Klaus Echle (zum Beispiel als „Europäischer Naturfotograf des Jahres" oder als „Wildlife Photographer of the Year") liefert beeindruckende und überraschende Fotos der sehr scheuen Katzen. Seine Bilder ergänzen die Texte (oder umgekehrt) und es entsteht ein plastisches Bild vom Leben der zurückgezogen lebenden Katzen. Seit 2006 begleitet er die Arbeit des Wildtierökologie-Teams der Forstlichen Versuchs- und Forschungsanstalt Baden-Württembergs (FVA).

Der Bildband „Wildkatzen. Rückkehr in unsere Wälder" lohnt sich für jeden, der an Katzen, Wildkatzen, Fotografie und der Natur Interesse hat. Was haben Hänsel und Gretel mit wilden Geparden zu tun? Um dies herauszufinden, müssen Sie schon selbst das Buch aufschlagen.

Thomas Kring

Paul Westrich: Die Wildbienen Deutschlands. 821 Seiten mit 1700 Farbfotos • 99 Euro • Eugen-Ulmer-Verlag, Stuttgart, 2. Auflage 2019.

Die 2. Auflage des Standardwerks von Paul Westrich über die Wildbienen Deutschlands war nötig, weil die 1. Auflage trotz des hohen Preises schnell vergriffen war und einige Fachleute das Werk ergänzen wollten. Dr. Paul Westrich ist allen, die sich mit Wildbienen beschäftigen, sehr gut bekannt, sowohl online als auch offline sowie aus Vorträgen, Diskussionen und mit seiner Webpage *wildbienen.info*.

Er schreibt: „Auch die 2. Auflage soll nicht nur denen, die sich wissenschaftlich mit Wildbienen befassen, als hilfreiche Informationsquelle und Ansporn dienen,

sondern allen an der Natur interessierten Menschen Freude bereiten und Begeisterung wecken für eine in jeder Hinsicht faszinierende Insektengruppe."

Zu den Wildbienen gehören unter anderen die Sand-, Mauer-, Woll- oder Pelzbienen und auch die Hummeln. Weltweit sind weit über 20.000 Arten Bienen beschrieben und Westrich bedauert, dass dieser Artenreichtum auf eine einzige Art, die Honigbiene, reduziert werde.

Gerade in einer Zeit, in der Bienen gerne auf das Nutztier Honigbiene beschränkt werden, tut es gut, sich mit den mindestens 566 Arten von Wildbienen, die es in Deutschland gibt oder gab, zu beschäftigen. Die Honigbiene gehört übrigens nicht dazu, da diese eine Zucht- und Nutzform aus Afrika ist.

Das Buch besticht mit wunderbaren Großaufnahmen unzähliger Wildbienen, Wespen, Käfer, Pflanzen und auch Naturräumen. Für den Naturliebhaber gibt es eine Liste der Pollenquellen mit 511 Pflanzenarten, die bisher in Deutschland als Pollenlieferant für Wildbienen beschrieben sind. Am Ende des Buches befindet sich eine Artenübersicht mit den biologisch-ökologischen Merkmalen der 566 im Buch behandelten Arten der deutschen Bienenfauna.

Hannah Jaag

Marco Heurich (Hg.): Wolf, Luchs und Bär in der Kulturlandschaft. Konflikte, Chancen, Lösungen im Umgang mit großen Beutegreifern. 287 Seiten • 167 Farbfotos und -zeichnungen, 11 Tabellen • 35 Euro • Eugen-Ulmer-Verlag, Stuttgart 2019.

Die drei großen Beutegreifer Wolf, Luchs und Bär sorgen aller Orten für sehr kontroverse und in der Regel sehr emotional geführte Diskussionen. Das Buch, mit Beiträgen von hochkarätigen Wissenschaftlern, bietet umfassende Sachinformationen, die zur Versachlichung dieser Streitgespräche beitragen können.

Der erste Teil des Buches über Biologie, Verhalten und Ökologie enthält jeweils eine kompakte Beschreibung der drei Arten. So informieren die Autoren über die Morphologie, das Sozialverhalten der Tiere und geben einen Überblick ihrer Verbreitung. Im vierten Kapitel wird dann auf die Rolle der großen Beutegreifer im Ökosystem eingegangen. So werden die Zusammenhänge zwischen der Vegetation, den Herbivoren und den Karnivoren beleuchtet. Dabei geht es nicht nur um die letalen Effekte auf die Beutetiere, sondern auch um die nicht-letalen, da die Pflanzenfresser ihr Verhalten anpassen – zum Beispiel durch erhöhte Aufmerksamkeit oder das zeitliche Verschieben von Aktivitäten auf sichere Zeitperioden.

Der Teil „Management von großen Beutegreifern" beginnt mit einer Einführung in das Wildtiermanagement, wobei dessen Strukturen und die des Monitorings genauso wie die gesellschaftlichen Belange

erörtert werden. Der gesetzliche Schutz der Beutegreifer auf internationaler, europäischer und nationaler Ebene wird grundlegend dargestellt. In den letzten drei Kapiteln behandeln die Autoren die Konflikte mit der Jagd und der Landwirtschaft sowie das Gefahrenpotential für den Menschen. Außerdem werden zum Beispiel die Jagdmethoden und der mögliche Herdenschutz thematisiert.

Das Buch mit festem Einband ist aufwendig und ansprechend gestaltet Die vielen Fotos, Grafiken und Tabellen ergänzen die wissenschaftlichen Texte. Erfreulich sind die ausführlichen Literaturhinweise zu jedem Kapitel und das Register am Ende des Buches. Der Eugen Ulmer Verlag hat ein sehr gutes Fachbuch zum Thema Großraubtiere in der Kulturlandschaft vorgelegt, das aber nicht nur für den Fachmann (Wildbiologen, Naturschützer etc.), sondern auch für den interessierten Laien lesenswert ist. Auch Journalisten, Politikern und betroffenen Landwirten ist die Lektüre zu empfehlen.

Thomas Kring

Nicholas J. Conard / Claus-Joachim Kind: Als der Mensch die Kunst erfand. Eiszeithöhlen der Schwäbischen Alb. 192 Seiten • 20 Euro • Theiss-Verlag (WBG), Darmstadt, 2. Auflage 2019.

Die Autoren des Text-Bildbandes, der nun in zweiter, aktualisierter Auflage vorliegt, sind ausgewiesene Kenner der Steinzeitarchäologie und leiteten mehrere Grabungskampagnen in Höhlen auf der Schwäbischen Alb.

Das Buch bietet einerseits die ausführliche Dokumentation der Funde, andererseits grundlegende Informationen zur Entstehung von Eiszeiten, die wiederum in Kalt- und Warmzeiten untergliedert werden, sowie die Evolution des Menschen von den ersten aufrecht gehenden Menschenaffen bis hin zum Homo sapiens, der in Afrika seit etwa 200 000 Jahren, in Europa seit ca. 43 000 Jahren existiert.

Hypothesen zur möglichen Bedeutung der Funde werden mit der gebotenen Vorsicht referiert, auch die Arbeitsweise der Wissenschaftler wird dargestellt.

Menschen der Steinzeit kamen im Eiszeitalter über die Donau in das Gebiet der Schwäbischen Alb, man ordnet sie der Kultur des Aurignacien zu, die nach der Fundstelle Aurignac in Frankreich benannt ist.

Diese Menschen hinterließen eine Fülle von Gegenständen und Kunstwerken, die in den Höhlen des Achtals und des Lonetals entdeckt wurden. Die Geschichte der Entdeckungen liest sich teilweise wie ein Krimi. So fielen dem Heimatforscher Hermann Mohn am Vogelherd untypische scharfkantige Steine im Auswurf eines Dachsbaus auf. Die von ihm kontaktierten Wissenschaftler der Universität Tübingen entdeckten dann eine bislang unbekannte Höhle mit reichen Steinzeitfunden; die Höhle war mit Erdreich gefüllt, in das der Dachs seinen Bau gegraben hatte.

Aufgrund modernster Datierungsmethoden, die in dem Buch erläutert werden, konnte das Alter der Funde auf ca. 40 000 Jahre bestimmt werden. Es handelt sich um kleine plastische Figuren von Tieren, aber auch von Mischwesen zwischen Tier und Mensch. So gibt es fein ausgearbeitete Höhlenlöwen, Bisons, Mammuts, Pferde und einen grazilen Wasservogel. Die Figuren sind klein und damit für die Steinzeitmenschen leicht transportierbar. Ein ganz besonderes Stück ist der sogenannte Löwenmensch mit Löwenkopf auf einem menschlichen Körper. Die Autoren berich-

ten ausführlich, wie die Figur in mehreren Anläufen rekonstruiert werden konnte nach einem ersten Fund 1939 in der Stadelhöhle, der aus einem Haufen von Splittern aus Mammutelfenbein bestand, bis hin zur jüngsten Zusammensetzung der Figur 2012/2013. So können wir die 31 cm hohe Figur heute im Museum Ulm bewundern. Eine weitere Besonderheit ist die sogenannte Venus vom Hohle Fels, die 2008 entdeckt wurde und als Symbol für Fruchtbarkeit und Fortpflanzung gedeutet werden kann. Ebenfalls aus dem Aurignacien wurden Flöten gefunden, geschnitzt aus Vogelknochen und aus Mammutelfenbein.

Die Figuren und Musikinstrumente sind weltweit die ältesten Kunstwerke der Menschheitsgeschichte, älter auch als die berühmten Höhlenmalereien in Frankreich und Spanien. Alle erwähnten Funde sind in dem Buch in verschiedenen Ansichten und im Detail meist stark vergrößert abgebildet, die realen Maße sind jeweils angegeben. So kann der Leser die Kunstfertigkeit der Schnitzwerke genau betrachten und die Erläuterungen nachvollziehen. Ein abschließendes Kapitel ist der möglichen Bedeutung dieser Kunstwerke gewidmet, dabei gehen die Autoren auch auf die Frage ein, wieso die Neandertaler, die das Gebiet vor Homo sapiens besiedelten, ausgestorben sind. Waren die Kunstwerke vielleicht „Ausdruck der Ausbreitung einer symbolischen Kultur, die es mehr Menschen gestattete, miteinander zu kommunizieren“ (S. 165), was schließlich auch eine größere Bevölkerungsdichte mit sich brachte?

Im Juli 2017 wurden die „Höhlen und Eiszeitkunst der Schwäbischen Alb“ in die Welterbeliste der UNESCO aufgenommen. Die Stätten und Museen, in denen die Kunstwerke besichtigt werden können, sind im Anhang angegeben, ein Glossar erläutert wichtige Begriffe der Steinzeitforschung.

Fazit: Ein wunderschön gestaltetes, lehrreiches und spannendes Buch mit viel Bildmaterial, das für jeden Interessierten lesbar ist und sich auch gut als Geschenk eignet.

Karin Neubarth-Raub

Ralf Seuffert: Konstanz. Mehr als 2000 Jahre Geschichte.
222 Seiten • 25 Euro • Südverlag, Konstanz 2019.

Das Titelbild wirkt als Einladung, die Stadt zu betreten. Es zeigt Konstanz auf einem farbigen Stahlstich aus dem 18. Jahrhundert von der Seeseite her. Wir sehen hohe Kirchtürme, rote Ziegeldächer, dahinter die ansteigende Kulturlandschaft; und vor der Stadt den Rhein mit Fischern in ihren Booten und einen angrenzenden Acker. Am unteren Bildrand befindet sich das Konstanzer Stadtwappen.

Das Bild macht neugierig, und der Autor Ralf Seuffert erfüllt die Erwartungen. In 14 in sich geschlossenen Kapiteln breitet er die Chronik der Stadt aus.

Im 3. Jahrhundert liegt Konstanz an der Nordgrenze des römischen Reiches und ist durch ein Kastell gesichert. Später besiedeln die Alemannen das von den Römern geräumte Gebiet. Im 7. und 8. Jahrhundert erfolgt die Christianisierung, die der Stadt einen Bischof beschert. Das Stadtoberhaupt und das bald aufstrebende Bürgertum kämpfen in den folgenden Jahrhunderten um Macht und Einfluss.

Konstanz spielt Weltgeschichte, als es seine Stadttore 1212 für den jungen Staufer Friedrich II. und nicht für seinen Konkurrenten, den Welfen Otto IV., öffnet.

Den Höhepunkt seiner Bedeutung erlebt die Stadt während des Konzils (1414 bis 1418), als sie die wichtigsten Persönlichkeiten der damaligen Christenheit beherbergt.

Nur 100 Jahre später nimmt der Rat der Stadt den lutherischen Glauben an. Katholische Messe, Taufe, Kommunion werden verboten, die Klöster aufgelöst. Eifrige Reformer wie Ambrosius Blarer verordnen allen Bürgern einen strengen Moralkodex. 1548 muss sich die Stadt nach Niederlagen Kaiser Karl V. und seinen Forderungen beugen. Die Reformation ist gescheitert.

Danach kommt der schmerzhafte Prozess der Machtlosigkeit: Zuerst durch den Verlust des Status als Reichs- und Bischofsstadt und dann durch den Abfall der Eidgenossen vom Heiligen Römischen Reich. Konstanz, nun österreichische Landstadt, bedeutungslos am Ende des Reiches gelegen, muss sich „neu erfinden".

Es sind Flüchtlinge, die, mit Privilegien von Kaiser Joseph II. ausgestattet, der Stadt neues Leben einhauchen. Genfer Calvinisten ziehen ins aufgelassene Dominikanerkloster (heute das Inselhotel) und gründen eine Stoffdruckerei. Sie schaffen nicht nur Arbeitsplätze, sondern bringen auch neue Produktions- und Wirtschaftsformen mit. Konstanz wird so Industriestadt, später Militärstandort und schließlich Touristenstadt.

Ralf Seuffert demonstriert in jedem Kapitel seine gründlichen Kenntnisse der Stadtgeschichte. Er hat schon mehrere Bücher über Konstanz und eines über Meersburg geschrieben. Zudem ermutigt er den Leser und die Leserin, selbst in den zugänglichen Bibliotheken und Archiven zu recherchieren.

Jedes neue Kapitel dieses gut gegliederten Buches wird durch ganzseitige, zeitgenössische Farbbilder – häufig in Detailansicht – illustriert. Stammen die Abbildungen im ersten Teil des Buches vornehmlich aus kolorierten Chroniken, sind es im zweiten Teil zahlreiche Schwarz-Weiß-Fotografien. Das Buch eignet sich zur eigenen Lektüre, als Geschenk und für den Geschichtsunterricht. Die Beschäftigung mit ihm ist ein Vergnügen.

Antonia Reichmann

Thomas Zotz: Die Zähringer. Herrschaft und Dynastie.
296 Seiten • 29 Euro • Urban-Taschenbuch, Kohlhammer-Verlag, Stuttgart 2018.

Im Jahr 2018 jährte sich mit dem Tod Berthold V. das Aussterben der Zähringer zum achthundertsten Mal, wozu der emeritierte Freiburger Historiker Thomas Zotz eine neue profunde Untersuchung vorgelegt hat.

Im Gegensatz zu den mit ihnen konkurrierenden populäreren Staufern und Welfen gerieten die Zähringer relativ bald in weitgehende Vergessenheit; es sollte bis Mitte des 18. Jahrhunderts dauern, bis der Straßburger Professor J. D. Schöpflin im Auftrag des markgräflichen Hauses Baden-Durlach auf der Suche nach dessen historischen Wurzeln wieder auf die einstigen dynastischen Vettern stieß. Es setzte eine wissenschaftliche Erforschung ein, in deren Gefolge nicht nur die Markgrafen, sondern auch zahlreiche Orte im deutsch-schweizerischen ehemaligen Herrschaftsgebiet, auch auf der Baar, eine bis heute fortlebende zähringerische Identität und Erinnerungskultur entwickelten.

Zotz untersucht das Agieren und das Schicksal der Zähringer vom 11. bis 13. Jahrhundert in dem für das Hochmittelalter typischen

Kräfte- und Spannungsfeld. Dynastische Politik war geprägt von der Konkurrenz zu anderen Adelsgeschlechtern, zum Königtum sowie zur römischen Papstkirche; sie alle strebten notgedrungen danach, ihre Macht zu festigen und auf Kosten der anderen zu erweitern, um nicht selbst zu scheitern. Dazu dienten Gründung und Förderung von Städten – hier ist für die Baar vor allem Villingen zu nennen – und Klöstern, die Urbarmachung bisher unbewohnter und ungenutzter Gegenden, um die Wirtschaft und den Ausbau des Landes voranzubringen. In einer Zeit, in der Herrschaft noch vorwiegend personal, nicht territorial-institutionell geprägt war, mussten Netzwerke geknüpft und je nach den wechselnden Umständen auch verändert werden, was durch eine konsequente Heirats- bzw. Bündnispolitik, die Bindung zahlreicher Ministerialen an den fürstlichen Hof sowie die Suche nach Königsnähe geschah. Hinzu kamen häufig bewaffnete Auseinandersetzungen.

Zur wechselvollen Geschichte der Zähringer, die der Autor anhand zahlreicher Fakten und Recherchen darstellt, seien hier nur Trends angedeutet: Nachdem der wichtigste Vorfahr der Zähringer, Bezzelin von Villingen, wegen seiner Treue zu Kaiser Otto III. 999 das Markt-, Münz- und Zollrecht für seinen Ort auf der Baar erhalten hatte, schlugen sich seine Nachfahren im Investiturstreit auf die päpstliche Seite. Dennoch konnten sie im 12. Jahrhundert wieder ein gutes Verhältnis zu den letzten salischen Kaisern aufbauen und davon in erheblichem Maße profitieren, bis sie zu den Großen des Reichs zählten. Unter dem Stauferkönig Friedrich Barbarossa ab Mitte des 12. Jahrhunderts wendete sich das Blatt, das Verhältnis zu den Monarchen schwankte zwischen Treue und Opposition. Bezeichnend für den zähringisch-staufischen Konflikt ist der Umstand, dass Barbarossa die Ehe zwischen der Zähringertochter Clementia und seinem Widersacher Heinrich dem Löwen annullieren ließ, um einen Zusammenschluss und zu großen Machtzuwachs der hochadeligen Konkurrenten zu verhindern. Auch wenn es später noch einmal zum Interessenausgleich zwischen Staufern und Zähringern kam – mit dem Tod Berthold V. wurde dessen Herzogtum von Friedrich II. aufgelöst und damit ein Konkurrent ausgeschaltet.

Adressaten des Buches sind Fachleute und vorgebildete Laien, die über entsprechende Kenntnisse der hochmittelalterlichen Geschichte verfügen. Das Buch ist kaum – wie zahlreiche andere – als Einführung in diese Epoche anhand einer prominenten regionalen Dynastie gedacht. Seinem wissenschaftlichen Anspruch entsprechend ist es recht „trocken" verfasst, es verfügt über einen umfangreichen wissenschaftlichen Apparat sowie ein ausführliches Register, das die Orientierung erheblich erleichtert.

Michael Raub

Jutta Krimm-Beumann: Die Benediktinerabtei St. Peter im Schwarzwald.
Reihe: Das Bistum Konstanz 7: Die Benediktinerabtei St. Peter im Schwarzwald (Germania Sacra. Dritte Folge 17). Alemannisches Institut Freiburg. • 224 Seiten 170 Euro • Verlag De Gruyter Akademie Forschung, Berlin 2018.

Die Benediktinerabtei St. Peter auf dem Schwarzwald wurde 1093 durch den schwäbischen Gegenherzog Bertold II. von Zähringen gegründet und 1806 aufgehoben. Als Hauskloster der Herzöge war sie neben der Stammburg Zähringen und der Stadt Freiburg ein wichtiger Stützpunkt ihrer Herrschaft. Auf eine erste Blütezeit folgten nach dem Aussterben des Fürstenhauses 1218 für lange Zeit Missstände und Verarmung. Erst im Zuge der allgemeinen Erneuerung des benediktinischen Mönchtums nach dem Dreißigjährigen Krieg nahm St. Peter im 18. Jahrhundert einen

erneuten Aufschwung, der die barocke Klosteranlage mit der berühmten Bibliothek hervorbrachte.

Eine grundlegende Aufarbeitung der Gesamtgeschichte dieser herausragenden Abtei fehlte bisher. Diese Forschungslücke hat Jutta Krimm-Beumann nun mit dem jüngsten in der Reihe „Germania Sacra" erschienenen Band geschlossen. Merkmal dieser Reihe ist die handbuchartige Darstellung der Kirche des Alten Reiches: Es wird nicht die Geschichte einer Diözese oder eines Klosters chronologisch erzählt, vielmehr folgen alle Bände einer durchgängigen Sachlogik. Für St. Peter ergibt sich aus der Orientierung an quellenbasierten Daten, dass die Personallisten etwa ein Drittel des gesamten Bandes ausmachen und auch das Besitzverzeichnis einen beträchtlichen Umfang hat, während das für ein Kloster ja nicht unerhebliche Thema des religiösen und geistigen Lebens nur gut 20 Seiten umfasst. Auch die Klostergeschichte selbst wird zu einem Unterthema unter anderen. Indem alle mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Quellen sowie die wissenschaftliche Literatur erschlossen und in immer gleicher Strukturierung weiterführenden Forschungen zur Verfügung gestellt werden, richten sich alle Bände der „Germania Sacra", auch dieser, gezielt an ein akademisches Fachpublikum.

Dass eine einzelne Autorin in begrenzter Zeit eine solche Fülle von Daten erfasst und systematisch darstellt, muss beeindrucken, und an Gelehrsamkeit ist das vorliegende Werk gewiss nicht zu überbieten. Es dürfte für lange Zeit die Grundlage aller künftigen Arbeiten über St. Peter sein. Wenn dennoch Grenzen sichtbar werden, ist das dem Format des Handbuchs geschuldet. Sein ausdrücklicher Zweck ist, eine Datenbasis zur Verfügung zu stellen, sich aber einer historischen Sinngebung zu enthalten. Für jede denkbare Fragestellung findet man daher zwar wie in einem geordneten Archiv zahllose Informationen, aber letztlich keine schlüssige Antwort im Sinne gedeuteter Geschichte. Daher bleibt der Besucher des Klosters oder der interessierte Laie, der nicht nachschlagen, sondern lesen will – etwa über die soziale Herkunft der Mönche, das Schicksal des zu den Täufern übergegangenen Subpriors Michael Sattler, die geistliche und geistige Ausstrahlung St. Peters, theologische Strömungen im Konvent oder das Figuren- und Bildprogramm der Bibliothek –, auf die entsprechende Fachliteratur oder auch die für ein breiteres Publikum geschriebenen Darstellungen verwiesen. Auch hier führt das umfangreiche Literaturverzeichnis zuverlässig weiter.

Der vorliegende Band zeigt auch, welche Verbindungen St. Peter in unsere Gegend hatte. Das Verzeichnis des Klosterbesitzes enthält ein Unterkapitel über die Baar, und eine Durchsicht der Personallisten lässt erkennen, dass eine Reihe von Mönchen und Äbten, unter ihnen der bedeutende Ulrich Bürgi (1719–1739), von hier stammten. Somit ist das Handbuch über St. Peter auch ein wichtiger Beitrag zur Geschichtsforschung unseres Raumes.

Michael Tocha

Andreas Holzem / Wolfgang Zimmermann (Hg.): Geschichte der Diözese Rottenburg-Stuttgart. Band 1: Christentum im Südwesten bis 1800. Das 19. Jahrhundert; Band 2: Das 20. Jahrhundert. Im Auftrag des Geschichtsvereins der Diözese Rottenburg. 1524 Seiten • 69 Euro • Thorbecke-Verlag, Ostfildern 2019.

Die Diözese Rottenburg (seit 1975 Rottenburg-Stuttgart) wurde 1821 als Landesbistum des Königreichs Württemberg gegründet. Rechtzeitig vor dem 200. Jubiläum ist nun die umfangreiche Darstellung ihrer Geschichte erschienen. Das Werk ist wahrhaft monumental, materiell mit zwei Bänden mit 6,5 kg Gewicht und über 1500 Seiten, inhaltlich durch eine weite zeitliche und thematische Perspektive.

Der Titel ist eine Untertreibung, er lässt die Fokussierung auf die noch junge Diözese als kirchliche Institution und ihr Personal erwarten. Tatsächlich gehen die Autoren weit darüber hinaus. Sie wollten nicht weniger als eine Geschichte des christlichen Glaubens auf dem Gebiet der nachmaligen Diözese schreiben. Diese fassen sie als religiösen Raum auf, in dem sich die „Geschichte des geglaubten Gottes" in vielfältigen theologischen, institutionellen, künstlerischen wie alltäglichen Ausprägungen vollzieht. Intendiert ist also eine Geschichte christlicher Religion, Frömmigkeit und Sinnstiftung, die in Lebensformen, Mentalitäten, Kunst oder Netzwerken eine soziale Gestalt angenommen haben. Ausgangspunkt ist die Ankunft des Christentums am Übergang von der Antike zum Mittelalter. Seine Entwicklung durch die Jahrhunderte hat die Traditionen hervorgebracht, die in dem Bistum weiterleben und ihm seine unverwechselbare Eigenheit verleihen. Mittelalter und Frühe Neuzeit werden dabei nicht als die bloße Vorgeschichte einer modernen kirchlichen Verwaltungseinheit behandelt; sie sind nicht einfach Vormoderne, sondern haben ihren eigenen Rang und mit über 400 Seiten den gebührenden Raum. Dem Buchtitel wieder mehr entsprechend liegt dann der Schwerpunkt im ersten Band auf der Entwicklung der Diözese während des 19. Jahrhunderts, und dem 20. ist der gesamte zweite Band gewidmet.

Es geht den Autoren darum, Kirche und Christentum im Südwesten stets in größere, d.h. europäische und weltkirchliche Zusammenhänge einzuordnen. Dabei tritt eine Dialektik zutage, die für die Landeskunde von grundsätzlicher Bedeutung ist: das Universale bildet sich im Regionalen in spezifischer Weise aus, dieses hat eine eigene Geltung und trägt sie ins Allgemeine ein (S. XII). Der Ansatz ermöglicht, großflächige säkulare Entwicklungen wie Reformation, Aufklärung oder die Rezeption des II. Vaticanums auf der Orts- und Landesebene abzuhandeln und ihre Anverwandlungen dort zu beschreiben. Die Landesgeschichte ist somit als ebenso notwendiges wie eigengewichtiges Instrument geschichtlicher Erkenntnis gesetzt, und regionale Identität gewinnt gerade auch in den großen Themen ihre Konturen. Die Verarbeitung universaler Trends am Ort ist allerdings für die Epochen vor der Bistumsgründung nicht immer herausgearbeitet; z.B. bietet das Kapitel über die Aufklärung präzise Darstellungen des Jesuitenverbots in Westeuropa, den Gallikanismus und seine Wirkungen auf Deutschland oder die Josephinischen Reformen, Beispiele aus dem Raum des Bistums finden sich aber eher in den Bildern als im Text.

Die beiden Bände sind mit fast 1500 Abbildungen ausgestattet, viele in großem Format. Sie sollen deutlich machen, dass Glaube im gelebten Leben immer auch Materialität annimmt. So wird das zentrale Anliegen ergänzt und gestützt, nämlich zu zeigen, wie sich Religion aus der Sphäre der Ideen und Überzeugungen in der menschlichen Wirklichkeit und ihren künstlerischen Hervorbringungen niedergeschlagen hat. Dieser multimediale Zugriff vertieft die Aussagekraft des Werks. Auch der Verzicht auf fachwissenschaftliche Begrifflichkeit erleichtert das Verständnis – die Bücher richten sich ausdrücklich nicht nur an die Fachwelt. Gleichwohl setzen die beiden Bände, als interdisziplinäre Gesamtgeschichte des katholischen Christentums von der Germanenmission bis zu den Seelsorgeeinheiten, eine kundige Leserschaft voraus.

Michael Tocha

Gerhard Heitzmann / Detlef Herbner / Edgar H. Tritschler (Hg.): Schwärzenbach – Reichenbach. Aus der Geschichte einer Gemeinde im Hochschwarzwald. 726 Seiten • 50 Euro • Selbstverlag 2019. Zu beziehen über: www.schwaerzenbach-chronik.de.

Der Wandel einer Hochkultur zur Zivilisation ist unter anderem gekennzeichnet durch den Willen, den Weg zum Aufstieg des Vergangenen zu ergründen und für die Nachwelt festzuhalten. In diesem Rahmen bewegen sich seit Jahrzehnten die Bemühungen heimischer Autoren, oftmals Bauern, intensive Nachforschungen zu betreiben und in einer Ortschronik zu veröffentlichen. Das vorliegende Werk schließt diesbezüglich die letzte Lücke in dieser Hochschwarzwaldregion und kann mit Fug und Recht als gewaltiges Werk bezeichnet werden. Gewaltig nicht nur im Umfang, sondern durch die Kompetenz verschiedener Autoren, deren Beiträge wissenschaftlichen Ansprüchen vollauf gerecht werden.

Die Vorarbeit zum Buch gestaltete sich äußerst langwierig und scheiterte immer wieder an unterschiedlichen Vorstellungen. Als Studiendirektor i. R. Gerhard Heitzmann letztlich Professor Edgar Tritschler, der zuvor bereits eine Chronik des Ebenemooshofes veröffentlicht hatte, zur Mitarbeit gewinnen konnte, nahm die Arbeit Fahrt auf. Namhafte Autoren konnten darauf zur Mitarbeit bewogen und zahlreiche Förderer und Spender zur Finanzierung des Buches gewonnen werden.

Wie nicht anders zu erwarten, nimmt der genealogische Teil, also die Höfe- und Familiengeschichte, dreiviertel des Werkes ein. Edgar Tritschler hat hier in verschiedenen Archiven intensiv geforscht, wobei der Umstand, dass er alte Schriften bis zum 15. Jahrhundert transkribieren kann, von unschätzbarem Vorteil war. Nicht vergessen werden darf aber die Vorarbeit des Ratschreibers Matthäus Kleiser vom Rittihof, dessen Aufzeichnungen ein wichtiger Bestandteil dieser Chronik sind.

Um den Umfang der Veröffentlichung nicht noch weiter anschwellen zu lassen, entschlossen sich die Herausgeber, die Hofgenerationen in tabellarischer Form aufzuzeigen, was recht ungewöhnlich ist. Während die Hofbesitzer farblich blau unterlegt sind, werden die weiteren Kinder mit der Farbe Gelb gekennzeichnet. Es ist hilfreich, die erläuternden Hinweise zum Verständnis des tabellarischen Werkes gründlich zu studieren. Eine Schriftgröße von lediglich sechs bis sieben Punkten setzt allerdings gute Augen voraus.

Von überregionaler Bedeutung sind mit Sicherheit die Beiträge zur Ortsgeschichte der Hochschwarzwaldgemeinde Schwärzenbach, die am 14. August 1316 erstmals urkundlich erwähnt wurde. In diesem ersten Teil des Buches, unter dem Titel „Grundzüge der Orts-, Sozial und Naturgeschichte“, berichtet Dr. Detlef Herbner von den Schwierigkeiten einer nur auf Daten und Fakten beruhenden Geschichtswissenschaft, bei deren konsequenter Anwendung große Teile der nicht belegbaren Schwärzenbacher Vorgeschichte unter den Tisch gefallen wären. Um das zu vermeiden, wurden umfängliche archäologische und baugeschichtliche Untersuchungen vorgenommen, die bisher nicht Belegbares nachweisbar machten. Nicht selten standen die Herausgeber dabei vor einigen Rätseln, die letztlich durch die Hinzuziehung weiterer Wissenschaftler und dendrochronologischer Analysen beim Ahorn-, Kilianen-, Schafmeier-, Ebenemoos- und Heselhof geklärt werden konnten.

Angefangen bei den alten Verbindungswegen aus der Kelten- und Römerzeit, die durch das Schwärzenbacher Gebiet führten, über Keramik- und Glasfunde aus dem

12. Jahrhundert beim Mattenspitz, mit Bezug zum Kloster Friedenweiler und neuen Forschungen über das Felsenberger Seßgut sowie über Besitzrechte in Mittelalter und Neuzeit erstrecken sich die detaillierten Untersuchungen. Von akribischer Arbeit zeugen auch die naturkundlichen Befunde zu Geologie, Böden und Landschaftsentstehung, aufbereitet von Oberforstrat Gerrit Müller. Uhrenfreunde dürften sich besonders über die Ausführungen zur Handelsgeschichte von Richard Constable, London, freuen.

Da das Buch auch graphisch auf einem sehr hohen Niveau steht und zudem seine Ergänzung, Fortführung und allfällige Korrekturen im Internet zu finden sind, ist es für jeden heimatkundlich Interessierten zu empfehlen.

Roland Hebsacker

Senta Herkle / Sabine Holtz / Gert Kollmer-von Oheimb-Loup (Hg.): 1816 – Das Jahr ohne Sommer. Krisenwahrnehmung und Krisenbewältigung im deutschen Südwesten.
Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württ., Reihe B: Forschungen, Bd. 223 • 269 Seiten • 28 Euro • Kohlhammer-Verlag, Stuttgart 2019.

Bereits 2017 hat Harald Ketterer in diesem Jahrbuch eine Rezension über das von Wolfgang Behringer vorgelegte Buch „Tambora und das Jahr ohne Sommer" verfasst (Schriften der Baar, 60. Bd. 2017, S. 179 f.). Nachdem der Vulkanausbruch bisher hauptsächlich unter dem Gesichtspunkt einer schlimmen, aber doch vorübergehenden Agrarkrise untersucht worden war, wurde er auf einer Fachtagung der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart 2016 in seinen vielschichtigen Zusammenhängen diskutiert. Als Ergebnis ist der vorliegende Sammelband von zehn Kapiteln erschienen, der ein ganzes Spektrum politischer, ökonomischer, sozialer, religiöser, mentaler und auch musikalischer Auswirkungen der Katastrophe umfasst. Entgegen dem Untertitel des Buches geht es aber nicht nur um den deutschen Südwesten, sondern neben anderen europäischen Gebieten auch um alle weiteren Kontinente.

Recht kühn mutet es an, dass Wolfgang Behringer in seinem Beitrag die sog. Restaurationszeit nach dem Wiener Kongress 1815, in unserem kollektiven Bewusstsein primär als eine Epoche der reaktionären Unterdrückung von freiheitlich-demokratischen Bestrebungen verankert, als Epoche der Modernität und des Aufbruchs interpretiert und Repressionsmaßnahmen wie die berüchtigten Karlsbader Beschlüsse als notwendige Maßnahmen versteht, um Aufruhr, Terror, Fremdenfeindlichkeit und massiven Antisemitismus zu unterdrücken, der sich als Reaktion auf die Naturkatastrophe in allen, auch den „westlichen" europäischen Ländern gerade in der intellektuellen Jugend ausgebreitet hätte. – Nicht weniger stupend klingt seine Globalgeschichte der Taborakrise, die das globale Kräfteverhältnis der vergangenen zwei Jahrhunderte maßgeblich bestimmt habe. Eine durch die Klimakatastrophe in Indien ausgelöste Cholera-Pandemie habe weltweit über 100 Millionen Opfer gefordert, mehr als die Weltkriege des 20. Jahrhunderts. Europa und die USA hätten die Krise wesentlich erfolgreicher bewältigt als andere Kontinente – die Folge seien der Niedergang etwa Indiens und Chinas gewesen, was Europa im 19. Jahrhundert eine bis heute nachwirkende

Weltherrschaft und Dominanz ermöglicht hätte.

Neben solchen kühnen Thesen thematisiert das Buch aber auch die Interdependenzen von Tamborakrise und Politik im deutschen Südwesten, speziell in Württemberg und Baden. Einerseits aus paternalistischem Verantwortungsbewusstsein, andererseits auch aus Furcht vor Aufständen – die Französische Revolution war noch in lebhafter Erinnerung – sahen sich die Staaten zu verschiedenen wirtschafts- und sozialpolitischen Maßnahmen genötigt, die kurzfristig die unmittelbare Not lindern, aber auch die noch weitgehend agrarische Wirtschaft voranbringen und zugunsten von mehr Gewerbe und Handel umstrukturieren sollten. Getreidekäufe, Kapitalhilfen, Förderung von Erfindungen und technischer Innovationen, Straßen- und Kanalbau, Flussregulierungen, Gründung von Zoll- und Handelsvereinen, Sparkassen und Pfandleianstalten. Dabei sei Württemberg schneller und aktiver vorangeschritten als das zunächst zögerlich agierende Baden, wo allerdings die Hungersnot nicht so akut gewesen sei.

Weitere Themen des Buches sind Reaktionen der sich rasch entwickelnden europäischen Publizistik, aber auch kirchliche und religiöse Reaktionen – hier kontrastierte ein eher aufgeklärtes Denken der Kirchen zu einer wieder infolge der Krise neuen Volksfrömmigkeit. Bis in die Opernwelt hatte die Tamborakrise ihre Auswirkungen, was sich am Vampirsujet zeigt, das über Frankreich in deutsche Opern übernommen wurde.

Michael Raub

Robert Neisen / Heinrich Maulhardt / Konrad Krimm (Hg.): Kommunen im Nationalsozialismus. Verwaltung, Partei und Eliten in Südwestdeutschland.
Reihe: Oberrheinische Studien Band. 38 • 394 Seiten • 34 Euro
Thorbecke-Verlag, Ostfildern 2019.

Der Nationalsozialismus, als Thema der Regional- und Lokalgeschichte aus der Forschung über drei Jahrzehnte weitgehend ausgeblendet, geriet seit den 1970er Jahren wieder deutlicher in den Fokus. Den Hintergrund bildete ein verändertes Narrativ: Bisher war das NS-System auf all seinen Ebenen und in allen seinen Dimensionen als weitgehend monolithisches, nach dem „Führerprinzip gleichgeschaltetes", klar durchstrukturiertes Herrschaftsgebilde interpretiert worden, das den individuellen oder kollektiven Akteuren kaum einen Handlungsspielraum gelassen hätte – eine für die in der Nachkriegszeit noch lebenden „Täter, Helfer, Trittbrettfahrer" angenehme These, die sie von der Verantwortung für ihr Verhalten in der NS-Zeit zu entbinden schien. Es wurde in der wissenschaftlichen Forschung jedoch zunehmend klarer, dass der Nationalsozialismus eher ein multipolares Kräftefeld darstellte, auf dem die Akteure teils konkurrierten, teil gegeneinander opponierten. Eine solche Ineffizienz und ein solcher Wirrwarr ließen den verschiedenen Individuen und Gruppen in Partei und ihren Unterorganisationen, Staat, Wirtschaft, Wehrmacht, aber auch bisherigen gesellschaftlichen Eliten und öffentlichen Funktionsträgern in gesellschaftlichen Klassen, Schichten und Milieus einen lange verleugneten gewissen Handlungsspielraum. Das simple Top-Down-Modell zur Durchsetzung der NS-

Herrschaft ist nicht länger haltbar, Nationalsozialismus „geschah" vor Ort nicht weniger als in Berlin. Damit ist zur Erforschung dieser komplexen Interaktionen und Entwicklungen für die Wissenschaft eine Fülle neuer Themen entstanden.

Das vorliegende Buch ist aus einer Fachtagung hervorgegangen, die im Herbst 2017 in Villingen in diesem Sinne stattfand. Thema waren Durchsetzung und Funktionieren des Nationalsozialismus in Städten und Dörfern des Südwestens, was im Einzelnen, bedingt durch unterschiedliche Schichten und Milieus, aber auch Traditionen und Regionen, ganz verschiedene Formen annehmen konnte.

Gegliedert ist der Band mit seinen 14 Kapiteln im Wesentlichen in drei Hauptabschnitte: Zunächst wird in einem allgemeinen Teil zu der Thematik hingeführt und ein Überblick über die teils divergierende Forschung gegeben.

Im zweiten Abschnitt folgen unter der Überschrift „Stadt und Dorf" sieben Fallstudien über Geschehnisse während der NS-Zeit in den Orten Karlsruhe, Konstanz, Freiburg, Villingen, der Gemeinde Ilvesheim im Rhein-Neckar-Kreis, der rheinland-pfälzischen Kleinstadt Hagenbach und Blumberg auf der Baar unter verschiedenen Aspekten. Ein Kapitel, in dem es um die Verdrängung, aber auch spätere Aufarbeitung der NS-Lokalgeschichte in Villingen-Schwenningen geht, fällt thematisch etwas aus dem Rahmen.

Der dritte Abschnitt unter der Überschrift „Eliten" thematisiert die Rolle nationalsozialistischer und nicht-nationalsozialistischer führender Personen und Gruppen in Stuttgart, Freiburg, Offenburg und Mannheim.

Aufschlussreich über die Spielräume der Personen und die unterschiedlichen Verhältnisse ist dabei ein Artikel über die unterschiedliche Entwicklung in den (damals noch getrennten) Städten Villingen und Schwenningen: Das katholische, bis 1933 von der katholischen Zentrumspartei geprägte badische Villingen konnte von den Nationalsozialisten recht problemlos übernommen werden; es bekam einen skrupellosen, inkompetenten und an den Interessen der Stadt uninteressierten Nazi-Karrieristen als Stadtoberhaupt. Im wenige Kilometer entfernten protestantisch-württembergischen Schwenningen hingegen, als Arbeiterstadt von SPD und KPD dominiert, konnte sich der noch demokratisch gewählte Bürgermeister, obwohl Freimaurer und früher der Deutschen Demokratischen Partei (DDP) angehörend, trotz aller Widerstände aus der örtlichen NSDAP bis nach Kriegende im Amt halten, was er primär seiner Fachkompetenz verdankte, auf die die neuen Machthaber dringend angewiesen waren. Allerdings musste er sich mit ihnen erheblich arrangieren und blieb von ihnen abhängig.

Michael Raub

Heiko Haumann und Uwe Schellinger (Hg.): Vom Nationalsozialismus zur Besatzungsherrschaft. Fallstudien und Erinnerungen aus Mittel- und Südbaden.
Band 3 der Reihe Lebenswelten im ländlichen Raum. Historische Erkundungen in Mittel- und Südbaden. 272 Seiten • 22,80 Euro • verlag regionalkultur. Heidelberg – Ubstadt-Weiher – Speyer – Weil am Rhein 2018.

Die Zeitzeugen der Kriegs- und Nachkriegsjahre sterben allmählich aus, doch die Aufarbeitung jener unseligen Zeit scheint vor allem auf örtlicher und regionaler Ebene so richtig erst in Gang zu kommen. Die Baar ist zwar nur am Rande Schauplatz der Berichte dieses neuen Bands, dennoch kann er den Mitgliedern des Baarvereins wärmstens empfohlen werden. Unter den 14 Autoren sind namhafte Historiker wie die Professoren Heiko Haumann („*Landwirte und Hamsterer, nehmt*

endlich Vernunft an!" – Französische Besatzungsherrschaft im Elztal) und Wolfram Wette (*Jäger und Mengele. Zwei NS-Direkttäter im ländlichen Nachkriegsdeutschland 1945–1949*); beide haben über neueste Geschichte geforscht und gelehrt. Doch es kommen auch Laien zu Wort, wie der Triberger Heimatforscher Karl Volk (Jg. 1936), der einzige, der noch von ihm selbst Erlebtes berichten kann (*Letztes Kriegsjahr 1945 und Neubeginn in Triberg und Gremmelsbach. Erinnerungen eines kleinen Jungen*). Vereinsmitglied Wolf Hockenjos (Jg. 1940) schöpft dagegen aus familiärer Quelle: Im Kapitel *Was der Krieg aus einem macht. Einsichten aus dem Kriegstagebuch des Vaters (S. 117–143)* beschreibt sein Vater schließlich den Durchbruchsversuch des SS-Armeekorps von Eisenbach zur „Alpenfestung" in den allerletzten Kriegstagen mit den ebenso erbitterten wie sinnlosen Kämpfen um Zollhaus und Randen.

„So habe ich den Krieg erlebt und die Menschen kennengelernt – die andern und mich selber. Ich habe erfahren, wozu wir fähig sind, im Guten wie im Bösen. Doch in der Sinnlosigkeit des Krieges habe ich unvergesslich beides erfahren: Bewährung und Bewahrung. Dies, nicht mehr und nicht weniger, mögen die Aufzeichnungen meines Kriegstagebuches bezeugen."

Diese sehr ambivalenten und zunächst rätselhaft erscheinenden Worte seines Vaters, des fast schon legendären Fritz Hockenjos, stellt dessen Sohn Wolf an den Beginn seines für den Leser erschütternden Aufsatzes über das Kriegstagebuch seines Vaters, der nicht nur in beruflicher Hinsicht sein großes Vorbild war: Auch Wolf Hockenjos war bis 2004 Leiter eines staatlichen Forstamts (Villingen). In der Familie wurde intensiv über die Zeit des Nationalsozialismus diskutiert, doch für den Sohn war es nach dem Tod des Vaters fast eine Art Schlüsselerlebnis, als er erfuhr, dass der Vater in seinen jungen Jahren als „Dietwart" tätig war, als eine Art ‚Deutschtumswart'. Dieses Ehrenamt in einer Ortsgruppe des Schwarzwaldvereins hatte er in der Familie verschwiegen. Es ist das Verdienst des Sohnes, dessen Verehrung des Vaters auch nach dieser Entdeckung nicht nachließ, dass er die Seelennöte seines Vaters während des Krieges in seiner ganzen Ambivalenz in diesem Aufsatz aufzeigt. Als Leser kann man sich in die Biographie von Fritz Hockenjos sehr gut hineinversetzen: 1909 geboren, geprägt von der humanistischen, bürgerlichen Erziehung und von den Idealen der evangelischen bündischen Jugendbewegung, die das deutsche Volkstum hochhielt und pflegte und so auch vom Nationalsozialismus vereinnahmt werden konnte. Die Liebe zur Schöpfung, zum Wald im Besonderen, prägte ihn von Anfang an, ja, man kann sich vorstellen, dass dieser Mann ein leidenschaftlicher Förster war – eine Leidenschaft, die ihn auch bis in den schrecklichsten aller Kriege hinein verfolgte. Die Grundlage seines Kriegstagebuchs waren dann seine vielen handschriftlichen Aufzeichnungen, die er an der Front angefertigt hatte und nach 1947, als er aus der Kriegsgefangenschaft heimkehrte, ins Reine schrieb; es sind erschütternde Beispiele dafür, wie ein idealistisch gesinnter Mensch ein grausames Kriegsgeschehen erlebt und verarbeitet hat, auch, wie er dabei ein anderer Mensch geworden war. Es ist das Verdienst von Wolf Hockenjos, dass er diese Tatsache ohne weitschweifende analytische Untersuchungen und Überlegungen anhand erschütternder Textbeispiele aus dem Tagebuch ohne anklagenden Unterton belegt.

Als Beispiel sei hier die Verlegung in den Osten genannt: Der Russlandfeldzug löst in Fritz Hockenjos zunächst freudige Gefühle aus: „[…] freute mich von ganzem Herzen“, und er ist „voller Erwartung“. Er sieht im ganzen Geschehen in Russland immer noch eine notwendige Bewährung: „Der in der bündischen Jugend erzogene Mensch besteht auch die Feuerprobe dieses Krieges.“ Sogar „mit Lust den Rausch des Stürmens, Schießens, Tötens […]“ zu erfahren, bleibt in den barbarischen Rückzugskämpfen nicht aus. Erschütternd sind die Abschnitte, in denen von der Leidenschaft des Vaters für das Fotografieren berichtet wird, wo schaurig schöne Fotos der russischen Landschaft, der Bäume und Wälder entstehen, während das Schicksal der eingeschlossenen Leningrader anscheinend nichts mehr zählt.

Die Veröffentlichung dieser Seite unserer Vergangenheit stellt keine Verurteilung dar, sondern sie weckt Verständnis für die Lebensbedingungen unserer Eltern- und Großelterngeneration in diesem mörderischen Krieg. So kann man auch die Bemerkung von Fritz Hockenjos verstehen: „Vielleicht werde ich mich in friedlichen Zeiten immer jener Stunden erinnern, schaudernd, wie man in einen Abgrund blickt; vielleicht werde ich es einmal vergessen wollen. Aber, weiß Gott, heute kann ich nicht anders: jene Stunden waren auch groß.“ Vielleicht ist dies grausige Erleben des Kriegs eine der großen Antriebskräfte für Fritz Hockenjos gewesen, sich später so leidenschaftlich engagiert für den Schwarzwald, für den Erhalt der Wutachschlucht und gegen den Bau der Schwarzwaldautobahn einzusetzen.

Dem Fazit des Sohnes, geäußert in einem Interview, kann man nur zustimmen: „Mein Vater hatte auch Seiten, die aus heutiger Sicht nicht verständlich sind […]. Er scheint seine Lektion in Sachen Demokratie und Zivilgesellschaft gelernt zu haben.“ Und Wolf Hockenjos wäre es zu wünschen, wenn er seine Einsichten aus dem Kriegstagebuch als Zeitzeuge der Nachgeborenen weiterverbreiten könnte.

Horst Fischer

Julie Heyning-van Maanen / Rüdiger Schell (Hg.): Das Tagebuch des Niederländers Bart Heyning. Zwangsarbeit in Hüfingen von 1943 bis 1945. Kulturhistorische Reihe der Stadt Hüfingen Band 14 • 162 Seiten • 10 Euro • Hartung-Gorre Verlag, Konstanz 2019.

Mein persönliches Buch des Jahres ist das Tagebuch des Holländers Bart Heyning (1920 bis 2019) über seine Zwangsarbeiterjahre von 1943 bis 1945 in Hüfingen auf der Baar. Es ist aber auch das Buch von Rüdiger Schell, der als geübter Historiker den Wert dieser eindrücklichen Aufzeichnungen einer 23-jährigen, erstaunlich gebildeten und kultivierten, aber auch humorvollen Persönlichkeit erkannt hat. Entdeckt hat diesen Tagebuchschatz Bart Heynings Nichte Julie. Sie wollte nach der bewegenden Lektüre des Tagebuch-Kellerfundes und dem anschließenden digitalen Speicherfund von Rüdiger Schells Buch „Reichsarbeitsdienstlager Hüfingen“ von 2014 „einfach nur aufklären“. Es ist ihr trefflich gelungen.

Bereits 1943 wurde Vater Cornelis Heyning von den Nazis verhaftet und nach Dachau deportiert. Ähnliches widerfuhr mindestens weiteren 400 000 Holländern. Wie die Norweger hielten die Nazis Niederländer wegen ihrer meist blonden Mähnen und anderer „arischer“ Merkmale nach dem „Endsieg“

für gut „arisierbar“. Aus diesem Grund bekamen diese Zwangsarbeiter in Deutschland, ganz im Gegensatz zu slawischen und romanischen Gefangenen, einen erstaunlichen Sonderstatus bis hin zum Freigang. Dieses Privileg wussten sie zu schätzen und zu nutzen, konnten sie die Baar doch ganz anders erleben. Vom „Mont Schell“, wie Bart Heyning den Schellenberg nannte (Nomen est Omen, ausgerechnet der namensverwandte Rüdiger Schell sollte sein Tagebuch herausgeben), genossen die Niederländer an klaren Tagen die Baarlandschaft und den Blick zum Sehnsuchtsland Schweiz.

Erstaunt liest man, dass die Sägewerkszwangsarbeiter, die Holländergruppe, nach Villingen, Blumberg, beim charmant-witzigen Bart Heyning süffisant „Montefiore“ genannt, fahren konnten. Obwohl es dort in der völlig übervölkerten Bergwerkstadt, in einem Schmelztiegel vieler Nationen, überhaupt nicht nach Blumen duftete und die dort zwangsarbeitenden Holländer die geschundenste Niederländergruppe im Südwesten war. Auch nach Freiburg, Hausach, Hornberg, Neustadt fuhren sie öfter. Ein Holländer brachte es sogar fertig, eine Liebschaft mit einer Elsässerin in Straßburg alle 14 Tage illegal zu beginnen, ohne dass er jemals in die Fänge von Reichsbahnpolizisten kam. Kam den Holländern bei solchen Eskapaden die blonden Haare und das arische Aussehen zupass, weil sie bei derartigen Ausflügen meist unbehelligt blieben? Ein anderer bandelte in Villingen mit einer „Falschen“ an, was ihm das Brandmahl des Verräters bei seinen dafür verständnislosen holländischen Kollegen einbrachte. Im Gegensatz dazu mussten slawische Zwangsarbeiter solche Abenteuer, wenn sie bekannt wurden, meist mit dem Leben bezahlen.

Sogar krankenversichert waren die vermeintlich „Arisierbaren“. Und deshalb kommt auch plötzlich und unerwartet ein Onkel von mir selbst ins Spiel, der in der Familie als Filou, Schürzenjäger, Spieler und Zocker galt. Die Ahnung bestätigte sich: In Bart Heynings Karteikästchen steckte er bei den „Falschen“. Ganz im Gegensatz zu einer fürsorglichen Pflegerin im Krankenhaus Bräunlingen oder einem dortigen tadellosen, dem hippokratischen Eid verpflichteten Arzt. Wie Bart Heyning, bildungs- und fremdsprachenhungrig, an Literatur, sogar aus der Unibibliothek Freiburg kam, geht nicht ganz klar aus den Aufzeichnungen hervor, bestätigt aber die gewisse Freizügigkeit der Holländer im Zwangsarbeitslager Hüfingen.

Auch auf der Baar rückte der Krieg in diesen Jahren immer näher, nicht nur mental durch die zunehmenden leidbringenden Meldungen von Gefallenen, sondern auch direkt durch vermehrte Nazi-Repressalien, Lebensmittelknappheit, dann als Bombardierungen und Jagdbomberangriffe. Die Holländer vernahmen die Nachrichten von den Zerstörungen in Donaueschingen, Bräunlingen, Hüfingen und Wolterdingen mit Grauen. Über die Infernos in Freiburg, Pforzheim, Friedrichshafen und anderen Städten waren sie so informiert wie über den Frontverlauf, die Vorgänge in der Heimat und die politische Weltlage. Woher sie das alles wussten, hat Bart Heyning klugerweise gar nicht oder nur in einer Art Chiffre vermerkt, so dass sein Tagebuch ihn bei einer eventuellen Auffindung nicht verraten konnte. Die zahlreichen Baaremer Bekannten katalogisierte er mit den Begriffen „Falsch“ für Nazis und „Richtig“ für Regimegegner.

Die Gefangenschaft Bart Heynings und auch die Aufzeichnungen endeten am 21. April 1945 mit der Flucht in die Schweiz. Plastisch schildert er das Chaos des Kriegsendes in Südwestdeutschland, aber auch die Hilfsbereitschaft einiger Deutscher und die herzliche Begrüßung durch die Schweizer.

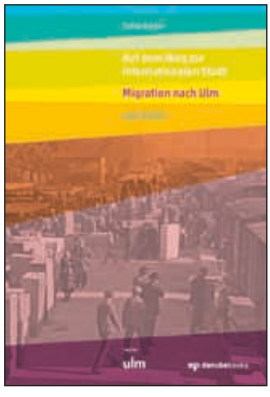
Er kehrte später nie wieder auf die Baar, in die „Sierra Nera“, wie er den Schwarzwald nennt, zurück, über die Gründe kann man nur Vermutungen anstellen.

Das Buch enthält neben der Übersetzung des Tagebuchs auch ein Gedicht, das die

Gemütsverfassung des Autors thematisiert, der die Einlieferung seines Vaters ins KZ Dachau nicht verhindern konnte. Zahlreiche Anmerkungen von Rüdiger Schell verdeutlichen die historischen Zusammenhänge, und eine Reihe älterer und neuerer Abbildungen lassen das Tagebuch noch anschaulicher werden.

Hubert Mauz

Tobias Ranker: Auf dem Weg zur internationalen Stadt. Migration nach Ulm seit 1945.
367 Seiten • 20 Euro • Stadt Ulm und danubebooks, Ulm 2018.



Migrationsbewegungen nach Europa und Deutschland sind kein Phänomen der letzten Jahre. Ein Blick in die direkte Nachkriegszeit und die 70-jährige Entwicklung Deutschlands zeigt eine Abfolge von Einwanderungsschüben, die sowohl politische als auch wirtschaftliche Ursachen hatten. Der Migrationsforscher Klaus J. Bade ist der Überzeugung, dass Migration der „Normalfall" in der Geschichte sei.

Was sich für die BRD über Jahrzehnte hinweg zum Thema Migration und Integration im Großen zeigte, wird in der Stadt Ulm über denselben Zeitraum wie durch ein Brennglas im Kleinen sichtbar. Unterschiede sind nicht bei den jeweiligen Ursachen der Migration, der Herkunft der Betroffenen oder in der Integration zu finden, sondern zeigen sich eher in der Anzahl der Menschen, die in der Stadt ein neues Zuhause gesucht und zum Teil auch gefunden haben.

Es sind zehn Kapitel, in denen die unterschiedlichen Ursachen der Migration, deren zeitliche Einordnung und das Verhältnis zwischen einheimischer Bevölkerung und den „Fremden" ausführlich dargestellt werden. Offen werden Konflikte und Abwehrhaltungen angesprochen, aber auch Erfolge bei der Integration, zunehmende Akzeptanz der kulturellen und religiösen Unterschiede durch die Einheimischen werden hervorgehoben.

Die klare Gliederung, die chronologisch angeordneten, in sich abgeschlossenen Kapitel – von 1945 bis in die Gegenwart – erleichtert zum einen den Überblick über das Gesamtwerk, ermöglicht es dem Leser zum anderen je nach Interesse, einzelne Themengebiete herauszugreifen.

Die ersten drei Kapitel beschäftigen sich mit den Folgen der nationalsozialistischen Herrschaft und den Folgen des Krieges.

Millionen von Zwangs- und Fremdarbeitern/Arbeiterinnen und Kriegsgefangenen aus den Ländern Osteuropas (v. a. Polens und der Sowjetunion) befanden sich in Deutschland; in Ulm im Dezember 1945 noch etwa 4 000 Personen; sogenannte Displaced Persons (DP's). Dazu kam eine weitere Gruppe Heimatloser: etwa 4 000 jüdische Emigranten, Überlebende des Holocaust, die aus Osteuropa geflohen waren. Die zahlenmäßig größte Gruppe der Flüchtlinge waren Deutsche aus den ehemaligen Reichsgebieten östlich von Oder und Neiße und nach dem Krieg Vertriebene aus der Tschechoslowakei, Polen, Ungarn und Rumänien. Bis 1952 stieg deren Zahl auf über 10 000 Personen an, das waren etwa 13% der Gesamtbevölkerung Ulms. Als weitere Gruppe kamen im Laufe der 50er Jahre Flüchtende aus der SBZ/DDR hinzu.

Die Ausführungen lassen erkennen: Probleme wie Zwangseinquartierungen, Leben in Baracken und Kasernen, Versorgungs-

mängel und allgemeine Konflikte zwischen den „Fremden“ und den Alteingesessenen werden differenziert und anschaulich geschildert, andererseits aber auch der Wille des gemeinsamen Aufbaus, die zunehmende Akzeptanz kultureller und religiöser Unterschiede betont.

Sehr ausführlich werden in einem weiteren Kapitel die Zuwanderung ausländischer Arbeitskräfte – vor allem aus Südeuropa, der Türkei und Jugoslawien – und deren mühevolle Integration dargestellt. Die Anwerbung begann Mitte der 50er Jahre und hielt bis zum „Anwerbestopp“ 1973 unvermindert an. „Relativ primitive Arbeiten“, so Wirtschaftsminister Ludwig Erhardt (S. 133), sollten die angeworbenen Frauen und Männer im produzierenden Gewerbe – vor allem in den Industriebetrieben und der Bauwirtschaft – verrichten.

„Wir riefen Arbeitskräfte, und es kamen Menschen“, so beschreibt Max Frisch, der Schweizer Schriftsteller, das Spannungsverhältnis zwischen ökonomischer (billige Arbeitskräfte für oftmals schmutzige, anstrengende und eintönige Arbeit) und humanitärer Seite (gerechte Behandlung, angemessener Wohnraum, Familienzusammenführung). Tobias Ranker skizziert den langen, hindernisreichen Prozess der Annäherung und die vielfältigen Versuche, Integration zu ermöglichen. Da waren einerseits die Bemühungen der Stadtgesellschaft z. B. durch die Gründung eines „Ausländerbeirates“, Bildung von Beratungs- und Kontaktzentren, andererseits Initiativen der ausländischen Bevölkerung selbst durch Gründung von Sport- und Kulturvereinen und Freizeitzentren. Es zeigte sich im Laufe der Jahre immer mehr: Viele „Gastarbeiterinnen und Gastarbeiter“ dachten nicht an Rückkehr in ihre Heimatländer, sondern fanden in Ulm ihre neue Heimat.

Weitere Abschnitte beschäftigen sich mit den Fluchtbewegungen aus Kriegsgebieten wie Vietnam, Eritrea, Jugoslawien, dem Kurdengebiet in der Türkei bis zuletzt mit den Bürgerkriegsflüchtlingen aus Syrien, dem Irak und Afghanistan um das Jahr 2015. Differenziert werden die jeweiligen Gründe der Flucht beschrieben, die auf- und abschwellende Bereitschaft der Einheimischen zur Aufnahme und Integration dargestellt. Der Vorwurf, die Geflüchteten seien gar nicht der Gewalt in ihren Heimatländern ausgesetzt gewesen, sondern wollten nur an unserem Sozialstaat partizipieren, wurde oftmals erhoben. Aber es gab viele Menschen und Organisationen, die sich schützend vor die Flüchtlinge stellten und schon im Oktober 1991 „gegen Ausländerhetze, Pogromstimmung und Rassismus“ (S. 202) demonstrierten.

Die sogenannten „Spätaussiedler“ aus Polen, Rumänien (Banater Schwaben), der CSSR, aber vor allem aus den Nachfolgestaaten der ehemaligen Sowjetunion waren in den späten 80er und 90er Jahren eine der zahlenmäßig größten der in Ulm ansässigen Gruppen. Trotz ihres deutschstämmigen Lebenshintergrundes und trotz finanzieller Hilfen und Eingliederungsprogramme der Bundesregierung hatten es auch diese Menschen schwer, eine Arbeit, eine Wohnung und die Anbindung an die einheimische Bevölkerung zu finden. Landsmannschaftliche Vereine gaben ihnen Halt und Heimat. Somit, und hier zitiert der Autor nochmals Klaus J. Bade, trat die „paradoxe Situation ein, dass die Aussiedlerinnen und Aussiedler im Herkunftsland aufgrund ihres Volkstums diskriminiert und ausgegrenzt und in der Bundesrepublik aufgrund ihrer dezidierten Brauchtumspflege mit Skepsis betrachtet wurden“ (S. 244).

Die über Jahrzehnte verbreitete Parole, Deutschland sei kein Einwanderungsland, wird durch die vorliegende Arbeit von Tobias Ranker eindrucksvoll widerlegt. Diese lokale Studie besticht durch ihren Materialreichtum ebenso wie durch ihre anschauliche Darstellung und ihre formale Ausgestaltung.

Wolfgang Heitner

Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart (Hg.):
Gotteszelt und Großskulptur. Kirchenbau der Nachkriegsmoderne in Baden-Württemberg, Arbeitsheft 38.
248 Seiten mit 420 Abb. • 30 Euro • Thorbecke Verlag, Ostfildern 2019.

Über lange Zeit fristeten Kirchenbauten der Nachkriegsmoderne ein Schattendasein in der öffentlichen Wahrnehmung: Im besten Fall wurden sie ignoriert, im schlimmsten Fall als „Betonbunker", „Sprungschanzen Gottes" oder „Vater-Unser-Garagen" verunglimpft. Erst langsam beginnt sich diese Einstellung – die von aufgeschlosseneren Zeitgenossen ohnehin nie geteilt wurde – auch in der breiten Bevölkerung zu ändern. Die neue Wertschätzung der oftmals sehr mutigen, ausdrucksstarken Bauten der Zeit zwischen 1945 und 1980 schlägt sich in zahlreichen Publikationen, Veranstaltungen und Initiativen der letzten Jahre nieder. Zu ihnen zählt die Wanderausstellung „ZWÖLF" des Landesamts für Denkmalpflege, die seit Juli 2019 durch Baden-Württemberg tourt und das architektonische Erbe ins rechte Licht zu rücken versucht. Anhand von zwölf herausragenden Kirchenbauten, darunter der Johanneskirche in Bad Dürrheim und der Kirche St. Konrad in Villingen-Schwenningen, werden die Qualität und Geschichte der Nachkriegsmoderne im Ländle veranschaulicht. Diese zwölf Bauten stehen auch im Mittelpunkt des lesenswerten Begleitbandes „Gotteszelt und Großskulptur".

Die beiden Einführungsbeiträge von Bernd Gehrke und Traugott Schächtele beleuchten den Kirchenbau der Nachkriegszeit unter theologisch-liturgischen und sozial-zeitgeschichtlichen Bezügen. Dabei wird deutlich, wie stark diese Entwicklungen miteinander verzahnt waren. Im katholischen Kirchenbau führte die Liturgiebewegung, die in der vom Zweiten Vatikanischen Konzil beschlossenen Liturgiereform kulminierte, zu einem grundlegenden Wandel des Raumverständnisses. Gefordert wurde vor allem eine stärkere und lebendigere Teilnahme der Gemeinde am Gottesdienst. Auch im protestantischen Kirchenbau wurde die Architektur zu einem Mittel, neue Denkmodelle zum Ausdruck zu bringen. Durch den Einfluss etwa der Dialektischen Theologie, aber auch der konfessionellen Durchmischung in Folge von Flucht, Vertreibung und Wiederansiedlung wurden alte bauliche Dogmen aufgelöst, die Stile freier, experimenteller und vielfältiger. Eine stärkere Berücksichtigung sozialer Belange spiegelte sich im Entstehen von Gemeindezentren und Nutzungsdurchmischungen wider.

Es folgen unter der Zwischenüberschrift „Kirchenbau der Nachkriegsmoderne" sieben Beiträge aus der Feder von Melanie Mertens, die die zuvor angedeuteten Wandlungen in der Formensprache konkretisieren. Sie zeichnet die Entwicklung des Kirchenbaus von den 50er- bis zum Ende der 70er-Jahre nach, vom basilikalen Traditionsbau über die monumentale Großskulptur bis zur Multifunktionalisierung und De-Sakralisierung. Sprachlich richten sich die Beiträge zwar eher an den architektonisch vorgeschulten Leser, sie sind aber bemüht, ein breites Publikum anzusprechen und die Verwendung von Fach-

termini auf ein sinnvolles Maß zu begrenzen. In einer Abschlussbetrachtung unter dem Titel „Einordnung und Bezüge“ werden die zentralen Erkenntnisse aus den vorangegangenen Beiträgen noch einmal zusammengefasst, was sehr zum Verständnis beiträgt. Überzeugend ist durchweg der nüchterne, sachliche Ton, der ohne Romantisierung auskommt. Davon profitiert auch die Auseinandersetzung mit häufig geäußerten, oft polemisch überspitzten Kritikpunkten. So hat die Autorin gar nicht im Sinn, die Assoziation mancher Kirchenbauten mit Kriegsbunkern zu entkräften, sondern unterstreicht sie sogar, indem sie darauf hinweist, dass die Generation der Kriegsteilnehmer unter einem Bunker häufig einen positiv konnotierten Schutzraum verstand. So offenbart sich in manchem brutalistischen Bau eine kulturhistorische Tiefe, die sich der flüchtigen Betrachtung entzieht. Abschließend konstatiert Mertens den modernen Kirchen in Baden-Württemberg eine „unerwartet reiche Blüte von faszinierender Vielfalt und großer Qualität“, und auch ein zunächst skeptischer Leser wird wohl nach der Lektüre geneigt sein, ihr zuzustimmen.

Der anschließende Katalogteil stellt die in der Ausstellung behandelten zwölf Kirchenbauten im Detail vor und ordnet sie orts- und architekturgeschichtlich ein. Allen Beiträgen ist ein Informationskasten mit den wichtigsten Grunddaten wie Architekt, Bauzeit und Adresse vorangestellt. Den Anfang macht die Johanneskirche in Bad Dürrheim, die als „herausragendes Beispiel des modernen Kirchenbaus im Stil der 'neuen Leichtigkeit'“ gepriesen wird. Zwar erfährt der Leser hier nichts grundsätzlich Neues, doch die klare Struktur und die schönen Fotos vermitteln ein umfassendes Bild dieses eigenwilligen Gebäudes. Den Schlusspunkt setzt die Kirche St. Konrad in Villingen-Schwenningen, ein „in sich stimmiger Sakralraum von hoher ästhetischer Qualität“. Interessant ist dabei vor allem die Beobachtung, dass St. Konrad Ähnlichkeiten mit Entwürfen des mexikanischen Architekten Félix Candela, dem Wegbereiter von Hyparschalenkonstruktionen, aufweist. Die beiden jeweils sechsseitigen Beiträge stammen aus der Feder von Folkhard Cremer, einem der wohl besten Kenner moderner Kirchenbauten in Baden-Württemberg (vgl. auch seinen Beitrag in diesem Band S. 173 ff.).

Insgesamt zeichnet sich der Band „Gotteszelt und Großskulptur“ durch seine klare Gliederung, logische Stringenz und hohe Allgemeinverständlichkeit aus, die aber nicht zu Lasten der wissenschaftlichen Gründlichkeit geht. Historische und aktuelle Fotos der behandelten Bauten machen die Beschreibungen nachvollziehbar, die wenigen gezeigten Grundrisse sind instruktiv gewählt. Die grafische Gestaltung des Bandes ist eher konventionell-nüchtern, sein Titelbild etwas langweilig. Dabei steckt in ihm das Potenzial, so manchen Kritiker der Nachkriegsarchitektur zum Verstummen zu bringen und auch dem Kenner noch einiges an interessanten Gedanken und Informationen an die Hand zu geben. Ein schöner zusätzlicher Aspekt wäre es gewesen, die Wandlungen in der Rezeption dieser Bauten von ihrer Entstehungszeit bis heute eingehender zu untersuchen, was die zum Teil stark architekturtheoretischen Beiträge aufgelockert hätte. Für den Lokal- und Regionalhistoriker mag der Katalog als Einladung zu verstehen sein, jenseits der zwölf ausgewählten Bauten noch einmal einen genaueren Blick auf die regionalspezifische Ausprägung der Nachkriegsarchitektur – etwa auf der Baar – zu werfen. Frei nach Maurizio Nannuci: Jede Architektur war einmal zeitgenössisch.

Peter Graßmann

Stadt Villingen-Schwenningen (Hg.): Lust und Leidenschaft, Schmerz und Enttäuschung. Expressionistische Künstler in Villingen. Veröffentlichungen des Stadtarchivs und der Städtischen Museen Villingen-Schwenningen, Band 42. • 39 Seiten • 7 Euro • Verlag der Stadt Villingen-Schwenningen, Villingen-Schwenningen 2019.

Das Villinger Franziskanermuseum widmete vom 29. Juni bis zum 13. Oktober 2019 vier expressionistischen Künstlern aus Villingen, Richard Ackermann, Ludwig Engler, Waldemar Flaig und Paul Hirt, eine Ausstellung. Zugleich wurde mit dem gleichnamigen Magazin „Lust und Leidenschaft, Schmerz und Enttäuschung – Expressionistische Künstler in Villingen" ein Begleitband zur Ausstellung vorgelegt.

Von üblichen Ausstellungskatalogen abgewandt, vermittelt das Magazin in seinen Texten und Abbildungen bewegende und berührende Lebensbilder der vorgestellten Künstler. Als Begleitheft zur Ausstellung konzipiert, folgt das Magazin naturgemäß den Schwerpunkten der Ausstellung Familie, Heimat, Reisen, Broterwerb und Selbstbildnisse. Es zeigt darüber hinaus eindrücklich, was es bedeutet, Künstler zu sein und diesem Ruf zu folgen.

Künstler sein, dies geschieht nicht losgelöst von der Zeit, in der gelebt wird. Die Künstler erlebten den Ersten Weltkrieg an der Front. Sie mussten während des „Dritten Reiches" erfahren, dass ihre ureigene Kunst als „entartete Kunst" geschmäht und Familienangehörige verfolgt wurden. Ohne die Unterstützung durch ihre Frauen, Freunde und Gönner wäre ihnen ihr Schaffen nicht möglich gewesen.

Das Magazin legt Zeugnis ab über Verbundenheit und Freundschaft, über das kulturelle Potenzial der Stadt und auch über den Schrecken der NS-Diktatur. Es findet so über die Ausstellung hinaus seine Bedeutung.

Die Bildauswahl ist gekonnt feinfühlig. Sie zeigt sowohl das Verbindende zwischen den Künstlern als auch das jeweils Eigenständige. Fotografien aus dem Umfeld der Künstler runden die Lebensbilder ab.

Evelyn Mrohs-Ketterer

Algernon Blackwood: Die Weiden. Reisebericht und fantastische Erzählung. Aus dem Englischen von Melanie Walz und Joachim A. Frank. Mit einem Vorwort von Thomas Mahr und einem wissenschaftlichen Beitrag von Ortrun Veichtlbauer. 156 Seiten • 16,50 Euro • danubebooks, Ulm 2018.

Im Juni 1901 tauchten der Schriftsteller Algernon Blackwood und ein Freund in Donaueschingen auf und stiegen im Gasthaus „Schützen" ab. Ihr Plan war, die Donau hinabzupaddeln bis zur Mündung ins Schwarze Meer. In Budapest brachte Blackwood die Eindrücke der Reise bis dorthin zu Papier.

Donaueschingen erscheint den beiden Engländern als altertümliche, stille und weltferne Kleinstadt, die die Eisenbahn der großen Welt um keinen Deut näher

gebracht habe. Nachdem ihr kanadisches Kanu zollfrei aus Oxford eingetroffen ist, setzen sie es bei der malerischen Steinbrücke ins Wasser, Bewohner in blauen Hosen stehen am Fluss, schwenken ihre Strohhüte und wünschen eine gute Reise. Die gestaltet sich aber mühsam, Entengrütze bedeckt die Donau wie dicke Sahne und verstopft den Fluss, Wehre zwingen dazu auszusteigen, zu waten und das Boot zu tragen. Kurz vor Möhringen glauben sie, das Gröbste geschafft zu haben, aber nun macht sich der Fluss durch Spalten und Ritzen vollends davon. Bei Ulm werden sie von den Fluten der einmündenden Iller mitgerissen. Umso angenehmer ist die Gastfreundschaft des dortigen Donau-Ruderclubs, die sie eine Woche lang genießen.

Blackwoods Bericht zeichnet eine friedliche und verträumte Flusslandschaft. Schilfrohr berührt die Seiten des Kanus, in Augenhöhe rauschen Blumen und Wiesengräser, ein schöner roter Fuchs beäugt Enten und die Flussfahrer. Reizende Dörfer liegen an den Ufern – das heimelig zwischen die Hügel geschmiegte Pfohren, Neudingen mit dem hohen Kreuz auf der altertümlichen Brücke, Immendingen, dessen Glocken das Tal erfüllen. Humorvoll ist der Bericht, wenn er gleichsam aus ethnologischer Perspektive die Begegnungen mit Einheimischen schildert. Der Wirt des „Schützen" hat die beiden Gäste über den Tisch gezogen, aber sie bleiben gelassen. In Gutmadingen helfen ein Müller und seine Burschen, das Kanu über das Wehr zu tragen; meistens allerdings stehen Dorfbewohner nur da und gaffen und warten darauf, dass die verrückten Engländer ins Wasser fallen. Die Müllerin fragt, wohin die Fahrt gehe, kann aber mit dem Ziel Schwarzes Meer nichts anfangen, so nennen sie eben Ulm. Aber auch dort ist kaum ein Bewohner des Tals je gewesen, die wenigsten kennen den Flussverlauf weiter als zehn Meilen von ihrem Dorf entfernt. In Möhringen sitzen sie mit ein paar Bauern mit spitzen Hüten und schwarzen Sonntagsanzügen im Wirtshaus. Als sie deren Bierkrüge nachfüllen lassen, verneigen sie sich feierlich, betrachten die Fremden aber weiterhin mit ausdruckslosem Interesse. Erst allmählich tauen sie auf, jetzt überziehen sie sie mit einem Schwall von Fragen und wollen wissen, ob sie den ganzen Weg von London in dieser Nussschale gekommen seien. Später dann in Ungarn werden sich die Menschen ganz anders verhalten: Niemand gafft, alle helfen, sie halten das Boot und eilen voraus, um im Dorf die Preise für die Gäste herunterzuhandeln. Noch über fünfzig Jahre später dankt man es England, dass es den Nationalhelden Kossuth nach der gescheiterten Revolution von 1848 im Exil aufgenommen hat.

Das Nachtquartier auf einer Donauinsel hinter Bratislava hat Blackwood später zu der fantastischen Erzählung „Die Weiden" angeregt. Sie gilt als ein Meisterwerk der Literatur in der Nachfolge E. A. Poes und nimmt den größeren Teil des ansprechenden Bändchens ein. Aber das ist jetzt eine andere Geschichte.

Blackwoods Reisebericht beschreibt eine Donaulandschaft, die noch erkennbar und zugleich unwiederbringlich vergangen ist. Er lässt ein älteres Europa erahnen, das in den Katastrophen des 20. Jahrhunderts unterging. Man könnte fragen, um wie vieles sich Briten und Deutsche seither näher gekommen sind oder ob sie einander nicht immer noch ähnlich exotisch vorkommen wie vor über hundert Jahren. Dass der Verlag Danube Books diesen Klassiker in Zeiten des Brexits neu aufgelegt hat, ist ein Glücksfall.

Michael Tocha

Der Baarverein – Rückblick und Ausblick

Der Verein
Jahresprogramm 2019 – Rückschau 208
Protokoll der Mitgliederversammlung 2019 210

Zu unseren Mitgliedern 213
Nachruf Wolfgang Martin 214
Verzeichnis der Partner im Schriftentausch 215

Berichte
Ulm und Höhlen der Schwäbischen Alb (Jahresexkursion 2019) 218
Fahrt nach Weitra, Böhmen und Regensburg – Adel im Wandel 224

Ausblick
Veranstaltungen 2020 – Jahresprogramm 234
Hinweise für Autoren / In eigener Sache 240

Jahresprogramm 2019 – Rückschau

Das ausführliche Jahresprogramm ist im Band 2019 (ab Seite 216) abgedruckt.

Vorträge

16.01. • **Ein Konzilsvater aus Vöhrenbach**
Über den Lebensweg von Pater Heinrich Bliestle.
Dr. Johannes Werner (Elchesheim-Illingen). Vortrag in Vöhrenbach.

30.01. • **Waldameisen – Die Spürhunde der Geologen**
Neue geobiologische Erkenntnisse aus unserer Region.
Lothar Maresch (Seitingen-Oberflacht) / Prof. Dr. Dietrich Klimetzek (Universität Freiburg)
Prof. Dr. Ulrich Schreiber (Universität Duisburg-Essen).

12.03. • ***„Bis auf die letzte Schraube"***
Demontage und Wiederaufbau der Hochschwarzwälder
Metallindustrie nach dem Zweiten Weltkrieg.
Benedikt Budde (Freiburg). Vortrag in Neustadt.

20.03. • **„Blaue Kartoffeln und weiße Tomaten?"**
Biologischer und wirtschaftlicher Nutzen der Sortenvielfalt.
Was ist zu tun, um seltene Kulturpflanzen zu erhalten?
Esther Meduna, ProSpecieRara (Basel).

15.05. • **Globale Ursache, regionale Folgen**
Was bedeutet der Klimawandel für uns im Schwarzwald und auf der Baar?
Dr. Hans Schipper, KIT Süddeutsches Klimabüro (Karlsruhe).

26.06. • **Wellness, Muse und adliges Gesellschaftsleben**
Höfische Badekultur im FF-Badhaus (Schlosspark) 1819 bis 1896.
Hubert Mauz, Bauingenieur (Wolterdingen).

13.10. • **Von Willi Studer zu REVOX heute –**
mehr als 70 Jahre Präzision und Leidenschaft
Das Wirken des Firmengründers und die Geschichte der Revox-Werke im Schwarzwald.
Bernd Schneider (Simmern) und Dr. Wolfgang Dilger
(Thema Akustische Wahrnehmung). Vorträge in Löffingen.

13.11. • **Projekt Nils Holgersson**
Moderne GPS-Telemetrie und Sensoren helfen, Tiere zu verstehen und zu schützen.
Dr. Wolfgang Fiedler, MP-Institut für Ornithologie (Radolfzell).

20.11. • **Die Zimmersche Chronik**
Dichtung und Wahrheit bei einer schwäbischen Adelsfamilie.
Karl Kimmich (Oberndorf am Neckar).

04.12. • **Mit Ochs und Esel**
Bildliche Darstellungen der Geburt und Kindheit Jesu.
Dr. Gérard Seiterle, früher Museum zu Allerheiligen (Schaffhausen).
Vortrag in Villingen.

Exkursionen

16.02. • **Narri, Narro im digitalen Zeitalter**
Neue Wege einer zeitgemäßen Museumspädagogik.
Dr. Sabine Dietzig-Schicht, Museum Narrenschopf. Exkursion nach Bad Dürrheim.

23.02. • **Ein bauhistorisches Unikat**
Die erste Stahlbetonbrücke Badens in Wolterdingen – Geschichte und Konstruktion.
Clemens Joos, Kreisarchivar / Lukas Gäbele, Architekt. Exkursion nach Wolterdingen.

31.03. • **Geologie zum Anfassen**
Buckelquadermauern, wie sie nur ein Romäus bauen konnte.
Natursteine an Gebäuden der Villinger Innenstadt.
Martin Fetscher, Diplom-Geologe. Exkursion nach Villingen.

04.05. • **Grabhügel rund um Schwenningen**
Erkundung der weniger bekannten Bestattungsplätze.
Peter Graßmann, Städtische Museen Villingen-Schwenningen.
Exkursion nach Schwenningen.

08.06. • **Lebensraum „Misse“ im Schwarzwald**
Flora und Fauna auf staunassen Waldböden.
Dr. Gerrit Müller, Diplom-Forstwirt (Friedenweiler). Exkursion nach Eisenbach.

07.07. • **Zwischen Baar und Schwarzwald**
Bergwiesen und Heckenlandschaften am Löffinger Ochsenberg.
Stefan Hafner, Landschaftsökologe. Exkursion nach Löffingen.

21.07. • ***„In Ulm, um Ulm und um Ulm herum“***
Fahrt zu den ältesten Skulpturen der Menschheit aus den Höhlen der Schwäbischen Alb.
Ganztägige Jahresexkursion. Egon Dehner und Dr. Hans Keusen. Bericht Seite 218.

14.09. • ***„Lasst Ziegen grasen!“***
Besuch des Biosphärengebiets Schwarzwald.
Christoph Huber, Biosphärengebiet Schwarzwald (Schönau).
Exkursion nach Menzenschwand.

21.09. • **Blumberg vor Eisen und Bahn**
Rundgang durch das vorindustrielle Blumberg.
Bernhard Prillwitz und August Zeller. Exkursion nach Blumberg.

27.09 – 02.10. • **Adel im Wandel**
Auf den Spuren der Adelsfamilien Fürstenberg, Waldstein und Thurn und Taxis
in Weitra (Österreich), Prag und Regensburg. Mehrtägige Exkursion.
Harald Ketterer (Organisation und Reiseleitung). Bericht Seite 224.

Sonstiges

07.04. • **Mitgliederversammlung des Baarvereins**
mit Vorstellung des Jahresbandes 2019 (Band 62). Protokoll Seite 210.

14.12. • **Hereinspaziert beim Baarverein**
Jahresausklang mit Glühwein und Gebäck in der Geschäftsstelle.

Protokoll der Mitgliederversammlung 2019

Freitag, 12. April 2019 um 19 Uhr in Donaueschingen (Hotel „Grüner Baum“)

TOP 1: Begrüßung und Feststellung der Beschlussfähigkeit

Der Vorsitzende der Abteilung Geschichte, Dr. Friedemann Kawohl, begrüßt die 66 Vereinsmitglieder, besonders die Ehrenmitglieder Wolfgang Hilpert und Professor Dr. Günther Reichelt. Unser Ehrenmitglied Hildegret Sattler konnte leider nicht kommen und hat Grüße ausgerichtet. Seit der letzten Versammlung sind 21 Mitglieder verstorben, derer in einer Schweigeminute gedacht wird. Die Versammlung wurde ordnungsgemäß eingeladen und ist damit beschlussfähig. Anträge liegen nicht vor.

TOP 2: Beschluss der Tagesordnung

Die Anwesenden stimmen der Tagesordnung ohne Gegenstimmen zu.

TOP 3: Jahresbericht der Vorsitzenden

Friedemann Kawohl berichtet von 5 Vorstandssitzungen im Jahr 2018 und einer gemeinsamen Sitzung mit den Beiräten in Bräunlingen mit Begrüßung durch den neuen Bürgermeister Michael Bächle. Für dieses Jahr sind 9 kürzere Sitzungen geplant.

Neu: Mit der Unterschrift auf der Teilnehmerliste erklären die Anwesenden ihr Einverständnis für die Verwendung von Fotoaufnahmen durch den Baarverein.

Die Geschäftsführerin Dr. Hannah Jaag berichtet über die Mitgliederentwicklung: 479 Mitglieder und 24 Eintritte / 11 Austritte (meist altersbedingt).

Der Vorsitzende der Abteilung Naturgeschichte, Thomas Kring, berichtet über das Naturschutzgroßprojekt Baar. Die Kartierungsergebnisse wurden im Landratsamt Schwarzwald-Baar-Kreis in einer ganztägigen Sitzung dargestellt. Er bedankt sich für die großzügigen Buchspenden der verstorbenen Mitglieder Willi Hönle und Dr. Gert Leiber. Damit wurde die Vereinsbibliothek um einige hochwertige Bücher bereichert. Mit dem Vortrag über „Waldameisen, die Spürhunde der Geologen“ sollte ein Forschungsprojekt angestoßen werden, an dem sich auch Mitglieder des Baarvereins praktisch beteiligen können. Der direkte Ansprechpartner für dieses Projekt ist Professor Markus Röhl (Hochschule in Nürtingen).

TOP 4: Kassenbericht

Irma Götz trägt den Kassenbericht 2018 vor, der gegenüber dem Vorjahr eine Unterdeckung aufweist (siehe Anhang), entstanden durch höhere Kosten (Vorträge, Reisen, Druck). Weiteres siehe TOP 7.

TOP 5: Bericht der Kassenprüfung

Arno Bruckmann berichtet über die Kassenprüfung: Keine Beanstandungen.

TOP 6: Entlastung des Vorstands

Kurt Löhr beantragt die Entlastung des Vorstands. Die Versammlung beschließt die Entlastung ohne Gegenstimmen (bei Stimmenthaltung des Vorstands).

TOP 7: Anpassung der Mitgliedsbeiträge

Thomas Kring berichtet über die Beratungen im Vorstand zu den Finanzen des Vereins. Die Ausweitung des Vereinsprogramms und Kostensteigerungen haben zu einer Unterdeckung geführt. Deshalb wird nach 16 Jahren Beitragsstabilität eine Beitragserhöhung vorgeschlagen. Nach lebhafter Diskussion und einem Meinungsbild über verschiedene Vorschläge wird mehrheitlich beschlossen: Einzelmitglied: 30 Euro / Familienbeitrag: 40 Euro / Mitglieder bis 20 Jahren: 15 Euro.

TOP 8: Rückblick auf das Jahresprogramm 2018

In einer Präsentation berichten Harald Ketterer (Geschichte) und Thomas Kring (Naturgeschichte) über die wichtigsten Veranstaltungen des vergangenen Jahres. Kreisarchivar Clemens Joos hat erreicht, dass Vorträge im Saal des Landratsamtes mietfrei durchgeführt werden können.

Besondere Erwähnung finden die Jahresexkursion 2018 ins Markgräflerland und nach Staufen, der Vortrag von Professor Ernst Seidl aus Tübingen über die ältesten figürlichen Kunstwerke der Menschheit aus den Höhlen der Schwäbischen Alb und der Vortrag mit Präsentation von Stefanie Kunert mit dem Titel „Mut zur Tracht". Sehr gut besucht waren auch die Buchvorstellung von Wolf Hockenjos über den Unterhölzer Wald, der Vortrag über die Waldameisen (mit drei Referenten) und die Exkursion über die vom Abriss bedrohte hundert Jahre alte Bregbrücke in Wolterdingen (über 100 Besucher).

TOP 9: Jahresprogramm 2019

Das Faltblatt des diesjährigen Programms wurde den Mitgliedern im Weihnachtsbrief zugesandt. Die Jahresexkursion nach Ulm und die mehrtägige Exkursion „Adel im Wandel" nach Weitra, Prag und Regensburg sind bereits ausgebucht.

TOP 10: Verschiedenes

Wolf Hockenjos weist auf einen Vortrag am 10. Mai um 19 Uhr im Umweltzentrum Schwarzwald-Baar-Neckar in VS-Schwenningen hin, bei dem es um Pro und Contra Windkraft geht. Armin Schott (vom Träger des Umweltzentrums) stellt sich der Versammlung vor. Er freut sich auf eine gute Zusammenarbeit mit dem Baarverein in Fragen des Umwelt- und Naturschutzes.

TOP 11: Vorstellung der Schriften der Baar 2019 (Band 62)

Friedemann Kawohl (Geschichte) und Helmut Gehring (Naturkunde) stellen in einer Präsentation die 12 Fachbeiträge vor und Michael Raub folgt mit den 9 Buchrezensionen.

Damit ist der offizielle Teil der Mitgliederversammlung 2019 um 21.10 Uhr beendet. Thomas Kring zeigt noch in einem Kurzvortrag Bilder von seltenen Vögeln, die er während eines Urlaubs in der Camargue zum Jahreswechsel fotografiert hat, fachlich erläutert von Helmut Gehring. Anschließend erfolgt die Ausgabe des Jahresbandes 2019.

Für das Protokoll: Dr. Hans Keusen.

Kassenbericht für das Rechnungsjahr 2018

(Anlage zum Protokoll der Mitgliederversammlung 2019)

Entwicklung des Kassenbestands (in Euro)

Bankkonto (Giro- und Festgeldkonto)	
Kassenbestand am 01.01.2018	36.441
Verlust 2018 (Einnahme-Überschuss-Rechnung)	6.087
Kassenbestand am 31.12.2018	30.354

Einnahmen-Überschuss-Rechnung für 2018 (in Euro)

Einnahmen

1. Mitgliedsbeiträge	11.380
2. Spenden und Zuschüsse	5.200
3. Erlöse *Schriften der Baar*	738
4. Einnahmen Exkursionen	1.715
5. Sonstige Einnahmen	65
Summe Einnahmen	19.098

Ausgaben

1. Aufwendungen *Schriften der Baar*	10.705
2. Aufwendungen sonstige Literatur	1.946
3. Aufwendungen Exkursionen	1.232
4. Vortragshonorare und Spesen	4.692
5. Raumkosten	2.720
6. Bürokosten Geschäftsstelle	3.009
7. Beiträge, Versicherungen	487
8. Anschaffungen	55
9. Sonstige Aufwendungen	339
Summe Ausgaben	25.185
Verlust 2018	6.087

Für die im Berichtsjahr 2018 gewährten Spenden und Zuschüsse bedanken wir uns bei folgenden Personen und Institutionen:

Irma Götz, Wolfgang Hilpert, Dietrich Reimer, Dr. Dietrich Röther, Hildegret Sattler, Agnes Stihl, Karl-Heinz Trüby, Norbert Zysk.

Regierungspräsidium Freiburg, Landratsamt Schwarzwald-Baar-Kreis, Stadt Donaueschingen, Sparkasse Schwarzwald-Baar, Firma Karl Storz (Tuttlingen), Evangelische Kirchengemeinde Schwenningen, Sternplastic Hellstern GmbH (Villingen-Schwenningen).

Zu unseren Mitgliedern

Mitgliederzahl (Stand 1. Januar 2019): 481
Mitgliederzahl (Stand 1. Januar 2020): 471
davon 35 korporative Mitglieder

Wir trauern um unsere verstorbenen Mitglieder:

Anne Bücheler	Villingen	16.06.2018
Wolfgang Preyer	Donaueschingen	22.09.2018
Prof. Dr. Helmut Maurer	Konstanz	29.12.2018
Dr. agr. Ferdinand Schnekenburger	Donaueschingen	28.02.2019
Ernst Revellio	Villingen	03.03.2019
Heinrich Münzer	Donaueschingen	12.03.2019
Olga Storck	Donaueschingen	24.03.2019
Jakob Fritschi	Hüfingen	21.04.2019
Horst Dannert	Königsfeld	17.05.2019
Klaus Kinast	Löffingen	31.05.2019
Dr. Hans-Robert Wagner	Löffingen	04.08.2019
Erich Willmann	Vöhrenbach	07.08.2019
Wolfgang Martin	Villingen	09.08.2019
Bernhard Dury	Bräunlingen	08.11.2019
Rudolf Hauger	Niederglatt CH	
Josef Reiske	Spaichingen	

Wir begrüßen folgende Mitglieder, die im Jahr 2019 neu in den Baarverein eingetreten sind:

Elmar Fehrenbach	Löffingen	24.03.2019
Prof. Dr. Markus Röhl	Nürtingen	01.06.2019
Ursula Stadler	Donaueschingen	22.06.2019
Armin Pfriender	Vöhrenbach	15.10.2019
Ursula Albert	Hüfingen	20.10.2019
Klemens Rebholz	Löffingen	01.11.2019
Dr. Franz Aßbeck	Donaueschingen	31.12.2019

Im Jahr 2019 sind vier Mitglieder ausgetreten.

Wolfgang Martin

✷ 30. Dezember 1930 † 9. August 2019

„Nachdem ich fünf Kinder großgezogen habe, ist die politische Arbeit zur ökologischen, sozialen und ökonomischen Zukunftssicherung für die nachwachsende Generation die logische Weiterführung meiner Lebensaufgabe".

Dieses Zitat könnte von Wolfgang Martin sein, es ist aber von seiner Frau Gertrud. Im Sommer 2019 verstarb Wolfgang Martin im Alter von 88 Jahren.

Wolfgang Martin war ein außergewöhnlicher Mensch. Seine Allgemeinbildung war ausgezeichnet, sein Wissen wollte er aktiv umsetzen. So hat er in vielen Bereichen Verantwortung übernommen.

- Als Lehrer: 1974 begann er am Gymnasium am Romäusring in Villingen. Dort hat er als begeisterter Biologe und Chemiker viele Schülergenerationen unterrichtet und sich für die Schulgemeinschaft engagiert.
- Als aktiver Musiker: Sein Leben war von einer großen Liebe zur Musik geprägt. Ein „Standbein" dabei war die Musik der Renaissance und des Frühbarock. Dort bewegte er sich mit großer Sachkenntnis und Sicherheit. Als Oberstudienrat im Ruhestand (seit 1988) fand er hinreichend Zeit, sich seinem „Hobby" geradezu professionell zu widmen, so in verschiedenen Chören, in denen er auch selbst mitsang. Viele musikalische Veranstaltungen, auch verbunden mit Reisen ins Ausland, hat er verantwortlich mitgestaltet.
- Als Naturschützer: Wolfgang Martin war ein profunder Kenner der Natur und der Geologie. Die heimische Flora und Fauna lagen ihm besonders am Herzen. Folgerichtig hat er 1970 die Aufgabe als Kreisbeauftragter für Naturschutz und Landschaftspflege im Landkreis Villingen (später Schwarzwald-Baar-Kreis) übernommen. Über 30 Jahre hat er sich in dieser Funktion für die Belange des Naturschutzes eingesetzt.
- Als Mitglied und Vorsitzender im Baarverein: Seit 1974 Mitglied, hat er im Baarverein eine „Heimat" für seine Ideale gefunden. Fast ein halbes Jahrhundert blieb er unserem Verein treu. 1996 wurde er Vorsitzender der Abteilung Naturgeschichte. Acht Jahre profitierten wir von seiner Kompetenz und seinem menschlichen Führungsstil. Manch ein Vereinsmitglied wird sich gerne an Exkursionen und persönliche Begegnungen mit ihm erinnern.

Wolfgang Martin steht in einer Reihe von engagierten Bürgern, denen die Menschen und die Natur unserer Heimat am Herzen liegen und die sich für deren Erhalt einsetzen. Der Baarverein bedankt sich dafür.

Dr. Helmut Gehring

Tauschpartner (104)

Institutionen, mit denen der Baarverein im Schriftentausch steht (Stand 1. Januar 2020) (Vereine ohne Angabe „e.V.“)

Deutschland (82)

Aachener Geschichtsverein . . . . . Aachen
Arbeitsgemeinschaft Allensbach, Heimatgeschichtsverein . . . . . Allensbach
Naturkundliches Museum Mauritianum Altenburg (Thüringen) . . . . . Altenburg
Historischer Verein für Schwaben . . . . . Augsburg
Historischer Verein Bamberg . . . . . Bamberg
Naturforschende Gesellschaft Bamberg . . . . . Bamberg
Kulturstiftung der Länder . . . . . Berlin
Landesmuseum im Landschaftsverband Rheinland (LVR) . . . . . Bonn
Naturhistorischer Verein der Rheinlande und Westfalens . . . . . Bonn
Staatliches Naturhistorisches Museum . . . . . Braunschweig
Naturwissenschaftlicher Verein zu Bremen . . . . . Bremen
Museum für Naturkunde Chemnitz . . . . . Chemnitz
Historischer Verein für Hessen . . . . . Darmstadt
Naturwissenschaftlicher und Historischer Verein für das Land Lippe . . . Detmold
Geschichts- und Altertumsverein Ellwangen . . . . . Ellwangen
Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart . . . . . Esslingen
Deutsche Nationalbibliothek . . . . . Frankfurt
Senckenberg-Forschungsinstitut und Naturmuseum . . . . . Frankfurt
Alemannisches Institut Freiburg im Breisgau . . . . . Freiburg
Badischer Landesverein für Naturkunde und Naturschutz . . . . . Freiburg
Breisgau-Geschichtsverein Schau-Ins-Land . . . . . Freiburg
Kirchengeschichtlicher Verein für das Erzbistum Freiburg . . . . . Freiburg
Landesamt für Geologie, Rohstoffe und Bergbau Baden-Württemberg . . Freiburg
Landesverein Badische Heimat . . . . . Freiburg
Regierungspräsidium Freiburg, Fachbereich Archäologie . . . . . Freiburg
Universitätsbibliothek Freiburg (Geographie, Hydrologie u. Ethnologie) . . Freiburg
Verein für forstliche Standortskunde und Forstpflanzenzüchtung . . . . . Freiburg
Historischer Verein Freising . . . . . Freising
Friedberger Geschichtsverein . . . . . Friedberg
Verein für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung . . . . . Friedrichshafen
Fuldaer Geschichtsverein . . . . . Fulda
Verein für Naturkunde in Osthessen . . . . . Fulda
Geschichts- und Heimatverein Furtwangen . . . . . Furtwangen
Heimat- und Geschichtsverein Gütenbach . . . . . Gütenbach
Staats- und Universitätsbibliothek / Carl von Ossietzky . . . . . Hamburg
Wetterauische Gesellschaft für die gesamte Naturkunde zu Hanau . . . . . Hanau
Naturhistorische Gesellschaft Hannover . . . . . Hannover
Nordoberfränkischer Verein für Natur-, Geschichts- und Landeskunde . . Hof

Museum Reichenfels . . . . . Hohenleuben
Verein für Thüringische Geschichte. . . . . Jena
Landesamt für Umwelt, Messungen und Naturschutz Baden-Württ. . . . Karlsruhe
Naturwissenschaftlicher Verein Karlsruhe . . . . . Karlsruhe
Naturwissenschaftlicher Verein für Schleswig-Holstein . . . . . Kiel
Stadtarchiv Konstanz . . . . . Konstanz
Historischer Verein für Niederbayern . . . . . Landshut
Akademie der Wissenschaften und der Literatur. . . . . Mainz
Mainzer Altertumsverein. . . . . Mainz
Rheinische Naturforschende Gesellschaft . . . . . Mainz
Verband für Orts- und Flurnamenforschung in Bayern. . . . . München
LWL-Museum für Naturkunde . . . . . Münster
Germanisches Nationalmuseum . . . . . Nürnberg
Verein für Geschichte der Stadt Nürnberg. . . . . Nürnberg
Offenbacher Verein für Naturkunde . . . . . Offenbach
Historischer Verein für Mittelbaden . . . . . Offenburg
Verein für Geschichte und Altertumsforschung Westfalens. . . . . Paderborn
Gesellschaft Oberschwaben für Geschichte und Kultur . . . . . Ravensburg
Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg . . . . . Regensburg
Naturwissenschaftlicher Verein Regensburg . . . . . Regensburg
Reutlinger Geschichtsverein . . . . . Reutlingen
Archiv der Freunde der Naturgeschichte in Mecklenburg. . . . . Rostock
Rottweiler Geschichts- und Altertumsverein. . . . . Rottweil
Kulturamt Bodenseekreis. . . . . Salem
Geschichtsverein Markgräflerland. . . . . Schopfheim
Museums- und Geschichtsverein Schramberg . . . . . Schramberg
Hohenzollerischer Geschichtsverein . . . . . Sigmaringen
Hegau-Geschichtsverein . . . . . Singen
Pfälzische Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften . . . . . Speyer
Verein für Heimatgeschichte Sankt Georgen im Schwarzwald . . . . . Sankt Georgen
Historischer Verein Straubing und Umgebung . . . . . Straubing
Staatsanzeiger für Baden-Württemberg. . . . . Stuttgart
Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg . . Stuttgart
Schwäbischer Heimatbund . . . . . Stuttgart
Staatliches Museum für Naturkunde, Bibliothek Schloss Rosenstein . . . Stuttgart
Stadtbibliothek Trier . . . . . Trier
Museen der Stadt Tuttlingen . . . . . Tuttlingen
Pfahlbaumuseum Unteruhldingen . . . . . Uhldingen
Verein für Kunst und Altertum in Ulm und Oberschwaben . . . . . Ulm
Geschichts- und Heimatverein Villingen . . . . . VS-Villingen
Braunschweigischer Geschichtsverein . . . . . Wolfenbüttel
Altertumsverein Worms. . . . . Worms
Freunde Mainfränkischer Kunst und Geschichte . . . . . Würzburg
Naturwissenschaftlicher Verein Würzburg . . . . . Würzburg

Schweiz (8)
Historische und Antiquarische Gesellschaft zu Basel . . . . . Basel
Archäologischer Dienst des Kantons Bern . . . . . Bern
Historischer Verein des Kantons Thurgau . . . . . Frauenfeld
Deutscher Geschichtsforschender Verein des Kantons Freiburg . . . . . Fribourg
Société Neuchâteloise des Sciences Naturelles . . . . . Neuchâtel
Historischer Verein des Kantons Sankt Gallen . . . . . Sankt Gallen
Historischer Verein des Kantons Schaffhausen. . . . . Schaffhausen
Naturforschende Gesellschaft . . . . . Schaffhausen

Österreich (9)
Centrum für Jüdische Studien, Karl-Franzens-Universität . . . . . Graz
Naturwissenschaftlicher Verein für Steiermark . . . . . Graz
Waldviertler Heimatbund . . . . . Horn
Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum . . . . . Innsbruck
Salzburger Museum Carolino Augusteum . . . . . Salzburg
Museum Niederösterreich . . . . . Sankt Pölten
Heraldisch-Genealogische Gesellschaft „Adler“ . . . . . Wien
Naturhistorisches Museum Wien . . . . . Wien
Zoologisch-botanische Gesellschaft in Österreich . . . . . Wien

Frankreich
Société d'Histoire et de d'Archéologie de Saverne et Environs . . . . . Saverne
(Gesellschaft für Geschichte und Archäologie von Saverne
und Umgebung)

Italien
Museo di Storia Naturale di Venezia . . . . . Venedig
(Naturhistorisches Museum von Venedig)

Griechenland
Goulandris Natural History Museum . . . . . Kifissia
(Naturhistorisches Museum Goulandris)

Kroatien
Hrvatsko prirodoslovno društvo . . . . . Zagreb
(Kroatische Naturhistorische Gesellschaft)

USA
Smithsonian Institution . . . . . Washington

Das **Mitgliederverzeichnis** (Stand 1. Januar 2018) ist abgedruckt
in den Schriften der Baar 2018 (Band 61 – Seite 215).

Jahresexkursion 2019: In Ulm, um Ulm und um Ulm herum

Jahresexkursion zu den ältesten Skulpturen der Menschheit aus den Höhlen der Schwäbischen Alb

Sonntag, 21. Juli 2019 von Hans Keusen

Zu Beginn eine Frage: Was ist so einmalig an der Schwäbischen Alb, dass ausgerechnet sie das Ziel der diesjährigen Jahresexkursion des Baarvereins ist?

Bei archäologischen Ausgrabungen der letzten 150 Jahre in den Höhlen der Schwäbischen Alb wurden die weltweit ältesten Belege mobiler figürlicher Kunst entdeckt. Zugleich fanden Archäologen hier die ältesten direkten Nachweise dafür, dass die Menschen des Aurignacien Musikinstrumente herstellten und benutzten. Bislang sind über 50 figürliche Kunstobjekte und 8 Flöten gefunden worden, und die Fundschichten, aus denen diese Funde stammen, konnten auf ein Alter von 43 000 bis 35 000 Jahre datiert werden. Aufgrund dieser besonderen Funde in einer einzigartigen archäologischen Fundlandschaft erhielten die Fundstellen und ihre Eiszeitkunst im Juli 2017, also genau zwei Jahre vor unserer Exkursion, den Status des Weltkulturerbes.

Die weltweit einzigartigen Funde wurden auf mehrere Museen in der Nachbarschaft der Schwäbischen Alb zur Ausstellung verteilt, wobei viele figürlichen Kunstwerke und die Flöten im Urgeschichtlichen Museum in Blaubeuren zu sehen sind, während der großartige „Löwenmensch“ im Museum der Stadt Ulm bewundert werden kann – und darum geht die Exkursion nach Ulm und um Ulm herum!

In der Woche vor dem Exkursionssonntag ist eine Hitzewelle über Deutschland gezogen, doch in der Nacht zum Sonntag fällt leichter Regen, daher ist es am Morgen angenehm kühl. Der Start des Busses erfolgt pünktlich um 7.30 Uhr am Bahnhof Donaueschingen, um 8.15 Uhr werden noch sechs Exkursionsteilnehmer am „Seltenbacher Hof” nahe Tuttlingen aufgenommen, und langsam hellt das Wetter auf. Der Beirat Peter Graßmann hält im Bus einen kleinen, aber sehr erhellenden Vortrag von 20 Minuten über den Löwenmenschen, der uns im Museum Ulm erwartet – die Geschichte seines Fundes, der puzzleartigen Zusammensetzung aus hunderten Einzelfunden, die Hintergründe und Theorien über seine mögliche Bedeutung für die damaligen Künstler der Art Homo sapiens. Bei der Ankunft in Ulm ist es 10 Uhr. Das Münster ist wegen eines Gottesdienstes mit Orgelkonzert noch für Besucher gesperrt; so umrunden die Exkursionsteilnehmer einzeln oder in Gruppen das Bauwerk und bewundern die schönen Außenportale, bevor dann ab 10.45 Uhr das Innere besichtigt werden kann. Mit seiner Länge von 120 Metern und einer Höhe von 42 Metern beeindruckt es die Besucher als einer der monumentalsten Räume der Hochgotik.

Brunnen vor dem Ulmer Münster. Alle Fotos: Hans Keusen.

Gegen 11.15 Uhr treffen sich die Exkursionsteilnehmer nach einem kurzen Spaziergang am Museum der Stadt Ulm, auf dessen Vorplatz gerade ein gut besuchtes öffentliches Sonntagskonzert stattfindet. Die Hauptattraktion des Museums ist natürlich das Original des Löwenmenschen, auf den Peter Graßmann auf der Fahrt hierher schon eingestimmt und bestens vorbereitet hat. Dieser Löwenmensch mit einer Gesamthöhe von 31 cm ist sicher einer der bedeutendsten figürlichen Funde der Menschheit mit einem Alter von etwa 35 bis 40 000 Jahren. Die ersten Teile der Skulptur wurden bei Ausgrabungen in der Hohlenstein-Stadel-Höhle im Lonetal auf der Schwäbischen Alb kurz vor dem Ausbruch des Zweiten Weltkriegs gefunden. Nach dem Krieg bis in die neunziger Jahre des letzten

Das nördliche Seitenschiff des Ulmer Münsters.

Der Löwenmensch im Museum der Stadt Ulm.

Jahrhunderts wurden weitere Teilstücke sichergestellt, und die Zusammensetzung dieser weit über hundert Einzelteile aus Mammutelfenbein zu einer Figur dauerte bis 2014, als die vermutlich endgültige Fertigstellung gelang.

Der Löwenmensch zeigt ein Mischwesen mit dem Körper eines Menschen und dem Kopf eines Höhlenlöwen. Die Vermutung liegt nahe, dass die schwäbische Eiszeitkunst einen unmittelbaren Zusammenhang mit religiösen Vorstellungen der Menschen des Aurignacien hat, aber deren Bedeutung ist tatsächlich für uns nur schwer zu erfassen. So könnte der Löwenmensch eine Mensch-Tier-Umwandlung im Rahmen von Schamanismus sein. Schamane ist ein Sammelbegriff für ganz unterschiedliche spirituelle, religiöse, heilerische oder rituelle Spezialisten, die weltweit als Vermittler zur Geisterwelt gelten und denen entsprechende magische Fähigkeiten zugesprochen werden. Diese Fähigkeiten könnten auch bezogen worden sein auf den Erfolg von Jagden und den Schutz vor großen Raubtieren im Rahmen früher Jägerkulturen. Das Besondere an dieser Skulptur ist dabei nicht allein die Darstellung eines Mischwesens, sondern auch die Tatsache, dass sie in einer Nische im hinteren Teil der Höhle deponiert war.

Neben der archäologischen Abteilung, die sehr vielseitig und ausführlich die Lebensumstände der ersten Menschen der Gattung Homo sapiens in Europa und besonders auf der Schwäbischen Alb darstellt, beherbergt das Ulmer Museum auch noch eine umfangreiche und sehenswerte Abteilung für moderne und zeitgenössische Kunst, die ebenfalls von vielen der Exkursionsteilnehmer interessiert besucht wird.

Um die Mittagszeit erfolgt bei leichtem Regen die Rückkehr zum Bus, der in einer halben Stunde durch das Blautal nach Blaubeuren fährt. Hier strahlt die Sonne und es wird zunehmend wärmer. An der Rückseite des Urgeschichtlichen Museums Blaubeuren liegt der sogenannte Kastaniengarten, der sich ideal eignet für ein Vesper aus dem Rucksack bis zur Führung ab 14.30 Uhr, denn er ist teilweise überdacht und gibt Schatten gegen die zunehmende Sonnenhitze. Außerdem hat auf der anderen Straßenseite eine Bäckerei offen, wo man Kaffee und Kuchen holen kann.

Das Vesper aus dem Rucksack im Kastaniengarten.

Der Vorplatz des Museums mit den spielenden Kindern.

Im Museum werden vor der Führung zwei etwa gleich große Gruppen gebildet und dann jede von einer Führerin durch das ehemalige Hospiz zum Heiligen Geist geleitet, das seit 2014 komplett vom Urgeschichtlichen Museum übernommen worden ist. Die Einrichtung des Museums im mittelalterlichen Hospiz war eine blendende Idee, denn so werden die archäologischen Kostbarkeiten in einem wunderschönen Ambiente präsentiert. Im Erdgeschoss begegnet man der materiellen Lebenswelt von Neandertalern und vor allem von frühen modernen Menschen, das Obergeschoss widmet sich der geistigen Lebenswelt vor 40 000

Jahren. Hier werden die weltweit einmaligen figürlichen Kunstwerke und besonders die Musikinstrumente thematisiert und im Original in Schatzkammern vorgestellt.

Beide Führerinnen sind sehr kompetent und vermeiden geschickt, dass sich die beiden Gruppen gegenseitig stören oder behindern. Ihr Wissen ist enorm und ihre Kommentare sind erhellend und gleichzeitig manchmal auch humorvoll. Während der Löwenmensch ein Glanzlicht des Ulmer Museums und das Vogelherdpferd ein Highlight im Tübinger Museum ist, sind die „Venus vom Hohle Fels" und die Flöten aus Vogelknochen und Mammutelfenbein die Höhepunkte dieser Führung.

Diese aus Elfenbein geschnitzte Figur ist mit ihrer Höhe von nur 6 cm eigentlich winzig, aber in ihrer Bedeutung als (wahrscheinliches) Fruchtbarkeitssymbol weltberühmt. Ein ähnlich berühmtes Fruchtbarkeitssymbol ist die „Venus von Willendorf" aus Kalksandstein, die 1908 in Österreich entdeckt wurde, allerdings mit einem Alter von etwa 25 000 Jahren deutlich jünger ist als die hiesige Venus und wohl aus dem Gravettien stammt (34 000 bis 24 000 Jahre). Beide Figuren sind aufgrund der Betonung der sekundären Geschlechtsmerkmale mit großen Brüsten und stark vergrößerter Vulva wohl einem Fruchtbarkeitskult zuzurechnen. Es kann auch sein, dass ein Zusammenhang besteht mit der Fortpflanzung des Menschen: Die Venus vom Hohle Fels könnte auch das Abbild einer Frau sein, die vor kurzem ein Kind geboren hat und noch stillt, vermutet unsere Führerin.

„ Venus vom Hohle Fels".

Aus dem Hohle Fels und dem Geißenklösterle stammen die Fragmente von drei Flöten, die zwischen 12 und 22 cm lang sind und im Original im Museum bewundert werden können. Zwei Flöten sind aus dem Knochen eines Gänsegeiers gefertigt, eine Flöte wurde aus Mammutelfenbein hergestellt. Während sich der Röhrenknochen eines Vogels für die Schaffung einer Flöte anbietet, stellte die Flötenherstellung aus Elfenbein die eiszeitlichen Handwerker vor eine große Herausforderung: Zwei längliche Hälften einer Flöte müssen zunächst getrennt bearbeitet und dann mit Birkenpech verklebt oder mit Pflanzenfasern oder Sehnen zusammengebunden werden. Dass es sich wirklich um Flöten handelt, mit denen man auch musizieren konnte,

Gruppenaufnahme der Exkursionsteilnehmer im Park von Blaubeuren.

zeigen experimentelle Nachbauten. Bei der Führung werden für alle drei Flöten akustische Beispiele von Tonfolgen auf Band hörbar gemacht, die mit diesen Flöten erzeugt werden können und die je nach Bauart sehr unterschiedlich klingen.

Nach der Bewunderung und Erklärung der mittelalterlichen Fresken in der ehemaligen Hospizkapelle hat die Führerin am Ende noch ein ganz besonderes Bonbon zu präsentieren: den einmaligen Wasservogel mit einer Länge von knapp 5 cm, der im Sturzflug ins Wasser eintaucht.

Nach einem verdienten Applaus und einem herzlichen Dank an die beiden Führerinnen verlassen wir das Museum, und ein kleiner Spaziergang führt noch an den berühmten Blautopf, in dessen Nähe bei schönstem Sonnenschein noch eine Gruppenaufnahme der Exkursionsteilnehmer gelingt.

Auf der Rückfahrt mit dem Bus wird lebhaft über alle die erstaunlichen uralten Funde aus den Höhlen der Schwäbischen Alb diskutiert. Um 19 Uhr wird der schon von der Hinfahrt bekannte „Seltenbacher Hof" nahe Tuttlingen erreicht, und hier wird das gemeinsame und schon vorbestellte und angerichtete gute Abendessen eingenommen.

Mit der Ankunft gegen 22 Uhr am Bahnhof Donaueschingen endet ein hochinteressanter und an frühgeschichtlichen Höhepunkten reicher Exkursionstag.

Planung und Organisation
der Jahresexkursion:
Egon Dehner und Hans Keusen

Beim gemeinsamen Abendessen.

Adel im Wandel

Auf den Spuren der Adelsfamilien Fürstenberg, Waldstein und Thurn und Taxis – in Weitra (Österreich), Prag und Pürglitz (Tschechien) und Regensburg

Exkursion des Baarvereins

Samstag, 28. September bis Mittwoch, 2. Oktober 2019

Ein Exkursionsbericht von Horst Fischer

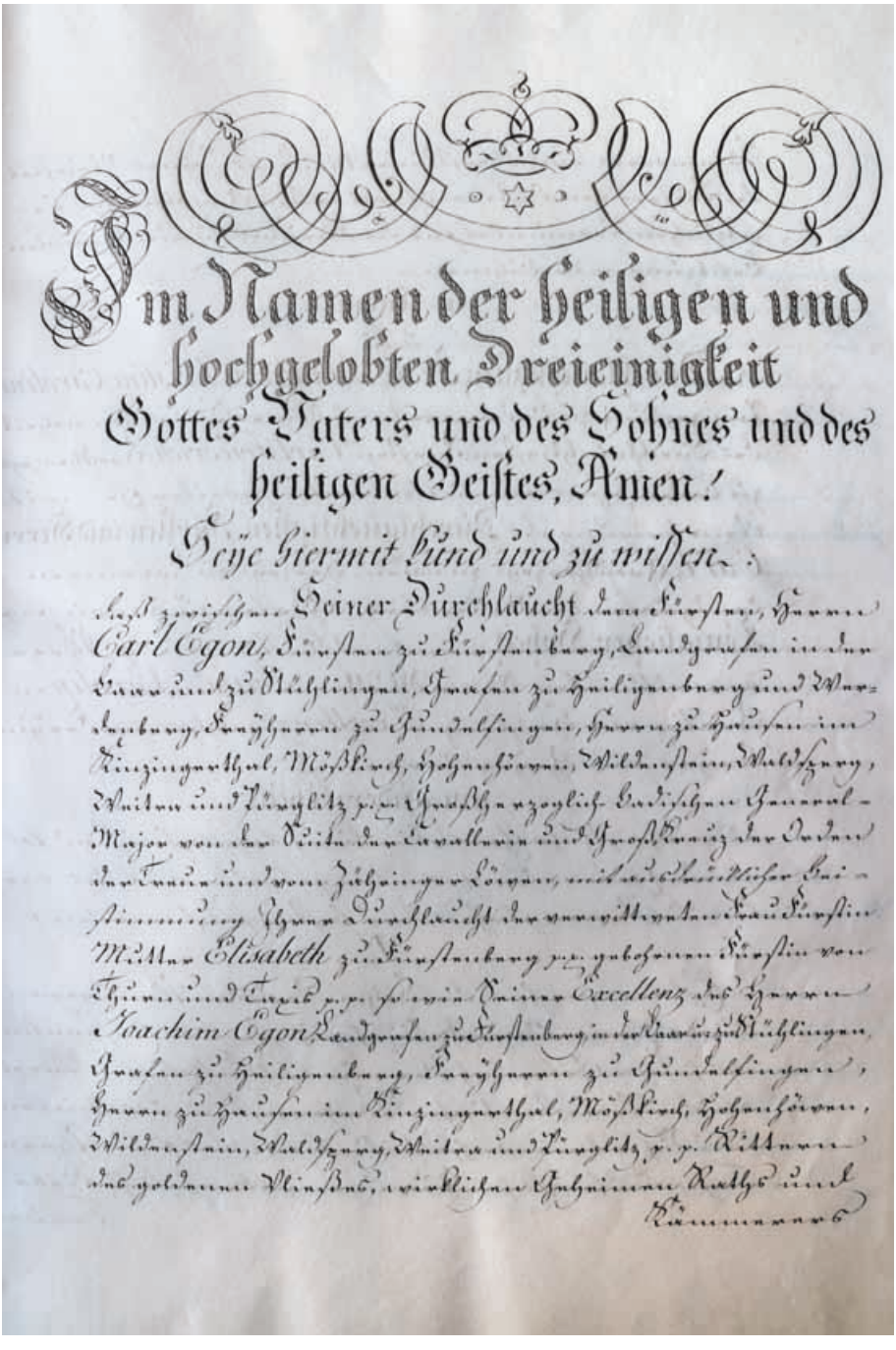
Das Wappen des Hauses Fürstenberg über dem Eingang zum Schloss Weitra. Foto: Horst Fischer.

Ein ausführliches und auch sehr ambitioniertes Programm auf der mehrtägigen Exkursion des Baarvereins erwartete etwa 30 Mitglieder im September 2019. Nach der Flandern-Fahrt in Erinnerung an den Ersten Weltkrieg (2015) und der Fahrt „Auf Luthers Spuren“ (2016) ging es diesmal nach Österreich und in die Tschechische Republik.

Harald Ketterer hatte zu einer großangelegten Exkursion auf den Spuren alter Adelsfamilien nach Weitra (Niederösterreich), Prag und Pürglitz (Böhmen) und Regensburg eingeladen. Die alten Adelsfamilien Fürstenberg, Waldstein (Wallenstein) und Thurn und Taxis sollten an ihren zum Teil ehemaligen Stammsitzen aufgesucht werden, um sich an ihren Ursprüngen und noch vorhandenen Spuren über die Geschichte dieser Häuser umzusehen.

Harald Ketterer hatte die Studienreise sorgfältig vorbereitet und in einem sehr detaillierten und informativen kleinen Reisebegleiter erläutert, der vieles von der jeweiligen Vorgeschichte und den Entwicklungen der Adelsfamilien enthielt. Es war das erklärte Ziel dieser Studienreise, in erster Linie die weit in die Vergangenheit reichende Geschichte des Hauses Fürstenberg in ihrer Verbreitung bis hin in die böhmischen Lande nach den fürstenbergischen Spuren abzusuchen.

Die Urkunde von 1818 zeigt als Beispiel, wie weit verzweigt das Haus Fürstenberg war: „*Carl Egon, Fürst zu Fürstenberg, Landgraf in der Baar und zu Stühlingen, Graf zu Heiligenberg und Werdenberg, Freiherr zu Gundelfingen, Herr zu Hausen im Kinzingerthal, Mößkirch, Hohenhöwen, Wildenstein, Waldsperg, Weitra und Pürglitz …*“ Die Herrschafts- und Verwandtschaftsverhältnisse sind weit entwickelt und auch weit verzweigt, so vor allem auch die Beziehungen zu den Waldsteins und dem Haus der Thurn und Taxis. Verwirrend



Heiratsurkunde von Fürst Karl Egon II. zu Fürstenberg mit Prinzessin Amalie von Baden (1818).
F. F. Archiv.

ist auch die Zerstreutheit der Herrschaftsgebiete, die teilweise einem „Flickerlteppich“ gleichen.

Natürlich bildete das Haus Fürstenberg mit seiner langen und auch weit verzweigten Geschichte das Zentrum der Reise, doch auch nach dem Studium des kleinen kompakten Reiseführers und seiner Übersichten braucht der interessierte Laienhistoriker fast ein Computergehirn, um all die verwickelten Verbindungen und Verwandtschaftsverhältnisse, auch zu anderen Adelsfamilien wie Waldstein oder Thurn und Taxis, sich zu merken.

Fürstenberg und Schloss Weitra – Besuch bei Prinz Johannes

Den ersten und auch beeindruckendsten Höhepunkt der historischen Erkundungsreise bildete schon die erste Station, weil man hier die Jahrhunderte lange Tradition und die Gegenwart zusammen erleben konnte: Schloss Weitra in Niederösterreich nahe der Grenze zu Tschechien. Denn der Schlossherr dort ist Landgraf und Prinz Johannes zu Fürstenberg, der etlichen Baaremer Besuchern teilweise schon seit Jahren bekannt ist – und der seit langer Zeit Mitglied im Baarverein ist. Er ist das einzige Mitglied des Baarvereins in Österreich.

Schloss Weitra in Niederösterreich. Foto: J. zu Fürstenberg.

Nach der Übernachtung im nahen Gmünd erlebte man an einem herrli-

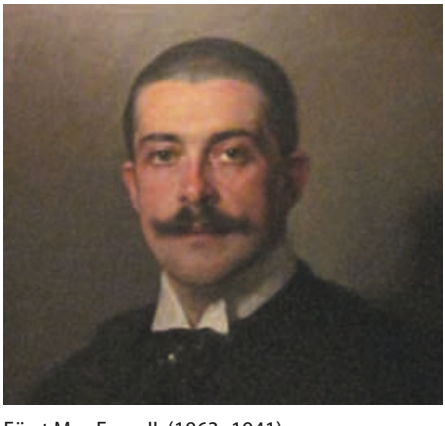
Die Reisegruppe mit Landgraf Johannes und Stephanie zu Fürstenberg vor dem Schloss Weitra. Foto: Horst Fischer.

Oberes Tor der Stadt Weitra.

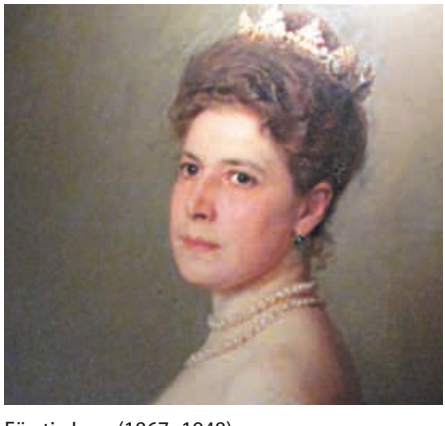
Rathausplatz der Stadt Weitra. Fotos: Harald Ketterer.

chen herbstlichen, sonnigen Sonntag die kleine Stadt Weitra und ihr Schloss. Prinz Johannes (geboren in Villingen) hat es sich nicht nehmen lassen, höchstpersönlich seine Gäste aus seiner alten Heimat zu empfangen und durch sein Schloss zu führen. Diese zweistündige Führung war auch von ihrer Qualität und der persönlich sehr verbindlichen Art des Zeigens und Erklärens etwas ganz Besonderes. Er kombinierte die Geschichte seines Hauses – und damit seine eigene Geschichte – sehr eindrucksvoll mit der Geschichte des Schlosses Weitra.

Der frühere Hausherr, Karl Egon V. (1891–1973), der älteste Sohn von Fürst Max Egon II., hatte auf seine Ansprüche als Fürst zugunsten seines Bruders Maximilian Egon (Prinz Max) verzichtet, nicht aber auf seinen Titel. Kinderlos lebte er in Heiligenberg und Weitra. 1961 adoptierte er seinen Großneffen, Prinz Johannes zu Fürstenberg, der dann nach seinem Tod Landgraf von Weitra wurde. Prinz Johannes setzt also die lange fürstenbergische Tradition in Weitra fort, die seit 1606 nach der Inbesitznahme andauert und deren Geschichte etliche Höhen und Tiefen aufwies, die Landgraf Johannes bei seiner Führung nicht ausließ.



Fürst Max Egon II. (1863–1941).



Fürstin Irma (1867–1948).

Die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg bedeutete für das Renaissanceschloss einen tiefen Einschnitt, lag es doch in der sowjetischen Besatzungszone Österreichs und wurde von den sowjetischen Truppen intensiv und nachhaltig verwüstet; einige Spuren davon sind heute noch sichtbar. Der Tatkraft von Prinz Johannes und seiner Initiative war es 1994 zu verdanken, dass mit Hilfe der niederösterreichischen Landesausstellung Schloss Weitra in altem Glanze wiedererstehen und auch der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden konnte.

Die Besucher von der Baar konnten manches historische Juwel bewundern, das eng mit der fürstenbergischen Geschichte zusammenhängt, wie das kleine Theater, das in manchem an das Donaueschinger Hoftheater erinnerte, das im 19. Jahrhundert leider ausbrannte.

Bereichert wird Schloss Weitra besonders auch durch die Alois-Mock-Stiftung, die auf den ehemaligen Vizekanzler und Außenminister Alois Mock (1934–2017) zurückgeht, den österreichischen Europäer par excellence und „Vater" des EU-Beitritts Österreichs. Eine Dokumentation von Alois Mocks europäischen Aktivitäten im Schloss und die Dauerausstellung über den Eisernen Vorhang, der auch unter seiner Assistenz zwischen Ungarn und Österreich zerschnitten wurde, zeugen davon.

Unter Landgraf Johannes und Prinzessin Stephanie zu Fürstenberg zeigt sich der alte Adel durchaus als Vorbild, wie man den Erfordernissen der heutigen Zeit entsprechen kann. Das Schloss Weitra ist seit 2006 bekannt für das jährliche Schloss-Weitra-Festival mit Konzerten, Theater- und Opernaufführungen im herrlichen Renaissance-Schlosshof, der auch überdacht werden kann. Neben der ausgedehnten Forstwirtschaft wird heute als weiteres bedeutendes Standbein die Teichwirtschaft gepflegt.

Dieser erlebnisreiche Sonntag wurde schließlich gekrönt mit dem gemeinsamen Mittagessen, zu dem Landgraf und Prinz Johannes und Stephanie Prin-

Fürstenbergische Grablege in Altweitra. Foto: Harald Ketterer.

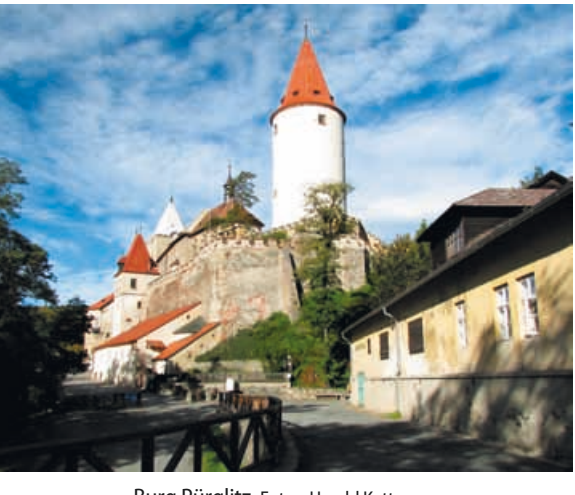
zessin zu Fürstenberg eingeladen hatten. Den Abschluss in Weitra bildete für die Reisegruppe ein Besuch der fürstenbergischen Grablege auf dem ehemaligen Friedhof der Ortschaft Altweitra neben der romanischen Kirche Peter und Paul.

Fürstenberg in Böhmen – Burg Pürglitz und die Schlösser

Der zweite Höhepunkt der Reise war ebenfalls fürstenbergisch geprägt: Burg Pürglitz (heute Křivoklát in der Tschechischen Republik, 50 km westlich von Prag), die alte, aus dem 13. Jahrhundert stammende Burg, deren Geschichte mit so bedeutenden böhmischen Königen wie Ottokar I. und dem späteren Kaiser Karl IV. verbunden ist.

Nach der Heirat der Alleinerbin Maria Anna Gräfin von Waldstein mit Joseph Wilhelm Ernst Fürst zu Fürstenberg (1722) fiel ein großer böhmischer Besitz an Fürstenberg, der erst 1929 an den tschechoslowakischen Staat verkauft wurde. Darunter war auch das Fürstenberg-Palais mit seinen prächtigen Gärten unterhalb der Prager Burg, das nach dem Zweiten Weltkrieg bis auf den heutigen Tag die polnische Botschaft beherbergt und das wir beim Besuch in Prag am Folgetag sahen.

Die Burg Pürglitz, heute eines der kulturellen Zentren des tschechischen Staates, atmet noch immer den fürstenbergischen Geist, vor allem in der prachtvollen Gemäldegalerie mit dem Bildnis von Fürst Joachims Mutter Wilhelmine zu Fürstenberg (1902–1964), einer geborenen Gräfin von Schönburg-Glauchau, der wertvollen Bibliothek



Burg Pürglitz. Fotos: Harald Ketterer.

Wilhelmine zu Fürstenberg (1902–1964).

Bibliothek auf Burg Pürglitz. Fotos: Harald Ketterer.

oder der Schlittensammlung und auch der prächtigen Schlosskapelle.

An die fürstenbergische Vergangenheit erinnerten die anderen bedeutenden fürstenbergischen Hinterlassenschaften wie das Schloss Grund (heute Dřevíč), dem Geburtsort Fürst Joachims (1923), und das Schloss Lány, in dem Joachim neben dem Prager Fürstenberg-Palais eine schöne Kindheit verbringen durfte. Der vorgesehene Besuch von Schloss Grund musste leider ausfallen und Schloss Lány, der heutige Sitz des tschechischen Staatspräsidenten, war nicht zugänglich. Die Baaremer Reisegruppe konnte vom Parktor aus nur einen flüchtigen Blick auf die Parkanlagen werfen.

Nicht zuletzt die ausgiebige Besichtigung der ehemals fürstenbergischen Brauerei Krušovice (deutsch: Kruschwitz) ließ fürstenbergisches Flair verspüren, nicht nur, dass sie das gleiche Schicksal bei den Besitzverhältnissen teilt, sondern es war etwas von der Tradition des böhmischen Pilseners zu erahnen – und dann auch praktisch zu schmecken. Dass im tschechischen Bewusstsein Jan Hus und sein Feuertod in Konstanz heute in Tschechien noch höchst lebendig ist, zeigte sich in Krušovice auf einem Wandbild am Gebäude der Schule, auf dem an Jan Hus und dessen Schicksal und Tod auf dem Scheiterhaufen in „Kostnice“ (Konstanz) 1415 erinnert wurde.

Der Adel in Prag – Palais Waldstein und Fürstenberg

Trotz des prächtigen und weltbekannten Palais Waldstein auf der Prager Kleinseite, das heute als Sitz des Senats der Tschechischen Republik benutzt wird, scheint die bedeutende Rolle der Familie Waldstein in den vergangenen Jahrhunderten in Prag nicht so weit in das geschichtliche Bewusstsein des heutigen Tschechiens gedrungen zu sein. Sicherlich waren die böhmischen Könige als eine der Kurfürsten des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation sehr bedeutend, und auch die böhmischen Adelsfamilien, unter denen die Familie Waldstein eine herausragende Stellung innehatte, hatten in Böhmen eine herausragende Stellung.

Stadtführung mit dem Historiker Jan Županič.

Die Prager Burg mit dem Veitsdom und das Fürstenberg-Palais unterhalb der Burg. Fotos: Horst Fischer.

Jan Županič, Historiker aus Prag, der einige Zeit an der Universität Konstanz weilte, gab in Vortrag und Stadtführung viele interessante Details aus der Geschichte der Waldsteins und der Stadt Prag zur Kenntnis. Doch es wurde klar, dass das deutsche historische Bewusstsein über die bedeutende Rolle Wallensteins im Dreißigjährigen Krieg, geprägt von Friedrich Schillers großem Buch über „Die Geschichte des Dreißigjährigen Krieges“ und seine Dramentrilogie „Wallenstein“ sowie durch Golo Manns meisterhafte Biographie „Wallenstein“ und deren mehrteilige TV-Verfilmung, in Tschechien heute nicht die Bedeutung hat. Die Gemälde und Statuen von Generalissimus Wallenstein scheinen für deutsche Besucher eine größere Bedeutung zu haben als für heutige Tschechen.

Die Reisegruppe vor dem Waldstein-Palais (Gartenseite).

Für die Besucher der Baar waren natürlich die verwandtschaftlichen Beziehungen – Hochzeit von Joseph Wilhelm Ernst Fürst zu Fürstenberg mit Maria Anna Gräfin zu Waldstein im Jahr 1723 – von großem Interesse.

Für alle Reisenden nach Tschechien ist die Goldene Stadt Prag an der Moldau der große unvergessliche Höhepunkt einer Reise nach Böhmen. Im Mittelpunkt der Exkursion des Baarvereins stand natürlich die thematisch bedingte Reduzierung auf den Spuren Waldsteins, so dass für die üblichen Wunder des einstigen Mittelpunkts Europas wie Altstadt oder Karlsbrücke wenig Zeit blieb. Die aufschlussreiche Führung durch den Veitsdom auf dem Burgberg und der kurze Rundgang durch die Burg mit dem Zimmer des Prager Fenstersturzes litten sehr stark unter dem großen Besucherandrang.

Thurn und Taxis in Regensburg – Schloss Emmeram

Die letzte große Station der Reise des Baarvereins – Regensburg – galt der Spurensuche in der Geschichte einer alten traditionsreichen Adelsfamilie, derer von Thurn und Taxis. Vor Ort konnte man eigentlich recht wenig erfahren, war doch Schloss Emmeram eigentlich nur die Entschädigungsgabe des Königreichs Bayern an die eigentlich beendete Wirtschaftsmacht der Thurn und Taxis, begründet durch eine Art Postmonopol in ganz Europa. Hier durfte man eine prächtige Residenz in dem ehemaligen Kloster St. Emmeram bewundern. Es ist dies einer der größten Paläste auf der Welt, der allerdings in seiner Pracht gar nicht so einzigartig ist.

Schloss Emmeram in Regensburg. Foto: Harald Ketterer.

Das Eigentümliche der mächtigen Stellung der Fürsten von Thurn und Taxis konnte man schon aus den einleitenden Erklärungen von Harald Ketterer auf der Busfahrt nach Regensburg erfahren. Und die Erinnerung an die verwandtschaftlichen Beziehungen der Fürstenberger zum alten Adelshaus tat ein Übriges. Am wichtigsten ist dabei Fürstin Elisabeth, geborene Prinzessin von Thurn und Taxis, die als Mutter von Karl Egon II. Fürst zu Fürstenberg Anfang des 19. Jahrhunderts vergeblich auf dem Wiener Kongress gegen die Mediatisierung des Fürstentums Fürstenberg gekämpft hatte.

Die verwandtschaftlichen Beziehungen der heutigen Fürstin Gloria von Thurn und Taxis zu den Fürstenbergern und ihr oftmaliger Aufenthalt als junges Mädchen auf der Baar waren für die Baaremer Besucher sicherlich ein schönes Motiv für das Interesse. Heute ist das Haus Thurn und Taxis in der Person der erfolgreichen Unternehmerin Fürstin Gloria ein exzellentes Beispiel für den Bedeutungswandel des alten Adels in unserer modernen, global vernetzten Welt.

Musikalisches am Rande – Mozart in Salzburg und Donaueschingen

Zum Schluss dieses Exkursionsberichts darf die Erinnerung an die musikalische Ouvertüre der Reise nicht unerwähnt bleiben: Es ist der mehrstündige Aufenthalt in der Mozartstadt Salzburg, in der man lebhaft an den fast zweiwöchigen Aufenthalt des jungen Wolferl mit seiner Schwester Nannerl auf der Heimreise von einer langen Europatournee im Oktober 1766 erinnert wurde.

Dieser erfolgreiche Aufenthalt ist ja der eigentliche Beginn der großen Tradition Donaueschingens als Musikstadt in der recht kleinen fürstenbergischen Residenz am Donauursprung.

Mit dieser Exkursion ist es dem Baarvereins gelungen, einen Blick auf das Thema „Adel im Wandel“ zu richten. Bei der Beschäftigung mit dem Adel stehen meist Geschichte und Tradition im Vordergrund. Bei dieser Exkursion konnte man auch modernes Unternehmertum kennenlernen – bei Landgraf und Prinz Johannes zu Fürstenberg in Weitra und bei Fürstin Gloria von Thurn und Taxis in Regensburg.

Auch die Jahresexkursion am 21. Juni 2020 nimmt das Thema auf und beschäftigt sich mit einer Adelsfamilie: mit dem Gräflichen Haus Königsegg-Aulendorf in Oberschwaben (Bericht im Band 2021 folgt).

Mozart in Salzburg. Foto: Harald Ketterer.

BAAR
VEREIN
Verein für Geschichte
und Naturgeschichte der Baar e.V.
gegründet 1805
Jahres
Programm
2020

1

2

1 Mittwoch | 15.01. | 19 Uhr | Vortrag

In Freislers Fängen

Das Leben und Sterben von Raimund Faller, hingerichtet 1944.
Harald Ketterer und **Evelyn Mrohs-Ketterer** (Löffingen-Bachheim).
In Kooperation mit dem Fürstenberg-Gymnasium, Projekt „Campus FG".
Ort: **Donaueschingen**, Fürstenberg-Gymnasium (Humboldtstraße 1).

2 Mittwoch | 22.01. | 19 Uhr | Vortrag

Von Natur aus Samtpfötchen!

Luchse in Baden-Württemberg.
Armin Hafner, Donautal-Guide (Sauldorf).
Ort: **Donaueschingen**, Landratsamt (Humboldtstraße 11).

3 Mittwoch | 05.02. | 19 Uhr | Vortrag

Die Wälder im Saturday Night Fever

Disco-Kultur im Schwarzwald von 1970 bis 1995.
Dr. Dr. **Michael Fischer**, Zentrum für Populäre Kultur und Musik (Freiburg).
Ort: **Donaueschingen**, Hotel Grüner Baum (Allmendshofen).

4 Samstag | 15.02. | 14 Uhr | Ausstellungsführung

Familiengeheimnisse – *De Narro un si ganz Bagasch*

Die Villinger Fastnacht als Teil der europäischen Kultur.
Peter Graßmann, Städtische Museen Villingen-Schwenningen.
Ort: VS-**Villingen**, Franziskanermuseum (Rietgasse 2).

5 Mittwoch | 04.03. | 19 Uhr | Vortrag

Insektensterben aus naturwissenschaftlicher Sicht

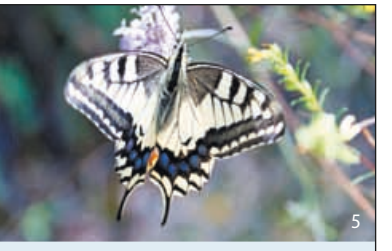
Analyse – Auswirkungen – Gegenmaßnahmen.
Prof. Dr. **Johannes Steidle**, Universität Hohenheim.
Ort: **Donaueschingen**, Landratsamt (Humboldtstraße 11).

6 Sonntag | 15.03. | 10 Uhr bis 17 Uhr | Aktionstag

Geschichte erleben in der Region

Aktionstag Geschichte – Projekte und Vorträge.
Treffen der Heimat- und Geschichtsvereine in der Region.
Ort: **Oberndorf** am Neckar, Augustiner-Klosterkirche (Klosterstraße 1).

4


5

7 Freitag | 27.03. | 19 Uhr | Festakt

150 Jahre *Schriften der Baar*

Mit Vorstellung und Ausgabe des Jahresbandes 2020 (Band 63).
Begrüßung: **Erik Pauly**, Oberbürgermeister von Donaueschingen und **Sven Hinterseh**, Landrat des Schwarzwald-Baar-Kreises.
Prof. Dr. **Dirk Krausse**, Landesamt für Denkmalpflege:
Vortrag: Die Kelten an der oberen Donau.
Ort: **Donaueschingen**, Foyer der Donauhallen
(An der Donauhalle 2).

8 Samstag | 18.04. | 10 Uhr bis 15 Uhr | Exkursion

Linachtalsperre und Bruderkirchle

Technik und Volksglauben in Vöhrenbach.
Harry Kunte und **Christa Knöpfle** (Vöhrenbach).
Treffpunkt: **Vöhrenbach**, am Linach-Kraftwerk (Linachstraße 2).

9 Freitag | 24.04. | 19 Uhr | Versammlung mit Vorstandswahl

Mitgliederversammlung des Baarvereins

Vortrag: Vorderösterreichischer Postweg von Freiburg nach Wien.
Evelyn Mrohs-Ketterer (Löffingen-Bachheim).
Ort: **Donaueschingen**, Hotel Grüner Baum (Allmendshofen).

10 Sonntag | 10.05. | 10 Uhr bis 13 Uhr | Exkursion

Naturschutzgroßprojekt Baar

Spaziergang im Hüfinger Orchideenwald –
umgesetzte Maßnahmen zur Förderung der Orchideen.
Thomas Kring, Projektleiter, Landratsamt Schwarzwald-Baar-Kreis.
Treffpunkt: **Hüfingen**, Wasserhochbehälter Schosenweg,
800 Meter nach dem Gasthaus Mostschöpfle (Schosenweg 6).

11 Samstag | 16.05. | 9:30 Uhr bis 12 Uhr | Exkursion

Kunststoffe gehören nicht in die Umwelt

Rohstoffherstellung aus Abfall im Recyclingbetrieb Firma Kaspar.
Führung durch Dr. **Jochen Kaspar** und Vortrag von
Martin Fetscher, Landratsamt, Amt für Abfallwirtschaft.
Anmeldung bis 10. Mai: *info@baarverein.de*.
Treffpunkt: **St. Georgen**, Firma Kaspar (Industriestraße 43).

8

13

12 Sonntag | 21.06. | Ganztägige Jahresexkursion

Adel im Wandel

Fahrt nach Oberschwaben: Wir besuchen das Pfrunger-Burgweiler Ried und das Gräfliche Haus Königsegg-Aulendorf.
Das Programm liegt der Einladung zur Mitgliederversammlung bei.

13 Mittwoch | 24.06. | 20 Uhr | Vortrag

Die „Perle des Wutachtals“

Streifzüge durch die Geschichte von Bad Boll (Wutachschlucht).
Dr. **Mathias Wider** (Löffingen).
Ort: **Donaueschingen**, Hotel Grüner Baum (Allmendshofen).

14 Samstag | 27.06. | 10 Uhr bis 13 Uhr | Exkursion

Exkursion zum ehemaligen Bad Boll (Wutach)

Dr. **Mathias Wider** (Löffingen).
Strecke etwa 7 km / 165 Höhenmeter
Schwierigkeitsgrad: leicht bis mittel.
Treffpunkt: **Bonndorf**-Boll, Wanderparkplatz (Wutachstraße 21).

15 Samstag | 11.07. | 14 Uhr bis 17 Uhr | Exkursion

Zeitenwende

Ein neues Stadtquartier entwickelt sich aus der ehemaligen Kaserne.
Bernhard Kaiser, Bürgermeister a. D. (Donaueschingen).
Treffpunkt: **Donaueschingen** (Villinger Straße 44).

16 Mittwoch | 22.07. | 18 Uhr | Freiluftvortrag

Die „Gescheiten Buben“ vom Schwarzwald

Bildung und religiöse Erziehung im Donaueschinger Konvikt.
Hubert Mauz (Donauschingen-Wolterdingen).
Ort: **Donaueschingen**, Karl-Wacker-Schule (Fürstenbergstraße 17).

17 Mittwoch | 02.09. | 19 Uhr | Vortrag

Neubürger im Aufwind

Die Ausbreitung der Felsenschwalbe von den Alpen in den Schwarzwald.
Bettina Maier (Freiburg).
Ort: **Donaueschingen**, Hotel Grüner Baum (Allmendshofen).

16

17

18 Samstag | 26.09. | 8:30 Uhr bis 17 Uhr | Museumsbesuch

900 Jahre Freiburg

Bahnfahrt nach Freiburg mit Besuch der beiden Sonderausstellungen:
900 Jahre Leben in der Stadt im Augustinermuseum und
200 Jahre Forschen in der Stadt im Museum für Stadtgeschichte.
Organisator: **Harald Ketterer** (Löffingen).
Anmeldung bis 20. September: *info@baarverein.de.*

19 Mittwoch | 07.10. | 19 Uhr | Vortrag

(Schwarz-) Wald in Not

Die Reparationshiebe 1946–49 in der französischen Besatzungszone.
Dr. **Gerrit Müller**, Diplom-Forstwirt (Friedenweiler).
In Kooperation mit der VHS Hochschwarzwald.
Ort: Titisee-**Neustadt**, Volkshochschule (Sebastian-Kneipp-Anlage 2).

20 Sonntag | 11.10. | 17 Uhr | Konzert mit Moderation

Das Leben des Johann Baptist Krebs

Vom Sohn eines Tagelöhners aus Überauchen zum Opernstar.
Moderation: **Josef Vogt** (Brigachtal) und
Dr. **Friedemann Kawohl** (Villingen-Schwenningen) und
Prof. **Clemens Müller**, Musikhochschule Trossingen.
Kooperation mit „Kultureller Herbst Brigachtal".
Ort: **Brigachtal**-Kirchdorf, St. Martinskirche (Marbacher Straße 6).

21 Mittwoch | 28.10. | 19 Uhr | Vortrag

Kiebitz, Gelbbauchunke, Sibirische Schwertlilie

Die Natur an der oberen Donau im Laufe der Jahreszeiten.
Dr. **Helmut Gehring** (Villingen-Schwenningen).
Ort: **Donaueschingen**, Hotel Grüner Baum (Allmendshofen).

22 Mittwoch | 25.11. | 19 Uhr | Vortrag

Die Erfindung des Schwarzwalds als Erholungslandschaft

Aus der Frühzeit des Schwarzwaldvereins Donaueschingen.
Clemens Joos, Kreisarchivar (Villingen-Schwenningen).
In Kooperation mit dem Schwarzwaldverein Donaueschingen.
Ort: **Donaueschingen**, Landratsamt (Humboldtstraße 11).

19

20

23 Freitag | 11.12. | 19 Uhr | Vortrag

Von Abgeordneten und Zuchthäuslern

Der fürstenbergische Landtag von 1775 in Hüfingen.
Dr. **Thomas Gilgert**, Stadtarchiv Nürnberg.
In Kooperation mit der Stadt Hüfingen.
Ort: **Hüfingen**, Rathaussaal (Hauptstraße 18).

24 Samstag | 19.12. | 15 Uhr bis 18 Uhr | Jahresausklang

Hereinspaziert beim Baarverein

Glühwein und Gebäck in der Geschäftsstelle (Schulstraße 6).

Wenn Sie eine **Mitfahrgelegenheit** zu einer Veranstaltung suchen, melden Sie sich bitte bei der Geschäftsstelle.

Gäste sind herzlich willkommen!

Möchten Sie im Baarverein mitarbeiten? Bitte sprechen Sie uns an. Wir freuen uns über Vorschläge für Themen und Referenten.

Mitgliedschaft im Baarverein (30 €, Familie 40 € / Jugendliche 15 €) mit Jahresband *Schriften der Baar*. Unsere Internetseite enthält die seit 1870 erschienenen Bände.

Alle Informationen, auch über Veranstaltungen außerhalb unserer Region, finden Sie im Newsletter (Bestellung bei der Geschäftsstelle).

Verein für Geschichte und Naturgeschichte der Baar e.V.

Geschäftsstelle:	78166 Donaueschingen · Schulstraße 6
Postadresse:	78159 Donaueschingen · Postfach 1954
Öffnungszeiten:	Montag 18 – 20 Uhr
Telefon:	(0771) 92 94 205
Internet:	www.baarverein.de
E-Mail:	info@baarverein.de
Facebook:	Baarverein
Bankverbindung:	Sparkasse Schwarzwald-Baar IBAN: DE43 6945 0065 0242 2060 10

Titelbild: Eisvogel (Dr. Helmut Gehring). Die Fotos wurden zur Verfügung gestellt von: Harald Ketterer, Armin Hafner, Franziskanermuseum Villingen, Prof. Dr. Johannes Steidle, Christa Schrenk, Dr. Mathias Wider, Hubert Mauz, Bettina Maier, Dr. Gerrit Müller, Dr. Friedemann Kawohl.

Grafik: Rüdiger von Uriel

Die „Schriften des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar“ – im Titel „Schriften der Baar“ – erscheinen in der Regel jährlich im März oder April. Redaktionsschluss ist der 15. September des Vorjahres.

Nach Möglichkeit sollte das vorgesehene Thema vor der Manuskripterstellung der Schriftleitung vorgestellt werden (Kurzbeschreibung). Die Autorin/der Autor versichert, ihren/seinen Beitrag in dieser Form ausschließlich in den Schriften der Baar zu veröffentlichen. Am Textende steht ein Kurzhinweis auf die Autorin/den Autor (z. B. Titel, Beruf, Publikationen, Kontaktdaten, etc.).

Der Textumfang soll 45.000 bis 80.000 Zeichen oder 6.000 Wörter, das sind im Druck 20 Seiten, nicht überschreiten. Bitte senden Sie Ihre Texte in einem üblichen Textverarbeitungsformat als Fließtext ohne Zeilenstopps, Silbentrennungen und Seitenumbrüche.

Achten Sie bitte darauf, die Aussage Ihres Texts durch wesentliche Abbildungen zu ergänzen und zu vertiefen.

Die Manuskripte sind per E-Mail einzureichen:

- **Naturkundliche Beiträge**
  → Prof. Dr. Helmut Gehring, gehring.vs@t-online.de
- **Geschichtliche Beiträge**
  → Michael Tocha, tocha.vs@gmx.de
- **Rezensionen**
  → Dr. Michael Raub, rezensionen@baarverein.de
- **Vereinschronik**
  → Rolf Baiker, rolf.baiker@web.de

Über die Annahme zum Druck entscheidet ein Redaktionsteam.

Die vollständigen Autorenhinweise können unter
http://www.baarverein.de/autorenhinweise.html
eingesehen werden.

In eigener Sache

Die „Schriften der Baar“ füllen mit dem aktuellen Jubiläumsband eine Bibliothek mit 63 Bänden. Sie sind eine Fundgrube für alle, die sich mit regionaler Geschichte und Naturkunde befassen. Sie richten sich an die Mitglieder des Vereins und die interessierte Öffentlichkeit. Die Bände der letzten 50 Jahre sind meist noch verfügbar. Sie können also Ihre Sammlung vervollständigen.

150 Jahre Schriften der Baar

Eine so anspruchsvolle Unternehmung wie die „Schriften der Baar“ ist auf kompetente Mitarbeit angewiesen. Autorinnen und Autoren innerhalb und außerhalb des Baarvereins möchten wir herzlich einladen, ihre Schubladen und Datenbanken zu öffnen und uns Beiträge zur Verfügung zu stellen. Wir freuen uns auch, wenn Sie die Vereinsarbeit mit Ideen und Anregungen, durch Mitmachen oder durch Spenden unterstützen.